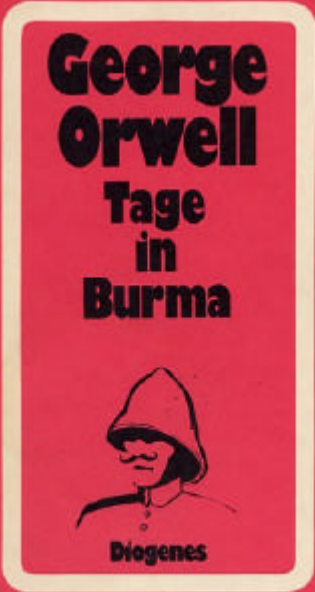


	George Orwell Tage in Burma Roman scanned by AnyBody corrected by Yfffi
»Neunzehnhundertvierundachtzig« begann in einem Außenposten des britischen Weltreichs, in Burma, wo Eric Blair fünf Jahre lang (1922 - 27) ein skeptischer Offizier der Kaiserlich Indischen Polizei war. »Der Dienst entsprach mir nicht und ließ mich den Imperialismus verabscheuen, obwohl nationalistische Gefühle zu dieser Zeit in Burma nicht sehr ausgeprägt und die Beziehungen zwischen den Engländern und den Burmesen nicht besonders schlecht waren. Als ich 1927 in England auf Urlaub war, quittierte ich den Dienst und beschloß, Schriftsteller zu werden.« Aus dem argwöhnischen Beamten Eric Blair wurde der wache Schriftsteller George Orwell. Aus den Eindrücken kolonialer Ungerechtigkeiten wurde der erste, engagierte Roman, <i>Tage in Burma</i>; von den Macht- und Ohnmachtverhältnissen: wie sie der einzelne zu handhaben sucht oder, öfter, ertragen muß. Fast alle sehen sich getrieben von den Umständen - bedrückend genug für die meisten, die sich in ihre Rolle fügen, aber verhängnisvoll für den einen, der sich schüchtern dagegen sträubt.	

ISBN 3 257 20308 X

Originaltitel: »Burmese Days«, London 1935

Diese Übersetzung von Susanna Rademacher vor ihrem Tod ist nicht zu Ende geraten und daher (von S. 291 an) von Tina Richter ergänzt worden.

Copyright © 1982 by Diogenes Verlag AG Zürich

...In dieser unzugangbarn Wildnis

Unter dem Schatten melanchol'scher Wipfel...

(Shakespeare, Wie es euch gefällt)

Inhalt

Inhalt.....3

I.....4

II18

III.....40

IV57

V71

VI85

VII.....104

VIII116

IX129

X.....135

XI145

XII.....157

XIII167

XIV183

XV.....203

XVI213

XVII.....221

XVIII.....231

XIX.....246

XX.....259

XXI.....267

XXII.....276

XXIII.....297

XXIV.....312

XXV328

Kleines Glossar.....335

I

U Po Kyin, Distriktsrichter von Kyauktada in Ober-Burma, saß auf seiner Veranda. Es war erst halb neun, aber man schrieb den Monat April, und in der Luft lag eine Schwüle, eine Drohung der langen, stickigen Mittagsstunden. Hin und wieder bewegte ein schwacher Windhauch, der vergleichsweise kühl erschien, die frisch bewässerten Orchideen, die von der Dachkante herabhingen. Hinter den Orchideen konnte man den staubigen, gekrümmten Stamm einer Palme sehen und weiter hinten den flammenden ultramarinblauen Himmel. Oben im Zenit, so hoch, daß einem beim Hinaufsehen schwindlig wurde, kreisten ein paar Geier ohne den geringsten Flügelschlag.

Ohne zu blinzeln, starrte U Po Kyin wie ein großer Porzellangötze in das wilde Sonnenlicht hinaus. Er war ein Mann von fünfzig Jahren und so dick, daß er sich seit Jahren nicht ohne Hilfe aus seinem Sessel erhoben hatte, dabei aber wohlgestaltet und sogar schön in seiner Fülle; denn die Burmanen werden nicht schlaff und verquollen wie die Weißen, sondern nehmen symmetrisch zu wie schwellende Früchte. Sein Gesicht war großflächig, gelb und völlig faltenlos, und seine Augen hatten eine gelblichbraune Farbe. Seine Füße - platt mit hohem Spann und gleichmäßig langen Zehen - waren nackt wie auch sein kahlgeschorener Kopf, und er war mit einem bunten, magentarot und grün karierten arakanesischen *Longyi* bekleidet, wie die Burmanen sie als bequemes Hausgewand tragen. Er kaute Betel, den er einem auf dem Tisch stehenden Lackkästchen entnahm, und dachte über seine Vergangenheit nach.

Es war ein glänzend erfolgreiches Leben gewesen. U Po Kyins früheste Erinnerung - sie reichte in die achtziger Jahre zurück war der Einmarsch der siegreichen britischen Truppen in Mandalay, den er, ein kugelbäuchiges Kind, mitangesehen hatte. Er erinnerte sich, wie diese Kolonnen großer Beefsteakmänner

mit roten Gesichtern und roten Röcken ihn entsetzt hatten; und die langen Gewehre auf ihren Schultern und das schwere, rhythmische Stampfen ihrer Stiefel. Nach ein paar Minuten hatte er Fersengeld gegeben, denn in seinem kindlichen Sinn hatte er begriffen, daß sein Volk dieser Rasse von Riesen nicht gewachsen war. Auf der Seite der Briten zu kämpfen, von ihrer Größe zu nutzniesen, war schon in der Kindheit sein höchster Ehrgeiz gewesen.

Mit siebzehn hatte er sich um eine Anstellung bei der Regierung beworben, aber ohne Erfolg, denn er war arm und ohne Beziehungen, und so hatte er drei Jahre lang in dem stinkenden Labyrinth der Basare von Mandalay als Gehilfe der Reishändler gearbeitet, und hin und wieder hatte er gestohlen. Dann mit zwanzig Jahren war er durch einen Glücksfall von Erpressung in den Besitz von vierhundert Rupien gekommen; er ging sofort nach Rangun und kaufte sich in eine Regierungsstelle ein. Trotz des geringen Gehaltes war dieser Posten recht einträglich. Ein Ring von Angestellten bezog damals ein regelmäßiges Einkommen aus der Unterschlagung staatlicher Lagerbestände, und Po Kyin (er hieß damals einfach Po Kyin, das ehrenvolle U kam Jahre später) beteiligte sich natürlich daran. Er war jedoch zu talentiert, um sein Leben lang ein kleiner Angestellter zu bleiben und sich auf den kläglichen Diebstahl von Münzen wie Annas und Pice zu beschränken. Eines Tages kam ihm zu Ohren, daß die Regierung, die knapp an unteren Beamten war, einige Angestellte zu befördern gedachte. Diese Nachricht hätte sich binnen einer Woche herumgesprochen, aber es gehörte zu Po Kyins Fähigkeiten, stets eine Woche früher als alle anderen informiert zu sein. Er sah seine Chance und denunzierte alle seine Komplizen, bevor sie gewarnt werden konnten. Die meisten wanderten ins Gefängnis, und Po Kyin wurde zum Lohn für seine Redlichkeit zum Hilfsgemeindebeamten ernannt. Seitdem war er unaufhaltsam aufgestiegen. Jetzt, mit sechsundfünfzig Jahren,

war er Distriktsrichter, und er würde wohl noch weiter befördert werden bis zum amtierenden Kommissar, dem Engländer gleichgestellt und einige sogar untergeordnet waren.

Seine Rechtsprechung geschah nach sehr einfachen Methoden. Auch für die höchste Summe verkaufte er niemals sein Urteil in einem Fall, denn er wußte, daß ein Richter, dessen Urteile gefälscht sind, früher oder später dabei erwischt wird. Sein Verfahren war viel sicherer: er ließ sich von beiden Parteien bestechen und entschied dann den Fall nach streng juristischen Grundsätzen. Das verschaffte ihm den nützlichen Ruf, unparteiisch zu sein. Neben seinen Einkünften von den prozeßführenden Parteien erhob U Po Kyin fortgesetzt einen Zoll, eine Art Privatsteuer von allen Dörfern, die seiner Gerichtsbarkeit unterstanden. Wenn ein Dorf seinen Tribut nicht zahlte, ergriff U Po Kyin Strafmaßnahmen - Räuberbanden überfielen das Dorf, führende Dorfbewohner wurden unter falschen Anklagen verhaftet und so fort -, und die Summe wurde immer binnen kurzem bezahlt. Er erhielt auch einen Anteil am Erlös aller größeren Raubzüge, die im Distrikt verübt wurden. Fast alle diese Tatsachen waren natürlich jedermann bekannt mit Ausnahme von U Po Kyins dienstlichen Vorgesetzten (kein britischer Beamter wird je etwas glauben, was gegen seine eigenen Leute spricht), aber die Versuche, ihn zu entlarven, schlugen ausnahmslos fehl; seine Helfershelfer, die ihm wegen ihres Anteils an der Beute die Treue hielten, waren zu zahlreich. Wenn eine Anklage gegen U Po Kyin vorgebracht wurde, ließ er sie einfach von einer Anzahl hergerichteter Zeugen entkräften und antwortete mit Gegenklagen, die seine Position nur noch stärkten. Er war so gut wie unangreifbar, denn er war ein zu guter Menschenkenner, um sich je falscher Werkzeuge zu bedienen, und außerdem von seinem Ränkespiel derart absorbiert, daß weder Leichtsinns noch Unwissenheit zu einem Fehlgriff führen konnte. Man konnte so gut wie sicher sagen, daß ihm niemand auf seine Schliche kommen und er von Erfolg

zu Erfolg schreiten und schließlich hoch in Ehren und mehrere hunderttausend Rupien schwer sterben würde.

Und auch über das Grab hinaus würde sein Erfolg erhalten bleiben. Nach buddhistischem Glauben werden diejenigen, die im Leben Böses getan haben, als Ratte, Frosch oder sonst ein niederes Tier wieder verkörpert. U Po Kyin war ein guter Buddhist und gedachte sich gegen diese Gefahr abzusichern. Er würde seine letzten Jahre auf gute Werke verwenden, die ihm einen Haufen Verdienste einbringen würden, der sein ganzes übriges Leben aufwog. Diese guten Werke würden wahrscheinlich in der Errichtung von Pagoden bestehen. Vier Pagoden, fünf, sechs, sieben - die Priester würden ihm sagen, wie viele, mit kunstvoller Steinmetzarbeit, vergoldeten Sonnenschirmen und Glöckchen, die im Winde klingelten, jedes Klingeln ein Gebet. Und er würde als Mensch wieder auf die Erde kommen, und zwar als Mann - denn eine Frau steht ungefähr auf derselben Stufe mit einer Ratte oder einem Frosch - oder bestenfalls mit einem würdigeren Tier, z. B. einem Elefanten.

All diese Gedanken flogen U Po Kyin hurtig durch den Kopf, größtenteils in Bildern. Sein Denkapparat war schlau, aber ganz barbarisch und vermochte ausschließlich auf ein bestimmtes Ziel hin zu arbeiten; reine Meditation lag außerhalb seines Horizontes. Jetzt hatte er den Punkt erreicht, auf den seine Gedanken abzielten. Er legte seine ziemlich kleinen, dreieckigen Hände auf die Armlehnen seines Sessels, wandte sich ein wenig um und rief leicht schnaufend:

»Ba Taik! Heh, Ba Taik!«

U Po Kyins Diener Ba Taik trat durch den Perlenvorhang auf die Veranda. Er war sehr klein, und sein pockennarbiges Gesicht hatte einen schüchternen, etwas hungrigen Ausdruck. U Po Kyin zahlte ihm keinen Lohn, denn er hatte wegen Diebstahls im Gefängnis gesessen, und ein Wort hätte genügt, ihn wieder dorthin zu bringen. Während Ba Taik sich seinem Herrn näherte,

verbeugte er sich so tief, daß man den Eindruck hatte, er ginge rückwärts.

»Heiligster Gott?« fragte er.

»Wartet jemand auf mich, Ba Taik?«

Ba Taik zählte die Wartenden an den Fingern auf: »Da ist der Dorfälteste aus Thitpingyi mit Geschenken, Euer Ehren, und zwei Bauern mit einer Klage wegen Überfall, die sie bei Euer Ehren vorbringen wollen, auch sie mit Geschenken. Ko Ba Sein, der Oberschreiber aus dem Büro des amtierenden Kommissars, wünscht Sie zu sehen, und außerdem der Polizist Ali Shah und ein Bandit, dessen Namen ich nicht weiß. Ich glaube, sie haben Streit wegen ein paar Goldreifen, die sie gestohlen haben. Und dann ist da noch ein junges Bauernmädchen mit einem Säugling.«

»Was will sie?« fragte U Po Kyin.

»Sie sagt, das Kind wäre von Ihnen, Heiligster.«

»Aha. Und wieviel hat der Dorfälteste mitgebracht?«

Ba Taik glaubte, es seien nur zehn Rupien und ein Korb Mangopflaumen.

»Sag dem Ältesten«, sagte U Po Kyin, »es müssen zwanzig Rupien sein, und wenn das Geld nicht bis morgen hier ist, werden er und sein Dorf es bereuen. Die anderen werde ich später empfangen. Jetzt soll Ko Ba Sein zu mir hereinkommen.«

Ba Sein erschien sogleich. Er war ein aufrechter, schmalschultriger Mann, sehr groß für einen Burmanen, und hatte ein merkwürdig glattes Gesicht, das an Mokka-Creme denken ließ. Für U Po Kyin war er ein nützliches Werkzeug. Phantasielos und fleißig, war er ein ausgezeichnete Angestellter, und Mr. Macgregor, der amtierende Kommissar, vertraute ihm die meisten seiner dienstlichen Geheimnisse an. U Po Kyin, den seine Gedanken in gute Laune versetzt hatten, begrüßte Ba Sein lachend und wies auf das Betelkästchen.

»Nun, Ko Ba Sein, wie geht unsere Angelegenheit voran? Ich hoffe, daß sie, wie unser lieber Mr. Macgregor sagen würde«, - U Po Kyin ging plötzlich zum Englischen über - »bemerkenswerte Fortschritte macht?«

Ba Sein lächelte nicht über den kleinen Scherz. Während er sich steif und langrückig in den freien Sessel setzte, antwortete er:

»Ausgezeichnet, Sir. Unsere Zeitung ist heute morgen gekommen. Wenn Sie freundlicherweise sehen wollen ...«

Er zog eine Nummer einer zweisprachigen Zeitung namens *Burma-Patriot* heraus. Sie war ein erbärmlicher, acht Seiten umfassender Fetzen, auf löschblattartigem Papier miserabel gedruckt, und bestand teils aus Nachrichten, die von der *Ranguner Gazette* gestohlen waren, teils aus schwächlichen nationalistischen Heldentaten. Auf der letzten Seite waren die Typen verrutscht, so daß sie von oben bis unten kohlschwarz war, als trüge die Zeitung Trauer wegen ihrer geringen Auflage. Der Artikel, dem U Po Kyin sich nun zuwandte, war in einer anderen Type gesetzt als der übrige Text. Er lautete:

In dieser glücklichen Zeit, da wir armen Schwarzen durch die mächtige westliche Zivilisation mit ihren mannigfaltigen Wohltaten wie Kinematograph, Maschinengewehre, Syphilis usw. einen ungeahnten Aufstieg genießen, welches Thema könnte da interessanter sein als das Privatleben unserer europäischen Wohltäter? Wir glauben darum, daß es unsere Leser vielleicht interessieren wird, etwas über die Vorgänge in dem binnenländischen Distrikt von Kyauktada zu hören. Besonders von Mr. Macgregor, dem ehrenwerten Kommissar besagten Distrikts.

Mr. Macgregor gehört zum Typ des vornehmen alten englischen Gentleman, für den wir, in dieser glücklichen Zeit, so viele Beispiele vor Augen haben. Er ist ein »Familienmensch«, wie unsere lieben englischen Vetter sagen. Er ist sogar in

höchstem Maße ein Familienmensch«, denn er hat im Distrikt Kyauktada, wo er ein Jahr lang war, drei Kinder, und in Shwemyo, seinem letzten Distrikt, sechs kleine Nachkommen hinterlassen. Vielleicht ist es Mr. Macgregor versehentlich entgangen, daß er diese kleinen Kinder völlig unversorgt zurückgelassen hat und daß einige ihrer Mütter dem Hungertode nahe sind usw. usw. usw.

In diesem Ton ging es noch eine Spalte lang weiter, und so jämmerlich es war, so war es doch über den übrigen Inhalt der Zeitung hoch erhaben. U Po Kyin las den Artikel, den er auf Armeslänge von sich abhielt - er war weitsichtig -, sorgfältig durch, schürzte nachdenklich die Lippen und entblöste eine große Anzahl tadelloser kleiner Zähne, die vom Betelsaft blutrot gefärbt waren.

»Der Redakteur wird sechs Monate Gefängnis dafür kriegen«, sagte er schließlich.

»Das stört ihn nicht. Wie er sagt, ist die Zeit im Gefängnis die einzige, wo er vor seinen Gläubigern sicher ist.«

»Und du sagst, dein kleiner Lehrling Hla Pe hat diesen Artikel ganz allein geschrieben? Ein sehr gescheiter Bursche - ein höchst vielversprechender Bursche! Erzähl mir nie wieder, daß diese staatlichen höheren Schulen Zeitverschwendung sind. Hla Pe wird bestimmt seinen Angestelltenposten bekommen.«

»Dann glauben Sie also, Sir, daß dieser Artikel genügen wird?«

U Po Kyin antwortete nicht sofort. Ein schnaufendes, gequältes Geräusch ging von ihm aus; er versuchte sich von seinem Sessel zu erheben. Ba Taik war dieses Geräusch nicht unbekannt. Er trat durch den Perlenvorhang, und er und Ba Sein legten je eine Hand unter U Po Kyins Achselhöhlen und hieften ihn auf die Beine. U Po Kyin blieb einen Augenblick stehen, um wie ein Fischträger, der seine Last zurechtrückt, das Gewicht seines Bauches auf den Beinen ins Gleichgewicht zu bringen.

Dann entließ er Ba Taik mit einem Wink.

»Nein, genügt nicht«, sagte er auf Ba Seins Frage. »Genügt keineswegs. Da gibt es noch eine Menge zu tun. Aber dies ist der richtige Anfang. Hör zu.«

Er ging zur Brüstung und spuckte einen Mundvoll scharlachroten Betelsaft aus, dann begann er, die Hände auf dem Rücken, mit kurzen Schritten auf der Veranda auf und ab zu schreiten. Die Reibung seiner gewaltigen Schenkel verlieh seinem Gang etwas leicht Watschelndes. Während er auf und ab ging, sprach er in dem unreinen Jargon der Regierungsbüros - einem Mischmasch aus burmanischen Verben und abstrakten englischen Redewendungen:

»Also, gehen wir diese Angelegenheit von Anfang an durch. Wir werden einen konzertierten Angriff auf Dr. Veraswami machen, den Zivilchirurgen und Gefängnisdirektor. Wir werden ihn verleumden, seinen Ruf zerstören und ihn schließlich für immer ruinieren. Es ist ein ziemlich heikles Unternehmen.«

»Ja, Sir.«

»Wir riskieren nichts, aber wir müssen langsam vorgehen. Wir haben es hier nicht mit einem jämmerlichen Angestellten oder Polizisten zu tun. Wir haben es mit einem hohen Beamten zu tun, und ein hoher Beamter, auch ein Inder, ist etwas anderes als ein Angestellter. Wie ruiniert man einen Angestellten? Ganz leicht; eine Anklage, zwei Dutzend Zeugen, Entlassung und Gefängnis. Aber das genügt hier nicht. Sachte, sachte, ganz sachte werde ich vorgehen. Kein Skandal und vor allem keine offizielle Ermittlung. Keine Beschuldigungen, auf die man etwas erwidern kann, und doch muß ich es binnen drei Monaten jedem Europäer in Kyauktada einhämmern, daß der Doktor ein Schurke ist. Womit soll ich ihn beschuldigen? Bestechung geht nicht, ein Arzt bekommt keine nennenswerten Bestechungsgelder. Was dann?«

»Wir könnten vielleicht eine Meuterei im Gefängnis

einrichten«, sagte Ba Sein. »Man würde dem Doktor die Schuld geben, er ist ja der Direktor.«

»Nein, das ist zu gefährlich. Ich will nicht, daß die Gefängniswärter nach allen Richtungen um sich schießen. Außerdem wäre es kostspielig. Es muß also Illoyalität sein, das ist klar - Nationalismus, Aufhetzung zum Aufruhr. Wir müssen den Europäern einreden, daß der Doktor illoyale, antibritische Ansichten hat. Das ist viel schlimmer als Bestechung; von einem eingeborenen Beamten erwarten sie sowieso, daß er bestechlich ist. Aber wenn sie auch nur einen Augenblick an seiner Loyalität zweifeln, ist er erledigt.«

»Es wäre schwer zu beweisen«, wandte Ba Sein ein. »Der Doktor ist den Europäern gegenüber sehr loyal. Er wird böse, wenn jemand etwas gegen sie sagt. Und sie wissen es, glauben Sie nicht?«

»Unsinn, Unsinn«, sagte U Po Kyin behaglich. »Kein Europäer schert sich um Beweise. Bei einem Mann mit schwarzem Gesicht ist im Verdacht schon Beweis. Ein paar anonyme Briefe wirken Wunder. Es ist nur eine Frage der Ausdauer; anklagen, anklagen, immer wieder anklagen - so muß man mit den Europäern umgehen. Ein anonym Brief nach dem anderen, abwechselnd an alle Europäer. Und dann, wenn ihr Mißtrauen gründlich geweckt ist -« U Po Kyin zog den einen kurzen Arm hinter dem Rücken hervor und schnipste mit Daumen und Finger. »Wir beginnen mit diesem Artikel im *Burma-Patriot*«, setzte er hinzu. »Die Europäer werden vor Wut schäumen, wenn sie ihn sehen. Der nächste Schritt ist, ihnen einzureden, daß der Doktor ihn geschrieben hat.«

»Es wird schwierig sein, dieweil er unter den Europäern Freunde hat. Sie alle gehen zu ihm, wenn sie krank sind. Er hat Mr. Macgregor von seinen Blähungen geheilt bei diesem kalten Wetter. Sie betrachten ihn als einen sehr klugen Doktor, glaube ich.«

»Wie wenig du die Europäer verstehst, Ko Ba Sein! Die Europäer gehen nur zu Veraswami, weil es in Kyauktada keinen anderen Arzt gibt. Kein Europäer vertraut einem Mann mit schwarzem Gesicht. Nein, bei den anonymen Briefen kommt es nur drauf an, daß man genug schickt. Ich werde bald dafür sorgen, daß er keine Freunde mehr hat.«

»Da ist Mr. Flory, der Holzhändler«, sagte Ba Sein. (Er sprach es ›Mr. Porley‹ aus.) »Er ist ein guter Freund von dem Doktor. Ich sehe ihn jeden Morgen zu ihm gehen, wenn er in Kyauktada ist. Zweimal hat er den Doktor sogar zum Essen eingeladen.«

»Ah, da hast du recht. Wenn Flory ein Freund von dem Doktor wäre, das könnte uns schaden. Man kann einen Inder nicht verletzen, wenn er einen europäischen Freund hat. Das gibt ihm - wie heißt das Wort, das sie so gern haben? - Prestige. Aber Flory wird seinen Freund sehr schnell fallenlassen, wenn die Schererei anfängt. Diese Leute haben kein Gefühl der Treue zu einem Eingeborenen. Übrigens weiß ich zufällig, daß Flory ein Feigling ist. Mit dem werde ich fertig. Deine Rolle ist, Mr. Macgregor zu beobachten, Ko Ba Sein. Hat er in letzter Zeit an den Kommissar geschrieben - vertraulich, meine ich?«

»Er hat vor zwei Tagen geschrieben, aber als wir den Brief über Dampf geöffnet haben, fanden wir, daß es nichts von Bedeutung war.«

»Nun gut, wir werden ihm was zu schreiben geben! Und sobald er den Doktor verdächtigt, dann ist es Zeit für diese andere Angelegenheit, von der ich zu dir gesprochen habe. So werden wir - was pflegt Mr. Macgregor zu sagen? Ach ja, ›zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen‹. Einen ganzen Schwarm von Fliegen - haha!«

U Po Kyins Lachen war ein ekelhaftes Blubbern tief in seinem Bauch wie die Vorbereitung eines Hustenanfalls; dabei klang es fröhlich, sogar kindlich. Er sagte nichts weiter über die

›andere Angelegenheit‹, die selbst für ein Gespräch auf der Veranda zu privat war. Als Ba Sein merkte, daß die Unterredung beendet war, stand er auf und verbeugte sich eckig wie ein mit einem Gelenk versehenes Lineal.

»Wünscht Euer Ehren sonst noch etwas?« fragte er.

»Vergewissere dich, daß Mr. Macgregor den heutigen *Burma-Patriot* zu sehen bekommt. Hla Pe solltest du lieber sagen, er soll einen Ruhranfall bekommen und nicht ins Büro gehen. Ich brauche ihn für die anonymen Briefe. Das wäre für den Augenblick alles.«

»Dann darf ich gehen, Sir?«

»Gott sei mit dir«, sagte U Po Kyin etwas zerstreut, und gleich darauf rief er wieder nach Ba Taik. Er verschwendete keinen Augenblick seines Tages. Er brauchte nicht lange dazu, die anderen Besucher abzufertigen und das Dorfmadchen ohne Lohn wegzuschicken, nachdem er ihr Gesicht gemustert und gesagt hatte, er erkenne sie nicht. Jetzt war Frühstückszeit. Schmerzhafte Hungergefühle, die ihn jeden Morgen pünktlich um diese Stunde überkamen, begannen seinen Leib zu peinigen. Er rief dringlich:

»Ba Taik! Heh, Ba Taik! Kin Kin! Mein Frühstück! Mach schnell, ich verhungere.«

Im Wohnzimmer hinter dem Vorhang war bereits der Tisch gedeckt: eine riesige Schüssel Reis und ein Dutzend Schälchen mit Curry, getrockneten Garnelen und Scheibchen von grünen Mangopflaumen. U Po Kyin watschelte zum Tisch, ließ sich grunzend nieder und fiel sofort über das Essen her. Seine Frau Ma Kin stand hinter ihm und bediente ihn. Sie war eine hagere Frau von fünfundvierzig Jahren mit einem freundlichen, hellbraunen Affengesicht. U Po Kyin beachtete sie nicht, während er aß. Die Schüssel dicht unter der Nase, stopfte er schnell atmend mit flinken, fettigen Fingern die Speisen in sich hinein. All seine Mahlzeiten waren flink, leidenschaftlich und

enorm, weniger Mahlzeiten als Orgien, Schwelgereien in Curry und Reis. Als er fertig war, lehnte er sich zurück, rülpste ein paarmal und befahl Ma Kin, ihm eine grüne burmanische Zigarre zu holen. Er rauchte nie englischen Tabak, der, wie er erklärte, keinen Geschmack hatte.

Bald darauf zog U Po Kyin mit Ba Taiks Hilfe seinen Büroanzug an; dann stand er eine Weile vor dem hohen Spiegel im Wohnzimmer und bewunderte sich. Es war ein holzgetäfelter Raum mit zwei Säulen, noch als Teakholzstämme erkennbar, die den Firstbalken trugen; es war dunkel und schlampig darin wie in allen burmanischen Zimmern, obgleich U Po Kyin es nach ›Ingaleik‹-Mode eingerichtet hatte mit einem furnierten Büfett und passenden Sesseln, einigen Lithographien von der königlichen Familie und einem Feuerlöscher. Auf dem Fußboden lagen Bambusmatten, die mit Limonen- und Betelsaft befleckt waren.

Ma Kin saß in der Ecke auf einer Matte und nähte an einem *Ingyi*. U Po Kyin drehte sich langsam vor dem Spiegel und bemühte sich, einen Blick auf seine Rückseite zu werfen. Er trug einen *Gaungbaung* aus hellrosa Seide, einen *Ingyi* aus gestärktem Musselin und einen *Paso* aus Mandalay-Seide, einem prachtvollen lachsfarbenen, gelb gemusterten Brokat. Mit Anstrengung drehte er den Kopf und betrachtete wohlgefällig den stramm und glänzend sein riesiges Hinterteil bedeckenden *Paso*. Er war stolz auf seine Beileibtheit, weil die Masse Fleisch für ihn ein Symbol seiner Größe war. Er war einst ein unbekannter Hungerleider gewesen - jetzt war er dick, reich und gefürchtet. Er fühlte sich geschwellt von den Leibern seiner Feinde - ein Gedanke, aus dem er etwas sog, was der Poesie sehr nahe kam.

»Mein neuer *Paso* war billig - nur zweiundzwanzig Rupien, heh, Kin Kin?« fragte er.

Ma Kin beugte den Kopf über ihre Näharbeit. Sie war eine schlichte, altmodische Frau, die noch weniger über europäische

Gewohnheiten gelernt hatte als U Po Kyin. Sie konnte nicht ohne Mißbehagen auf einem Stuhl sitzen. Jeden Morgen ging sie, einen Korb auf dem Kopf, zum Basar wie eine Bauernfrau, und abends konnte man sie in ihrem Garten knien sehen, wo sie zu dem weißen Turm der Pagode betete, welche die Stadt krönte. Seit mindestens zwanzig Jahren vertraute U Po Kyin ihr seine Intrigen an.

»Ko Po Kyin«, sagte sie, »du hast in deinem Leben sehr viel Böses getan.«

U Po Kyin machte eine abwehrende Handbewegung. »Was schadet das? Meine Pagoden werden alles wiedergutmachen. Ich habe noch viel Zeit.«

Ma Kin beugte den Kopf wieder über ihre Näharbeit, sie hatte einen eigensinnigen Ausdruck wie immer, wenn sie etwas mißbilligte.

»Aber Ko Po Kyin, wozu all dieses Pläneschmieden und Intrigieren? Ich habe dich auf der Veranda mit Ko Ba Sein sprechen gehört. Du planst etwas Böses gegen Dr. Veraswami. Warum willst du diesem indischen Arzt schaden? Er ist ein guter Mann.«

»Was verstehst du von diesen dienstlichen Angelegenheiten, Weib? Der Doktor ist mir im Wege. Erstens weigert er sich, Bestechungsgelder anzunehmen, und das erschwert uns anderen das Leben. Und außerdem - nun, da ist noch etwas anderes, was du mit deinem Weibergehirn nie verstehen kannst.«

»Ko Po Kyin, du bist reich und mächtig geworden, und was hat es dir genützt? Wir waren glücklicher, als wir arm waren. Ach, ich besinne mich so gut darauf, wie du nur ein Gemeindebeamter warst, das erste Mal, daß wir ein eigenes Haus hatten. Wie stolz waren wir auf unsere neuen Korbmöbel und auf deinen Füllfederhalter mit dem goldenen Klipp! Und wie geehrt fühlten wir uns, als der junge englische Polizeioffizier zu uns kam und auf dem besten Stuhl saß und

eine Flasche Bier trank! Geld bringt kein Glück. Was willst du jetzt mit noch mehr Geld?»

»Unsinn, Weib, Unsinn! Kümmere du dich um deine Kocherei und Näherei und überlaß die dienstlichen Angelegenheiten denen, die was davon verstehen.«

»Nun ja, ich weiß nicht. Ich bin deine Frau und habe dir immer gehorcht. Aber wenigstens ist es nie zu früh, sich Verdienst zu erwerben. Du solltest danach streben, mehr Verdienst zu erwerben, Ko Po Kyin! Willst du nicht zum Beispiel ein paar lebende Fische kaufen und im Fluß freisetzen? Man kann auf diese Weise viel Verdienst erwerben. Außerdem haben die Priester, als sie heute früh ihren Reis holten, mir erzählt, daß im Kloster zwei neue Priester sind, die auch Hunger haben. Willst du ihnen nicht etwas geben, Ko Po Kyin? Ich selber habe ihnen nichts gegeben, damit du das Verdienst dafür erwerben kannst.«

U Po Kyin wandte sich vom Spiegel ab. Dieser Appell hatte ihn ein wenig getroffen. Wenn es ohne Unbequemlichkeit zu machen war, versäumte er keine Gelegenheit, Verdienst zu erwerben. In seinen Augen war die Summe seiner Verdienste eine An Bankkonto, das sich unablässig vermehrte. Jeder im Fluß freigesetzte Fisch, jedes Geschenk für einen Priester war ein Schritt auf dem Wege zum Nirwana. Das war ein beruhigender Gedanke. Er gab Anweisung, den Korb Mangopflaumen, den der Dorfälteste gebracht hatte, ins Kloster zu schicken.

Bald darauf verließ er das Haus und ging die Straße hinunter, gefolgt von Ba Taik, der einen Aktenordner trug. Er ging langsam und sehr aufrecht, um seinen umfangreichen Bauch im Gleichgewicht zu halten, und hielt über dem Kopf einen gelbseidenen Sonnenschirm. Sein rosa *Paso* glitzerte in der Sonne wie ein in Satinpapier gewickeltes Praliné. Er ging ins Gericht zur Verhandlung der heute anstehenden Rechtsfälle.

II

Etwa um die Zeit, als U Po Kyin mit seinen Vormittagsgeschäften begann, ging ›Mr. Porley‹, der Holzhändler und Freund von Dr. Veraswami, aus seinem Haus und auf den Weg zum Club.

Flory war ein etwa fünfunddreißigjähriger, mittelgroßer, nicht unansehnlicher Mann. Er hatte sehr schwarzes, steifes, tief ansetzendes Haar und einen gestutzten schwarzen Schnurrbart, und seine von Natur bläßliche Haut war von der Sonne gebleicht. Da er weder dick noch kahl geworden war, wirkte er nicht älter als seine Jahre, aber sein Gesicht war trotz der Sonnenbräune sehr abgezehrt mit schmalen Wangen und einem eingesunkenen, welken Aussehen um die Augen. Er hatte sich offenbar heute morgen nicht rasiert. Er trug das übliche weiße Hemd, khakifarbene Drellshorts und Strümpfe, aber statt eines Tropenhelms einen zerbeulten breitkrempigen Filzhut, den er schief über das eine Auge gezogen hatte. Er hatte einen Bambusstock mit einem Handgelenkriemen bei sich, und ein schwarzer Cockerspaniel namens Flo trottete hinter ihm her.

Aber all dies waren sekundäre Kennzeichen. Das erste, was an Flory auffiel, war ein häßliches Muttermal, das sich als gezackter Halbmond über seine linke Wange zog, vom Auge bis zum Mundwinkel. Von links her gesehen hatte sein Gesicht ein angeschlagenes, vergrämes Aussehen, als wäre das Muttermal ein Bluterguß - denn es war von dunkelblauer Farbe. Er war sich seiner Häßlichkeit voll bewußt. Und stets, wenn er nicht allein war, hatten seine Bewegungen eine seitlich schräge Tendenz, da er ständig lavierte, um das Muttermal nicht sehen zu lassen.

Florys Haus stand oberhalb des Marktplatzes, dicht am Rande des Dschungels. Von dem Gartentor aus senkte sich der ausgedörrte, khakifarbene Marktplatz steil herab, und um ihn herum stand ein halbes Dutzend blendendweißer Bungalows. Alles zitterte und bebte in der heißen Luft. Auf halbem Wege

bergab lag ein von einer weißen Mauer umgebener englischer Friedhof und nahebei eine kleine Kirche mit einem Blechdach. Dahinter war der European Club, und wenn man den Club - einen plumpen, einstöckigen Holzbau - ansah, hatte man das eigentliche Zentrum der Stadt vor sich. In jeder indischen Stadt ist der Europäische Club die geistige Zitadelle, der eigentliche Sitz der britischen Macht, das Nirwana, nach dem die eingeborenen Beamten und Millionäre vergeblich schmachten. Das war hier doppelt der Fall, denn der Club von Kyauktada rühmte sich, daß er, fast als einziger Club in Burma, nie einen Orientalen als Mitglied aufgenommen hatte. Hinter dem Club strömte riesig und ockergelb der Irrawaddy und blitzte an Stellen, auf die die Sonne fiel, wie Diamanten; jenseits erstreckte sich die große Einöde von Reisfeldern, die am Horizont von einer Kette schwärzlicher Berge abgeschlossen wurde.

Die Eingeborenenstadt einschließlich der Gerichtsgebäude und des Gefängnisses lag drüben auf der rechten Seite, größtenteils zwischen grünen Hainen von heiligen Bobäumen versteckt. Der Turm der Pagode erhob sich aus den Bäumen wie ein schlanker Speer mit goldener Spitze. Kyauktada war für das obere Burma eine ziemlich typische Stadt, die sich zwischen den Tagen von Marco Polo und 1910 nicht sehr verändert hatte und die im Mittelalter noch ein weiteres Jahrhundert hätte schlafen können, wenn sie sich nicht als passende Stelle für eine Eisenbahnendstation erwiesen hätte. 1910 machte die Regierung sie zum Hauptquartier eines Distrikts und zum Sitz des Fortschritts - zu verstehen als ein Block von Gerichtsgebäuden mit ihrer Armee von dicken, aber gierigen Anwälten, einem Krankenhaus, einer Schule und einem dieser riesengroßen, beständigen Gefängnisse, welche die Engländer überall zwischen Gibraltar und Hong Kong gebaut haben. Die Bevölkerung betrug etwa viertausend, darunter ein paar hundert Inder, ein paar Dutzend Chinesen und sieben Europäer. Es gab

auch zwei Eurasier, Mr. Francis und Mr. Samuel, die Söhne eines amerikanischen baptistischen Missionars und einer römisch katholischen Missionarin. Die Stadt enthielt keinerlei Sehenswürdigkeiten außer einem indischen Fakir, der seit zwanzig Jahren in einem Baum in der Nähe des Basars lebte und sich sein Essen jeden Morgen in einem Korb heraufzog.

Flory gähnte, als er aus seinem Tor trat. Er hatte sich gestern abend halb betrunken, und das blendende Licht machte ihn reizbar. »O dieses verdammte Loch!« dachte er, während er den Hügel hinabschaute. Und da außer dem Hund niemand in der Nähe war, begann er laut zu singen: »Scheißig, scheißig, scheißig, scheißig geht es her« zur Melodie von »Heilig, heilig, heilig, heilig ist der Herr«, während er die heiße, rote Straße hinunterging und dabei das ausgedörrte Gras mit seinem Stock peitschte. Es war fast neun Uhr, und die Sonne wurde mit jeder Minute glühender. Die Hitze hämmerte einem auf den Kopf mit stetigen, rhythmischen Stößen wie Schläge mit einem riesigen Polster. Flory blieb vor dem Gartentor des Clubs stehen und wußte nicht recht, ob er hineingehen oder die Straße weitergehen und Dr. Veraswami besuchen sollte. Dann fiel ihm ein, daß heute »englischer Posttag« war und die Zeitungen gekommen sein würden. Er ging hinein, vorbei an dem hohen Drahtgitter des Tennisplatzes, das mit einer Kletterpflanze mit sternförmigen malvenfarbigen Blüten bewachsen war.

Auf den Rabatten neben dem Weg drängten sich englische Blumen - Phlox und Rittersporn, Stockrosen und Petunien -, die die Sonne noch nicht erschlagen hatte, in üppiger Größe und Fülle. Die Petunien waren riesig, fast wie Bäume. Einen Rasen gab es nicht, aber ein Gebüsch von einheimischen Bäumen und Sträuchern - goldgelbe Mohurbäume wie große Sonnenschirme mit blutroten Blüten, Jasminsträucher mit sahnefarbenen, stiellosen Blüten, purpurne Bougainvillea, scharlachroter Hibiskus und die rosafarbene chinesische Rose, gallig grüne Krotons, gefiederte Tamarindenwedel. Der Zusammenstoß der

Farben in dem blendenden Licht tat den Augen weh. Ein fast nackter *Mali* bewegte sich, die Gießkanne in der Hand, in dem Blumenschungel wie ein großer honigsaugender Vogel.

Auf den Stufen zum Club stand, die Hände in den Taschen seiner Shorts, ein strohblonder Engländer mit stacheligem Schnurrbart, zu weit auseinanderstehenden hellgrauen Augen und im Verhältnis zu seinen Beinen abnorm dünnen Waden. Es war Mr. Westfield, der Polizeiinspektor des Distrikts. Mit sehr gelangweilter Miene schaukelte er auf den Fersen vor und zurück und schürzte die Oberlippe, so daß sein Schnurrbart ihn an der Nase kitzelte. Er grüßte Flory mit einer leichten Seitenbewegung des Kopfes. Er sprach knapp und soldatisch und ließ jedes Wort weg, das nicht unbedingt notwendig war. Fast alles, was er sagte, war als Scherz gemeint, aber sein Ton war dumpf und melancholisch.

»Hallo Flory, alter Junge. Ganz fürchterlicher Morgen, was?«

»Damit müssen wir in dieser Jahreszeit wohl rechnen«, sagte Flory. Er hatte sich ein bißchen zur Seite gewandt, so daß die Wange mit dem Muttermal von Westfield abgewandt war.

»Ja, verdammt nochmal. Zwei Monate noch so weiter. Voriges Jahr bis Juni nicht einen Tropfen Regen. Sehen Sie den verfluchten Himmel an, kein Wölkchen. Wie so ein verdammt großer blauer Emailletopf. Mein Gott, was gäb man darum, jetzt in Piccadilly zu sein, heh?«

»Sind die englischen Zeitungen gekommen?«

»Ja. Der liebe alte *Punch*, *Pink'un* und *Vie Parisienne*. Kriegt man direkt Heimweh, wenn man sie liest, was? Kommen Sie rein, trinken wir was, eh das ganze Eis schmilzt. Der alte Lackersteen hat richtig darin gebadet. Schon halb blau.«

Sie gingen hinein, und Westfield bemerkte in seinem düsteren Ton: »Geh voran, Macduff.« Die Clubräume hatten mit Teakholz getäfelte Wände, die nach Erdöl rochen; es waren nur vier Räume, von denen einer eine trostlose »Bibliothek« von

fünfhundert verschimmelten Romanen enthielt und ein anderer einen alten, schäbigen Billardtisch, der jedoch selten benutzt wurde, weil fast das ganze Jahr hindurch Scharen von geflügelten Insekten um die Lampen summten und sich auf dem Filzbezug niederließen. Außerdem gab es ein Spielzimmer und eine ›Lounge‹, aus der man über eine breite Veranda zum Fluß hinausblickte; aber zu dieser Tageszeit waren alle Veranden mit grünen Bambusstabjalousien verhängt. Die Lounge war ein ungemütlicher Raum, mit Kokosmatten auf dem Boden und Korbesseln und tischen, auf denen glänzende illustrierte Zeitschriften herumlagen. Als Ausschmückung gab es eine Anzahl ›Bonzo‹-Bilder und die verstaubten Sambarschädel. Ein träge fächernder Punkah schüttelte Staub in die lauwarme Luft.

Drei Männer waren in diesem Raum. Unter dem *Punkah* räkelte sich ein blühender, gutaussehender, etwas gedunsener Mann von vierzig Jahren, den Kopf in die Hände gestützt, quer über den Tisch und stöhnte vor Schmerzen. Das war Mr. Lackersteen, der örtliche Geschäftsführer einer Holzfirma. Er war am Abend vorher schwer betrunken gewesen und litt nun darunter. Ellis, örtlicher Geschäftsführer einer anderen Firma, stand vor der Anschlagtafel und studierte mit bitter konzentrierter Miene eine Bekanntmachung. Er war ein kleiner, drahthaariger Mensch mit blassem, scharf geschnittenem Gesicht und unruhigen Bewegungen. Maxwell, der geschäftsführende Bezirks-Forstbeamte, lag in einem Liegestuhl, las im *Field* und war unsichtbar bis auf zwei grobknochige Beine und dicke, mit feinen Härchen bedeckte Unterarme.

»Seht euch diesen ungezogenen alten Mann an«, sagte Westfield, Mr. Lackersteen halb zärtlich bei den Schultern packend und ihn schüttelnd. »Beispiel für die Jugend, was? Gut, daß es nicht uns erwischt hat, und so weiter. Man kann sich vorstellen, wie man mit vierzig sein wird.«

Mr. Lackersteen gab ein Stöhnen von sich, das wie ›Brandy‹

klang.

»Armer alter Kerl«, sagte Westfield; »ein richtiger Märtyrer des Alkohols, heh? Seht nur, wie er's aus allen Poren ausschwitzt. Erinnert mich an den alten Hauptmann, der immer ohne Moskitonetz schlief. Als sein Diener gefragt wurde, warum, antwortete der: ›Nachts Master zu betrunken, um Moskitos zu bemerken; morgens Moskitos zu betrunken, um Master zu bemerken.‹ Seht ihn euch an - nach der Sauferei gestern abend will er jetzt noch mehr. Dabei kommt eine kleine Nichte zu ihm zu Besuch. Soll heute abend kommen, nicht wahr, Lackersteen?«

»Ach, laß diesen Saufkopp in Ruhe«, sagte Ellis, ohne sich umzudrehen. Er hatte einen gehässigen Cockney-Ton. Mr. Lackersteen stöhnte wieder, »... die Nichte! Gebt mir um Himmels willen einen Brandy.«

»Gutes Vorbild für die Nichte, heh? Wenn sie den Onkel siebenmal in der Woche unterm Tisch liegen sieht. Heh, Butler! Brandy für Mr. Lackersteen Master!«

Der Butler, ein dunkler, kräftiger Drawida mit wässerigen gelben Augen wie die eines Hundes, brachte den Brandy auf einem Messingtablett. Flory und Westfield bestellten Gin. Mr. Lackersteen schluckte ein paar Löffel und lehnte sich, nun resignierter stöhnend, in seinem Sessel zurück. Er hatte ein fleischiges, kluges Gesicht mit einem Bürstenbärtchen. Er war im Grunde ein sehr einfaches Gemüt, ohne einen anderen Ehrgeiz als »sich zu amüsieren«. Seine Frau beherrschte ihn mit der einzig möglichen Methode, ihn nie für mehr als ein bis zwei Stunden aus den Augen zu lassen. Nur einmal, ein Jahr nach ihrer Heirat, war sie für vierzehn Tage verreist und unerwartet einen Tag früher als geplant zurückgekommen und hatte Mr. Lackersteen betrunken vorgefunden, rechts und links von einem nackten burmanischen Mädchen gestützt, während ein drittes ihm Whisky aus der Flasche einflößte. Seitdem hatte sie ihn »wie eine Katze vor einem verdammten Mauseloch« beobachtet,

wie er sich zu beklagen pflegte. Trotzdem brachte er es fertig, sich recht häufig zu »amüsieren«, obgleich es dabei meistens ziemlich rasch hergehen mußte.

»Meine Güte, was ist nur heute früh mit meinem Kopf los«, sagte er. »Ruf den Butler nochmal, Westfield. Ich brauch noch einen Brandy, bevor meine Missus hier aufkreuzt. Sie sagt, sie will meine Sauferi auf vier Gläschen am Tag runterschrauben, wenn unsere Nichte hier ist. Zum Teufel mit allen beiden!« setzte er düster hinzu.

»Hört mit dem Quatsch auf, ihr alle, und hört euch das an«, sagte Ellis säuerlich. Er hatte eine komisch verletzende Sprechweise und machte sehr selten den Mund auf, ohne jemanden zu beleidigen. Er übertrieb seinen Cockney-Akzent absichtlich wegen des zynischen Tones, den er seinen Worten gab. »Habt ihr diesen Wisch vom alten Macgregor gesehen? Ein Blumensträußchen für jeden. Maxwell, wach auf und hör zu!«

Maxwell ließ die *Field* sinken. Er war ein blonder Jüngling mit frischen Farben, nicht älter als fünf- oder sechsundzwanzig, sehr jung für seinen Posten. Mit seinen schweren Gliedmaßen und dichten weißen Augenwimpern erinnerte er an das Fohlen eines Karrengauls. Ellis zwickte die Notiz mit einer geschickten, gehässigen Bewegung von dem Brett und begann sie vorzulesen. Sie war von Mr. Macgregor angeschlagen worden, der nicht nur stellvertretender Kommissar, sondern auch Clubsekretär war.

»Nun hört euch das an. ›Da dieser Club bisher noch keine orientalischen Mitglieder hat und es jetzt üblich ist, Beamte von öffentlich anerkanntem Rang, ob Eingeborene oder Europäer, zur Mitgliedschaft der meisten europäischen Clubs zuzulassen, ist der Vorschlag gemacht worden, die Frage zu erwägen, ob wir diese Praxis in Kyauktada verfolgen wollen. Die Angelegenheit wird bei der nächsten Generalversammlung zur Diskussion stehen. Einerseits kann man darauf hinweisen ...‹ - na ja, ist wohl nicht nötig, das alles durchzukauen. Er kann nicht mal eine

Bekanntmachung aufsetzen ohne literarischen Durchfall. Worauf es jedenfalls ankommt, ist, daß er verlangt, daß wir gegen all unsere Regeln verstoßen und einen lieben kleinen Nigger in diesen Club aufnehmen. Den *lieben* Dr. Veraswami zum Beispiel. Dr. Schwammischlammi. Das wäre ein Fest, was? Kleine kugelbäuchige Nigger am Bridgetisch, die einem Knoblauchdunst ins Gesicht pusten. Herrgott, wenn man sich das vorstellt! Wir müssen zusammenhalten und sofort ein Machtwort sprechen. Was sagt ihr, Westfield? Flory?»

Westfield zuckte philosophisch die mageren Achseln. Er hatte sich an den Tisch gesetzt und sich einen schwarzen, stinkenden burmanischen Stumpen angezündet.

»Müssen uns wohl damit abfinden«, sagte er. »Diese Scheißeingeborenen kommen heutzutage in alle Clubs. Sogar in den Pegu-Club, hab ich gehört. So geht's eben mit diesem Lande, wißt ihr. Wir sind ungefähr der letzte Club in Burma, der sich noch behauptet.«

»Das sind wir; und mehr noch, wir werden uns verdammt nochmal weiter behaupten. Eher verrecke ich im Graben, als daß ich hier einen Nigger reinlasse.« Ellis hatte einen Bleistiftstummel hervorgeholt. Mit dem merkwürdigen Trotz, den manche Leute in ihre kleinste Geste legen können, heftete er den Anschlag wieder an das Brett und schrieb neben Mr. Macgregors Unterschrift ein winziges, sauberes »V. L.«. »So, das ist meine Meinung zu dieser Idee. Ich werde ihm das auch sagen, wenn er kommt. Was sagst *du*, Flory?»

Flory hatte die ganze Zeit nichts gesagt. Obgleich von Natur durchaus kein schweigsamer Mann, hatte er in Clubunterhaltungen selten viel zu sagen. Er hatte sich an den Tisch gesetzt und las G. K. Chestertons Artikel in der *London News* und kraulte gleichzeitig mit der linken Hand Flos Kopf. Ellis gehörte jedoch zu den Leuten, die ständig andere piesacken, damit sie ihre eigene Meinung nachplappern. Er wiederholte seine Frage, und Flory blickte auf, und ihre Blicke

begegneten sich. Die Haut um Ellis' Nase wurde plötzlich so blaß, daß sie fast grau erschien. Das war bei ihm ein Zeichen der Wut. Ohne jedes Vorspiel brach er plötzlich in einen Strom von Beschimpfungen aus, der erschreckend gewesen wäre, wenn sich die anderen nicht längst an dergleichen gewöhnt hätten.

»Mein Gott, ich hätte gedacht, in so einem Fall, wenn sich's darum dreht, diese schwarzen, stinkigen Schweine von dem einzigen Ort fernzuhalten, wo wir uns noch in Ruhe unterhalten können, hättest du den Anstand zu haben, mich zu unterstützen. Selbst wenn dieses kugelbäuchige, schmierige kleine Ferkel von einem Niggerdokter dein bester Kumpel ist. *Mir* kann's egal sein, wenn du dich mit dem Abschaum aus dem Bazar anfreundest. Wenn es dir Spaß macht, Veraswami zu besuchen und mit seinen Niggerkumpels Whisky zu trinken, so ist das deine Sache. Tu was du willst außerhalb des Clubs. Aber, bei Gott, wenn du davon redest, Nigger hier hereinzubringen, das ist etwas anderes. Du willst den kleinen Veraswami wohl gern als Clubmitglied haben, heh? Damit er sich in unsere Unterhaltung einmischt und jeden mit seinen schweißigen Händen antatscht und uns seinen dreckigen Knoblauchatem ins Gesicht pustet. Bei Gott, er würde mit meinem Stiefel hinter sich rausfliegen, wenn ich je seine schwarze Schnauze hier drin sehen müßte. Dieser schmierige, kugelbäuchige kleine ...!« usw.

So ging es mehrere Minuten lang weiter. Es war merkwürdig eindrucksvoll, weil es so völlig aufrichtig war. Ellis haßte die Orientalen wirklich - haßte sie mit einem bitteren, unermüdlichen Abscheu wie etwas Böses oder Unreines. Obwohl er als Angestellter einer Holzfirma zwangsläufig in ständigem Kontakt mit den Burmanen leben und arbeiten mußte, hatte er sich nie an den Anblick eines dunklen Gesichts gewöhnt. Jede Andeutung eines freundschaftlichen Gefühls gegenüber einem Orientalen erschien ihm als grauenhafte Perversion. Er war intelligent und ein fähiger Angestellter seiner Firma, aber er gehörte zu jenen leider häufigen - Engländern,

denen man nie erlauben sollte, einen Fuß auf östlichen Boden zu setzen.

Flory saß da und streichelte Flos Kopf in seinem Schoß und war außerstande, Ellis' Blick zu begegnen. Meistens machte sein Muttermal es schon schwierig für ihn, den Leuten direkt ins Gesicht zu sehen. Und als er sich zu sprechen entschloß, fühlte er seine Stimme zittern - denn das tat sie öfter, wenn sie hätte fest sein sollen ; auch seine Gesichtszüge zuckten manchmal unbeherrscht.

»Beruhige dich«, sagte er schließlich mürrisch und etwas schwächlich. »Beruhige dich. Es gibt keinen Grund, sich so aufzuregen. *Ich* habe nie vorgeschlagen, Eingeborene als Mitglieder hier aufzunehmen.«

»Ach, wirklich? Wir wissen aber alle verdammt gut, daß du es gern tun würdest. Warum gehst du sonst jeden Morgen zu diesem öligen kleinen Babu? Warum setzt du dich mit ihm an den Tisch, als wäre er ein weißer Mann, und trinkst aus Gläsern, die seine dreckigen schwarzen Lippen besabbert haben - es kotzt mich an, daran zu denken.«

»Setz dich, alter Junge, setz dich«, sagte Westfield. »Vergiß es. Komm, trink eins drauf. Lohnt sich doch nicht zu streiten. Zu heiß.«

»Mein Gott«, sagte Ellis ein bißchen ruhiger, während er ein paar Schritte auf und ab ging, »mein Gott, ich verstehe euch Jungs nicht. Ich versteh das einfach nicht. Da ist dieser alte Idiot Macgregor, und will ohne jeden Grund einen Nigger in diesen Club bringen, und ihr sitzt alle rum und sagt kein Wort. Guter Gott, was sollen wir denn in diesem Land? Wenn wir nicht regieren wollen, warum hauen wir dann nicht ab? Hier sitzen wir und sollen eine Bande von verdamnten schwarzen Schweinen regieren, die seit Menschengedenken Sklaven gewesen sind, und statt sie auf die einzige Art, die sie verstehen, zu beherrschen, gehen wir hin und behandeln sie wie

unseresgleichen. Und ihr blöden Hunde findet das alle selbstverständlich. Da ist Flory, sein bester Freund ist ein schwarzer Babu, der sich Doktor nennt, weil er zwei Jahre an einer indischen sogenannten Universität studiert hat. Und du, Westfield, bist stolz wie ein König auf deine jämmerlichen, bestechlichen Feiglinge von Polizisten. Und Maxwell verbringt seine Zeit damit, hinter eurasischen Nutten herzulaufen. Ja, das tust du, Maxwell; ich hab von deinem Treiben in Mandalay mit einer stinkigen kleinen Hure namens Molly Pereira gehört. Vermutlich hättest du sie geheiratet, wenn sie dich nicht hierher versetzt hätten? Ihr alle scheint dieses dreckige schwarze Viehzeug gern zu haben. Herrgott, ich weiß nicht, was mit uns allen los ist. Wirklich, ich weiß es nicht.«

»Komm, trink noch einen«, sagte Westfield. »Heh, Butler! ‘nen Tropfen Bier, ehe das Eis schmilzt, heh? Bier, Butler!«

Der Butler brachte einige Flaschen Münchener Bier. Ellis setzte sich sogleich an den Tisch zu den anderen und nahm eine der kühlen Flaschen in seine kleinen Hände. Auf seiner Stirn stand Schweiß. Er schmolte noch, war aber nicht mehr zornig. Er konnte jederzeit gehässig und zänkisch sein, aber seine heftigen Wutanfälle waren bald vorbei, und er entschuldigte sich nie dafür. Zänkereien gehörten zum regulären Ablauf des Clublebens. Mr. Lackersteen fühlte sich besser und studierte die Illustrationen in *La Vie Parisienne*. Es war jetzt nach neun, und der vom beißenden Rauch von Westfields Stumpen durchwehte Raum war zum Ersticken heiß. Allen klebte das Hemd mit dem ersten Schweiß des Tages am Rücken. Der unsichtbare *Chokra*, der draußen das Punkah-Seil zog, war in der Glut eingeschlafen.

»Butler!« schrie Ellis, und als der Butler erschien, »geh und weck diesen verdammten *Chokra* auf!«

»Ja, Master.«

»Und Butler!«

»Ja, Master?«

»Wieviel Eis haben wir noch?«

»'gefähr zwanzig Pfund, Master. Wird nur heute reichen, glaub ich. Ich find es sehr schwer, Eis jetzt kühl zu halten.«

»Red nicht so, zum Teufel - ›Ich find es sehr schwer!‹ Hast du ein Lexikon verschluckt? ›Bitte, Master, kann Eis nicht kühl halten« - so solltest du reden. Wir werden den Kerl rausschmeißen müssen, wenn er zu gut englisch sprechen lernt. Ich kann Dienstboten, die englisch sprechen, nicht ausstehen. Hast du gehört, Butler?«

»Ja, Master«, sagte der Butler und zog sich zurück.

»Gott! Kein Eis vor Montag«, sagte Westfield. »Gehst du wieder in den Dschungel, Flory?«

»Ja. Ich sollte jetzt schon dort sein. Ich bin nur wegen der englischen Post gekommen.«

»Werd selber ne kleine Rundreise machen, glaub ich, mit nem Happen vom Reisefonds. Kann das verdammte Büro in dieser Jahreszeit nicht ausstehen. Unter dem verdammten Punkah sitzen und eine Quittung nach der anderen unterschreiben. Papierkram. Gott, ich wollte, es wäre wieder Krieg!«

»Ich gehe übermorgen wieder raus«, sagte Ellis. »Kommt diesen Sonntag nicht der verdammte Padre und hält Gottesdienst? Jedenfalls werde ich zusehen, daß ich dann nicht da bin. Verdammte Knierei.«

»Nächsten Sonntag«, sagte Westfield. »Hab versprochen, dafür da zu sein. Macgregor auch. Bißchen schwer für den armen Teufel von Padre, muß ich sagen. Kommt nur alle sechs Wochen einmal her. Wir sollten doch wenigstens ne Gemeinde aufbringen, wenn er schon mal kommt.«

»Ach, zum Teufel! Ich will ja dem Padre zu Gefallen gern Psalmen trillern, aber ich kann's nicht ausstehen, wie diese christlichen Eingeborenen sich in unsere Kirche drängeln. Diese Bande von Madrassi-Dienstboten und Karenischen

Schullehrern. Und dann diese beiden Gelbbäuche, Francis und Samuel die nennen sich auch Christen. Wie der Padre das letztemal hier war, hatten sie die Frechheit, nach vorn zu kommen und sich zu den Weißen in die vordersten Kirchenbänke zu setzen. Jemand sollte mit dem Padre darüber sprechen. Was waren wir für verdammte Idioten, daß wir je diese Missionare auf dieses Land losgelassen haben! Bringen Basarfegern bei, sie wären so gut wie wir. ›Bitte, Sir, ich selber Christ wie Master.« Verdammte Frechheit.«

»Na, sind das hier nicht zwei Beine?« sagte Mr. Lackersteen und reichte *La Vie Parisienne* über den Tisch. »Du kannst doch Französisch, Flory; was heißt das, was da drunter steht? Mein Gott, das erinnert mich daran, wie ich in Paris war, mein erster Urlaub, bevor ich geheiratet habe. Herrgott, ich wollte, ich wär wieder dort!«

»Kennt ihr den schon ›Da war eine Dame in Woking?« sagte Maxwell. Er war ein ziemlich schweigsamer junger Mann, aber wie andere junge Leute hatte er eine Vorliebe für einen guten derben Vers. Er vervollständigte die Biographie der Dame in Woking, und ein paar lachten. Westfield antwortete mit der jungen Dame aus Wangen, die hatte ein seltenes Verlangen, und Flory beteiligte sich mit dem jungen Pfarrer aus Gehlen, der ließ es an Vorsicht nicht fehlen. Wieder wurde gelacht. Selbst Ellis taute auf und zitierte mehrere Verse; Ellis' Späße waren stets wirklich witzig und doch maßlos schmutzig. Alle wurden heiterer und freundschaftlicher trotz der Hitze. Sie hatten das Bier ausgetrunken und wollten gerade nach dem nächsten Drink rufen, als sie draußen auf den Stufen knarrende Schuhe hörten. Eine dröhnende Stimme, unter der die Dielenbretter erbeben, sagte scherzend:

»Ja, ganz entschieden sehr komisch. Ich habe es in einen meiner kleinen Artikel in *Blackwood's* aufgenommen, wißt ihr. Ich erinnere mich auch, als ich in Prome stationiert war, an noch einen ganz - äh - amüsanten Vorfall, der ...«

Offenbar hatte Mr. Macgregor den Club betreten. Mr. Lackersteen rief: »Teufel, da ist ja meine Frau«, und schob sein leeres Glas so weit wie möglich von sich fort. Mr. Macgregor und Mrs. Lackersteen traten zusammen in die Lounge.

Mr. Macgregor war ein großer, wuchtiger Mann, einiges über vierzig, mit einem freundlichen Mopsgesicht, und trug eine Brille mit Goldrand. Seine ausladenden Schultern und die Art, wie er den Kopf vorstreckte, erinnerten merkwürdig an eine Schildkröte - und bei den Burmanen war das auch sein Spitzname; die ›Schildkröte‹. Er hatte einen sauberen seidenen Anzug an, der unter den Achseln schon Schweißflecken zeigte. Er begrüßte die anderen mit einem humorig-ironischen Gruß und pflanzte sich dann strahlend vor dem Anschlagbrett auf in der Haltung eines Schulmeisters, der hinter dem Rücken mit einem Stock spielt. Die Gutmütigkeit in seinem Gesicht war ganz echt, und doch hatte er eine so vorsätzliche Herzlichkeit an sich, einen so angestregten Eifer zu zeigen, daß er nicht im Dienst war und seinen offiziellen Rang vergaß, daß niemand sich in seiner Gegenwart ganz behaglich fühlte. Seine Konversation hatte offensichtlich die eines humorvollen Schullehrers oder Geistlichen, den er früher einmal gekannt hatte, zum Muster. Jedes lange Wort, jedes Zitat, jede sprichwörtliche Redewendung figurierte in seinem Kopf als ein Scherz und wurde mit einem summenden Laut wie ›äh‹ deutlich angekündigt. Mrs. Lackersteen war eine Frau von etwa fünfunddreißig, gut aussehend auf konturlose, lange und dünne Art, wie ein Modedruck. Sie hatte eine seufzende, mißvergnügte Stimme. Die anderen waren bei ihrem Eintritt alle aufgestanden, und Mrs. Lackersteen sank erschöpft in den besten Sessel unter dem *Punkah* und fächelte sich mit einer schlanken Hand, schlaff wie die Pfote eines Molches.

»Ach Gott, diese Hitze, diese Hitze! Mr. Macgregor hat mich mit seinem Wagen abgeholt. So nett von ihm. Tom, dieser Tropf von einem Rikscha-Mann ist angeblich wieder krank. Wirklich,

ich glaube, du solltest ihn mal tüchtig durchpeitschen, damit er wieder zu Verstand kommt. Es ist zu schrecklich, jeden Tag in dieser Sonne herumzulaufen.«

Mrs. Lackersteen, die dem Fünfhundertmeterweg zwischen ihrem Haus und dem Club nicht gewachsen war, hatte aus Rangun eine Rikscha importiert. Außer Ochsenkarren und Mr. Macgregors Wagen war sie das einzige mit Rädern versehene Fahrzeug in Kyauktada, denn in dem ganzen Distrikt gab es keine zehn Meilen Straße. Im Dschungel erduldeten sie, um ihren Gatten nicht allein zu lassen, alle Schrecken wie lecke Zelte, Moskitos und Büchsennahrung; aber sie glich es aus, indem sie sich über jede Kleinigkeit beklagte.

»Wirklich, ich finde die Faulheit dieser Dienstboten allmählich unerhört«, seufzte sie. »Finden Sie nicht auch, Mr. Macgregor? Wir scheinen heutzutage keine Autorität mehr bei den Eingeborenen zu haben, mit all diesen schrecklichen Reformen und der Unverschämtheit, die sie von den Zeitungen lernen. In gewisser Weise werden sie fast so schlimm wie die unteren Klassen zu Hause.«

»Oh, doch nicht ganz so schlimm, meine ich. Trotzdem fürchte ich, daß der Geist der Demokratie sich zweifellos sogar hier einschleicht.«

»Und noch vor so kurzer Zeit, sogar kurz vor dem Krieg, waren sie so *nett* und respektvoll! Wie sie einen mit einem Selam grüßten, wenn man auf der Straße an ihnen vorbeikam - das war wirklich ganz reizend. Ich weiß noch, daß wir unserem Butler monatlich nur zwölf Rupien bezahlten, und dieser Mann liebte uns wirklich wie ein Hund. Und jetzt verlangen sie vierzig bis fünfzig Rupien, und meiner Ansicht nach ist die einzige Möglichkeit, wie ich einen Dienstboten behalten kann, die, ihnen den Lohn mehrere Monate im nachhinein zu geben.«

»Der alte Typ des Dienstboten verschwindet«, gab Mr. Macgregor zu. »In meiner Jugend schickte man einen Butler, der

respektlos war, ins Gefängnis mit einem Zettel, auf dem stand ›Bitte dem Überbringer fünfzehn Hiebe geben‹. Nun ja, *tempi passati!* Diese Zeiten sind für immer vorbei, fürchte ich.«

»Ja, da haben Sie wohl recht«, sagte Westfield in seinem düsteren Ton. »Dieses Land wird nie wieder so, daß man dann leben kann. Mit der britischen Herrschaft in Indien ist es zu Ende, wenn Sie mich fragen. Das Dominion und das alles ist verloren. Zeit, daß wir abhauen.«

Worauf sich ein allgemeines Murmeln der Zustimmung erhob, sogar von Flory, der für seine bolschewistischen Ansichten bekannt war, sogar von dem jungen Maxwell, der kaum drei Jahre im Lande war. Kein Anglo-Inder wird je bestreiten oder hat je bestritten, daß Indien vor die Hunde geht - denn Indien war, wie der *Punch*, nie mehr das, was es einmal gewesen war.

Ellis hatte inzwischen die anstößige Bekanntmachung hinter Mr. Macgregors Rücken abgemacht und hielt sie ihm nun hin, wobei er in seiner mürrischen Art sagte:

»Hier, Macgregor, wir haben diesen Anschlag gelesen, und wir alle halten die Idee, einen Eingeborenen in den Club zu wählen, für absoluten -« Ellis hatte sagen wollen ›absoluten Quatsch‹, aber ihm fiel Mrs. Lackersteens Anwesenheit ein, und er verbesserte sich - »für absolut unerwünscht. Schließlich ist der Club dazu da, daß wir uns hier wohl fühlen, und wir wollen nicht, daß Eingeborene hier rumschnüffeln. Der Gedanke gefällt uns, daß es noch einen Ort gibt, wo wir frei von ihnen sind. Die anderen sind alle genau derselben Meinung wie ich.«

Er sah sich unter den anderen um. »Hört, hört!« sagte Mr. Lackersteen barsch. Er wußte, daß seine Frau erraten würde, daß er getrunken hatte, und hoffte, daß eine Bekundung von gesundem Menschenverstand ihn entschuldigen würde.

Mr. Macgregor nahm die Bekanntmachung mit einem Lächeln entgegen. Er sah das hinter seinen Namen geschriebene

›V. I.« und fand insgeheim Ellis' Art sehr respektlos, aber er stellte die ganze Sache durch einen Scherz ab. Er gab sich ebenso große Mühe, im Club ein guter Kumpel zu sein, wie er sich bemühte, in den Bürostunden seine Würde zu wahren. »Wenn ich recht verstehe«, sagte er, »wäre unserem Freund Ellis die Gesellschaft seines - äh - arischen Bruders nicht willkommen?«

»Nein«, sagte Ellis scharf. »Auch nicht meines mongolischen Bruders. Mit einem Wort: ich mag keine Nigger.«

Mr. Macgregor wurde steif bei dem Wort ›Nigger‹, das in Indien nicht genehm ist. Er hatte kein Vorurteil gegen Orientalen; er hatte sie sogar von Herzen gern. Solange man ihnen keine Freiheit gab, hielt er sie für die reizendsten Leute unter der Sonne. Es schmerzte ihn immer, wenn sie böswillig beleidigt wurden.

»Ist es ganz fair«, sagte er steif, »diese Leute Nigger zu nennen - ein Ausdruck, den sie naturgemäß übelnehmen -, wo sie doch offenbar nichts dergleichen sind? Die Burmanen sind Mongolen, die Inder sind Arier oder Drawidas, und sie alle sind ganz bestimmt -«

»Ach, lassen Sie den Quatsch!« sagte Ellis, dem Mr. Macgregors Rang nicht im geringsten imponierte. »Nennt sie Nigger oder Arier oder was ihr wollt. Ich sage nur, daß wir hier im Club keine schwarze Haut sehen wollen. Wenn Sie darüber abstimmen lassen, werden Sie finden, daß wir wie ein Mann dagegen sind - wenn nicht Flory seinen *lieben* Freund Veraswami hier haben will«, setzte er hinzu.

»Hört, hört!« wiederholte Mr. Lackersteen. »Du kannst darauf zählen, daß ich gegen alle stimme.«

Mr. Macgregor schürzte launig die Lippen. Er war in einer peinlichen Lage, denn die Idee, einen Eingeborenen als Mitglied aufzunehmen, war nicht seine eigene, sondern ihm von dem Kommissar zugeschoben worden. Aber er machte nicht gern

Entschuldigungen und sagte also in versöhnlicherem Ton:

»Wollen wir nicht die Diskussion darüber bis zur nächsten Generalversammlung aufschieben? In der Zwischenzeit können wir die Angelegenheit reiflich erwägen. Und jetzt«, fuhr er fort, während er zum Tisch ging, »wer nimmt mit mir eine kleine - äh - flüssige Erfrischung zu sich?«

Der Butler wurde gerufen und die ›flüssige Erfrischung‹ bestellt. Es war jetzt heißer denn je, und alle waren durstig. Mr. Lackersteen war drauf und dran, einen Drink zu bestellen, als er dem Blick seiner Frau begegnete, zusammenschreckte und mürrisch ablehnte. Er saß, die Hände auf die Knie gelegt, mit einem ziemlich rührenden Ausdruck da und sah zu, wie Mrs. Lackersteen ein Glas Limonade mit Gin schlürfte. Mr. Macgregor trank, obwohl er die Bons für die Getränke unterschrieb, reine Limonade. Als einziger Europäer in Kyauktada hielt er sich an die Regel, vor Sonnenuntergang nicht zu trinken.

»Alles schön und gut«, brummte Ellis, der, die Unterarme auf dem Tisch, mit seinem Glas spielte. Der Disput mit Mr. Macgregor hatte ihn wieder unruhig gemacht. »Alles schön und gut, aber ich bleibe bei dem, was ich gesagt habe. Keine Eingeborenen in diesem Club! Dadurch, daß wir ständig in solchen kleinen Dingen nachgeben, haben wir das Empire ruiniert. Dieses Land ist nur von Aufruhr zerfressen, weil wir zu sanft mit ihnen gewesen sind. Die einzig mögliche Politik ist, sie als den Dreck zu behandeln, der sie sind. Dies ist ein kritischer Augenblick, und wir brauchen jedes bißchen Prestige, das wir kriegen können. Wir müssen zusammenhalten und sagen *Wir sind die Herren*, und ihr Bettler ...«, Ellis drückte seinen kleinen Daumen auf den Tisch, als zerdrücke er eine Made »ihr Bettler bleibt da, wo ihr hingehört!«

»Hoffnungslos, alter Junge«, sagte Westfield. »Ganz hoffnungslos. Was soll man machen mit all dem Papierkrieg, der einem die Hände bindet? Diese eingeborenen Bettler kennen das

Gesetz besser als wir. Sagen einem Beleidigungen ins Gesicht und zeigen einen an, sowie man ihnen eine klebt. Man kann nichts tun, wenn man nicht energisch auftritt. Und wie kann man das, wenn sie nicht den Schneid haben, sich zur Wehr zu setzen?«

»Unser *Burra Sahib* in Mandalay sagte immer«, warf Mrs. Lackersteen ein, »daß wir letzten Endes einfach aus Indien herausgehen sollen. Die jungen Leute werden nicht mehr herkommen, um ihr Leben lang für Beleidigungen und Undankbarkeit zu arbeiten. Wir werden einfach *rausgehen*. Wenn die Eingeborenen kommen und uns bitten zu bleiben, werden wir sagen: ›Nein, ihr habt eure Chance gehabt und habt sie nicht wahrgenommen. Also gut, wir lassen euch allein, regiert euch selbst.‹ Das wird ihnen schon eine Lehre sein.«

»Dieses Recht-und-Ordnung-Zeug, das hat uns erledigt«, sagte Westfield düster. Der Niedergang des Indischen Empires durch zu viel Rechtmäßigkeit war für Westfield ein immer wiederkehrendes Thema. Seiner Ansicht nach konnte nichts als eine waschechte Rebellion und die daraus folgende Verhängung des Kriegsrechts das Empire vor dem Zerfall retten. »Dieser ganze Papierkrieg und Bürokratismus. Die Büro-Babus sind jetzt die eigentlichen Regenten dieses Landes. Unsere Stunde hat geschlagen. Das Beste, was wir tun können, ist, den Laden dichtzumachen und sie in ihrem eigenen Saft schmoren zu lassen.«

»Da bin ich nicht einverstanden, bin ich einfach nicht einverstanden«, sagte Ellis. »Wir könnten die Sache in einem Monat in Ordnung bringen, wenn wir wollten. Man braucht nur für einen Penny Schneid. Seht euch Amritsar an. Seht, wie sie danach klein beigegeben haben. Dyer wußte, wie man's ihnen zeigt. Armer alter Dyer! Es war ein schmutziges Geschäft. Diese Feiglinge in England haben das zu verantworten.«

Die anderen ließen eine Art Seufzer hören, den gleichen Seufzer, den eine Versammlung von Römischen Katholiken bei

der Erwähnung Marias der Blutigen ausstößt. Sogar Mr. Macgregor, der Blutvergießen und Kriegsrecht verabscheute, schüttelte bei der Erwähnung von Dyer den Kopf.

»Ach, der arme Mann! Ein Opfer der Sonntagsabgeordneten. Na ja, vielleicht werden sie ihren Fehler entdecken, wenn es zu spät ist.«

»Mein alter Gouverneur erzählte davon eine Geschichte«, sagte Westfield. »Da war ein alter *Havildar* in einem Eingeborenenregiment - jemand fragte ihn, was passieren würde, wenn die Briten aus Indien rausgingen. Der alte Bursche sagte -«

Flory stieß seinen Stuhl zurück und stand auf. Es durfte nicht, es konnte nicht - nein, es sollte einfach nicht so weitergehen! Er mußte schnell hier hinaus, bevor in seinem Kopf etwas passierte und er anfang, die Möbel zu zerschlagen und Flaschen nach den Bildern zu werfen. Diese stumpfsinnigen versoffenen, geistlosen Mastschweine! War es möglich, daß sie Woche für Woche, Jahr für Jahr so weitermachten, Wort für Wort dasselbe böartige dumme Zeug wiederholten, wie eine Parodie auf einen fünftklassigen Bericht in *Blackwood's Magazine*? Würde keiner von ihnen je daran denken, etwas Neues zu sagen? Ach, was für ein Ort, was für Leute! Was ist das für eine Zivilisation, diese unsere gottlose Zivilisation, die sich auf Whisky, *Blackwood's* und den ›Bonzo‹-Bildern gründet! Gott sei uns gnädig, denn wir alle gehören dazu.

Flory sagte nichts von alledem, und es kostete ihn einige Mühe, es nicht auf seinem Gesicht zu zeigen. Er stand neben seinem Stuhl, ein bißchen seitwärts von den anderen, mit dem halben Lächeln eines Menschen, der sich seiner Beliebtheit nie ganz sicher ist.

»Ich fürchte, ich muß gehen«, sagte er »Ich muß leider vor dem Frühstück noch einiges erledigen.«

»Bleib und trink noch einen, alter Junge«, sagte Westfield.

»Es ist noch früh am Morgen. Trink einen Gin. Das macht Appetit.«

»Nein, danke, ich muß gehen. Komm, Flo. Wiedersehn, Mrs. Lackersteen. Wiedersehn allerseits.«

»Booker Washington, der Niggerkumpel, ab«, sagte Ellis, als Flory gegangen war. Man konnte sich darauf verlassen, daß Ellis einem Hinausgehenden etwas Unangenehmes nachsagte. »Geht vermutlich zu Schwammischlammi. Oder hat sich abgesetzt, damit er nicht eine Runde ausgeben muß.«

»Oh, er ist kein schlechter Kerl«, sagte Westfield. »Führt manchmal Bolschewikenreden. Ich glaube, er meint es nur halb so schlimm.«

»O ja, ein sehr guter Kerl, natürlich«, sagte Mr. Macgregor. Jeder Europäer in Indien ist ex officio, oder vielmehr ex colore, ein guter Kerl, solange er nicht etwas ganz Unerhörtes getan hat. Es ist ein Ehrenrang.

»Er ist ein bißchen zu sehr Bolschewik für meinen Geschmack. Ich kann einen Mann, der sich mit den Eingeborenen gemein macht, nicht ausstehen. Sollte mich nicht wundern, wenn er nicht selber einen Teerspritzer abbekommen hätte. Das würde das schwarze Mal in seinem Gesicht erklären. Buntscheckig. Und er sieht wie ein Gelbbauch aus mit diesem schwarzen Haar und der zitronenfarbigen Haut.«

Es wurde flüchtig über Flory geklatscht, aber nicht lange, weil Mr. Macgregor Klatsch nicht leiden konnte. Die Europäer blieben noch für eine Runde Drinks im Club. Mr. Macgregor erzählte seine Anekdote über Prome, die er in fast jedem Zusammenhang anbringen konnte. Und dann wandte sich das Gespräch wieder dem alten, nie seinen Reiz verlierenden Thema zu - der Unverschämtheit der Eingeborenen, der Nachlässigkeit der Regierung, den lieben vergangenen Tagen, als britische *Raj* noch britische *Raj* war, und bitte geben Sie dem Überbringer fünfzehn Peitschenhiebe. Diesen Gegenstand ließ man nie lange

ruhen, zum Teil wegen Ellis' Verranntheit. Im übrigen konnte man den Europäern einen großen Teil ihrer Verbitterung verzeihen. Unter Orientalen zu leben und zu arbeiten hätte die Gemütsruhe eines Heiligen ins Wanken gebracht. Und sie alle, besonders die Beamten, wußten, was es heißt, gefoppt und beleidigt zu werden. Fast täglich, wenn Westfield oder Mr. Macgregor oder auch Maxwell die Straße entlang gingen, verhöhnten sie die Jungen von der Höheren Schule mit ihren jungen, gelben Gesichtern - Gesichtern glatt wie Goldstücke und voll aufreizender Verachtung, die von Natur aus im mongolischen Gesicht liegt - verhöhnten sie und lachten zuweilen mit Hyänengeheul hinter ihnen her. Das Leben der angloindischen Beamten ist kein Honiglecken. In ihren Lagern ohne Komfort, in schwülen Büros, in düsteren Herbergen, in denen es nach Staub und Erdöl riecht, muß man ihnen vielleicht das Recht zugestehen, ein bißchen unliebenswürdig zu sein.

Es ging jetzt auf zehn und war unerträglich heiß. Flache, klare Schweißtropfen standen auf allen Gesichtern und auf den nackten Unterarmen der Männer. Auf dem Rücken von Mr. Macgregors seidenem Sakko wurde ein feuchter Fleck immer größer. Die Glut draußen schien irgendwie durch die grünjalousierten Fenster hereinzusickern und verursachte Augenschmerzen und eine Dumpfheit im Kopf. Jeder dachte mit Unbehagen an das schwer verdauliche Frühstück und an die tödlich langen Stunden vor ihnen. Mr. Macgregor stand mit einem Seufzer auf und rückte seine Brille zurecht, die auf seiner schweißnassen Nase heruntergerutscht war.

»Schade, daß ein so festliches Beisammensein zu Ende geht«, sagte er. »Ich muß nach Hause zum Frühstück. Die Bürden des Empires. Hat jemand denselben Weg wie ich? Mein Fahrer wartet mit dem Wagen.«

»Oh, vielen Dank«, sagte Mrs. Lackersteen; »wenn Sie Tom und mich mitnehmen würden. Welch eine Erleichterung, bei dieser Hitze nicht zu Fuß gehen zu müssen.«

Die anderen standen auf. Westfield reckte die Arme und gähnte durch die Nase. »Werd mich wohl lieber ranhalten. Wenn ich hier noch länger sitze, schlaf ich ein. Daran zu denken, daß man den ganzen Tag in diesem Büro schmoren müßte! Körbe voll Akten. O Gott!«

»Vergeßt heute abend nicht das Tennis«, sagte Ellis. »Maxwell, du Faulpelz, daß du dich nicht wieder drückst. Punkt vier Uhr dreißig bist du mit deinem Racket hier.«

»*Après vous*, Madame«, sagte Mr. Macgregor galant an der Tür.

»Geh voran, Macduff«, sagte Westfield.

Sie gingen in das gleißende Sonnenlicht hinaus. Die Hitze stieg von der Erde auf wie der glühende Hauch eines Kochherdes. Die Blumen, die den Augen weh taten, flammten in einer Orgie von Sonnenlicht, ohne daß sich ein Blütenblatt rührte. Der grelle Glanz trieb Müdigkeit in die Knochen. Es war etwas Grausiges daran - grausig, an diesen blauen, blendenden Himmel zu denken, der sich wolkenlos und unendlich über ganz Burma und Indien wölbte, über Siam, Kambodscha, China. Das Blech an Mr. Macgregors wartendem Wagen war zu heiß, um es anzufassen. Die böse Zeit des Tages begann, die Zeit, von der die Burmanen sagen, »wenn die Füße stumm werden«. Kaum ein Lebewesen regte sich außer den Menschen, den schwarzen Kolonnen der Ameisen, die, von der Hitze animiert, wie Bänder über den Weg marschierten, und den schwanzlosen Geiern, die sich von den Luftströmungen in die Höhe tragen ließen.

III

Flory wandte sich vor dem Clubtor nach links und ging im Schatten der heiligen Bobäume die Basarstraße hinunter. Hundert Meter weiter kam er in einen Wirbel von Musik; ein Kommando Militärpolizei, schlanke Inder in grünlichem Khaki, marschierten zu ihren Baracken zurück, mit einem

Gurkhajungen, der Dudelsack spielte, an der Spitze. Flory wollte Dr. Veraswami besuchen. Das Haus des Doktors war ein langer Bungalow aus geöltem Holz, der auf Pfählen stand, mit einem großen, ungepfligten Garten, der an den des Clubs grenzte. Das Haus stand mit der Rückseite zur Straße, denn die Vorderseite ging zum Krankenhaus hinaus, das zwischen dem Haus und dem Fluß stand.

Als Flory das Grundstück betrat, hörte man im Hause erschrockenes Kreischen von Frauenstimmen und eiliges Trippeln. Offenbar hatte er es gerade noch vermieden, die Frau des Doktors zu sehen. Er ging um das Haus herum zur Vorderseite und rief zur Veranda hinaus:

»Doktor! Sind Sie beschäftigt? Darf ich raufkommen?«

Der Doktor, eine kleine schwarzweiße Gestalt, kam aus dem Haus geschossen wie ein Schachtelmännchen. Er kam eilig zur Verandabrüstung und rief überschwenglich:

»Ob Sie heraufkommen dürfen! Natürlich, natürlich, kommen Sie augenblicklich herauf! Ah, Mr. Flory, wie ganz reizend, Sie zu sehen! Kommen Sie, kommen Sie herauf. Was wollen Sie trinken? Ich habe Whisky, Bier, Wermuth und andere europäische Getränke. Ah, mein lieber Freund, wie habe ich mich nach einem kultivierten Gespräch geseht!«

Der Doktor war ein kleiner, schwarzer, dicklicher Mann mit krausem Haar und runden, vertrauensseligen Augen. Er hatte eine in Stahl gefaßte Brille und trug einen schlecht sitzenden weißen Drellanzug, dessen Hosen sich harmonikaartig über plumpen schwarzen Stiefeln bauschten. Er hatte eine eifrige blubbernde Stimme und zischte das »s«. Während Flory die Stufen hinaufstieg, schoß der Doktor ans andere Ende der Veranda, wo er in einer großen blechernen Eistruhe kramte und sehr schnell Flaschen aller Art hervorzog. Die Veranda war breit und dunkel mit einer tief herabreichenden Dachtraufe, von der Körbe mit Farnkraut herabhingen, so daß sie wie eine Höhle

hinter einem Wasserfall von Sonnenschein wirkte. Sie war mit langen Stühlen mit Rohrsitzen ausgestattet, die im Gefängnis angefertigt wurden, und am einen Ende stand ein Bücherschrank, der eine ziemlich reizlose kleine Bibliothek enthielt, hauptsächlich Bücher mit Essays von der Art Emerson-Carlyle-Stevenson. Der Doktor, ein eifriger Leser, hielt darauf, daß seine Bücher das hatten, was er eine ›moralische Bedeutung‹ nannte.

»Nun, Doktor«, sagte Flory - der Doktor hatte ihn inzwischen auf einen Liegestuhl genötigt, die Fußstütze herausgezogen, so daß er sich hinlegen konnte, und Zigaretten und Bier in Reichweite gestellt. »Nun, Doktor, wie geht's denn so? Was macht das britische Empire? Leidet an Lähmung wie üblich?«

»Aha, Mr. Flory, es geht ihr sehr schlecht, sehr schlecht! Schwere Komplikationen haben eingesetzt. Blutvergiftung, Peritonitis und Nervenlähmung. Ich fürchte, wie werden Spezialisten zuziehen müssen. Aha!«

Es war ein Scherz zwischen den beiden Männern, als wäre das britische Empire eine bejahrte Patientin des Doktors. Der Doktor genoß diesen Spaß seit zwei Jahren, ohne seiner müde zu werden.

»Ach, Doktor« sagte Flory, im Liegestuhl ausgestreckt, »was für eine Freude, hier zu sein nach diesem verdamnten Club. Wenn ich zu Ihnen gehe, fühle ich mich wie ein nonkonformistischer Geistlicher, der sich in die Stadt verdrückt und mit einer Hure nach Hause geht. So köstliche Ferien von *denen*« - er wies mit einem Absatz in die Richtung des Clubs -, »von meinen geliebten Miterbauern des Empires. Britisches Prestige, die Bürde des weißen Mannes, der Pukka Sahib ohne Furcht und Tadel - Sie wissen schon. Solch eine Erleichterung, ein Weilchen aus diesem Gestank heraus zu sein.«

»Mein Freund, mein Freund, nun mal langsam, bitte! Das ist übertrieben. Sie dürfen nicht solche Sachen von ehrenwerten

Engländern sagen!«

»Sie brauchen dem Gerede von den ehrenwerten Herren nicht zuzuhören, Doktor. Ich habe es heute morgen so lange ausgehalten, wie ich konnte. Ellis mit seinem ›dreckiger Nigger‹, Westfield mit seinen Witzen, Macgregor mit seinen lateinischen Redensarten und bitte dem Überbringer fünfzehn Peitschenhiebe geben. Aber als sie bis zu der Geschichte von dem alten Havildar gediehen waren - Sie wissen, der liebe alte Havildar, der sagte, wenn die Briten aus Indien rausgingen, würde es keine Rupie und keine Jungfrau mehr zwischen - Sie wissen schon; na ja, ich konnte es nicht mehr aushaken. Es ist Zeit, daß dieser alte Havildar in den Ruhestand tritt. Er sagt dasselbe die ganze Zeit seit dem Jubeljahr siebenundachtzig.«

Der Doktor wurde aufgeregt wie immer, wenn Flory die Clubmitglieder kritisierte. Er stand mit seinem dicken Hintern an die Verandabrüstung gelehnt und gestikulierte dann und wann. Wenn er nach einem Wort suchte, legte er seinen schwarzen Daumen und Zeigefinger zusammen, als wollte er einen in der Luft schwebenden Gedanken fangen.

»Aber bitte, Mr. Flory, Sie dürfen nicht so sprechen! Wie kommt es, daß Sie immer die Pukka Sahibs, wie Sie sagen, beschimpfen? Sie sind das Salz der Erde. Bedenken Sie die großen Dinge, die sie vollbracht haben - bedenken Sie die großen Verwaltungsbeamten, die Britisch Indien zu dem gemacht haben, was es ist. Denken Sie an Clive, Warren Hastings, Dalhousie, Curzon. Das waren Männer - ich zitiere Ihren unsterblichen Shakespeare - nehmt alles nur in allem, wir werden nimmer ihresgleichen sehn!«

»Na ja, möchten Sie denn ihresgleichen wiedersehen? Ich nicht.«

»Und bedenken Sie, was für ein edler Typ der englische Gentleman ist! Ihre prachtvolle Treue zueinander! Der Geist der Public School! Selbst die, die nicht sehr glückliche Manieren

haben - manche Engländer sind arrogant, das gebe ich zu -, haben die großen, gediegenen Eigenschaften, die uns Orientalen fehlen. Unter ihrer rauhen Schale haben sie ein goldenes Herz.«

»Wollen wir nicht lieber vergoldet sagen? Es herrscht eine gewisse unechte Kameradschaft zwischen den Engländern und diesem Lande. Es ist Tradition, sich zusammen zu besaufen und sich gegenseitig zum Essen einzuladen und so zu tun, als wäre man Freunde, und dabei hassen wir einander alle wie Gift. Zusammenhalten nennen wir das. Es ist eine politische Notwendigkeit. Natürlich hält der Suff die Maschine im Gang. Wir würden sonst alle verrückt werden und uns binnen einer Woche gegenseitig umbringen. Das ist ein Thema für einen von Ihren erhebenden Essayisten, Doktor. Suff als Zement des Empires.«

Der Doktor schüttelte den Kopf. »Wirklich, Mr. Flory, ich weiß nicht, was hat Sie so zynisch gemacht. Es ist so ganz unpassend! Sie - ein englischer Gentleman von hohen Gaben und Charakterzügen - daß Sie solche aufrührerischen Meinungen äußern, die des *Burma-Patrioten* würdig wären!«

»Aufrührerisch?« sagte Flory. »*Ich* bin nicht aufrührerisch. Ich will nicht, daß die Burmanen uns aus diesem Lande jagen, da sei Gott davor! Ich bin hier, um Geld zu verdienen wie alle anderen. Wogegen ich mich wende, ist nur der schleimige Quatsch von der Bürde des weißen Mannes. Die Pose des Pukka Sahibs. Es ist so öde. Sogar diese verdammten Idioten im Club könnten bessere Gesellschaft sein, wenn wir uns nicht alle immerfort auf diese Lüge einließen.«

»Aber, mein lieber Freund, welche Lüge?«

»Nun, natürlich, die Lüge, daß wir hier sind, um unsere armen schwarzen Brüder emporzuheben, statt sie auszurauben. Vermutlich ist das eine ganz natürliche Lüge. Aber sie korrumpiert uns, sie korrumpiert uns auf eine Weise, die Sie sich gar nicht vorstellen können. Das immerwährende Gefühl,

ein Schleicher und Lügner zu sein, quält uns und treibt uns dazu, uns Tag und Nacht zu rechtfertigen. Der Hälfte unserer Gemeinheit gegen die Eingeborenen liegt das zugrunde. Wir Anglo-Inder könnten fast erträglich sein, wenn wir nur zugeben wollten, daß wir Diebe sind, und weiterstehlen würden ohne den ganzen Schwindel.«

Der Doktor legte sehr geschmeichelt wieder Daumen und Zeigefinger zusammen. »Die Schwäche Ihres Argumentes, mein lieber Freund«, sagte er, über seine eigene Ironie strahlend, »die Schwäche scheint mir zu sein, daß ihr *keine* Diebe seid.«

»Also, mein lieber Doktor -«

Flory setzte sich auf dem Liegestuhl auf, teils weil die prickelnde Hitze ihn gerade wie tausend Nadeln im Rücken gestochen hatte, teils weil seine Lieblingsdebatte mit dem Doktor jetzt beginnen mußte. Diese Debatte unbestimmter politischer Art fand ebenso oft statt, wie die beiden Männer zusammenkamen. Dabei wurden die beiderseitigen Standpunkte auf den Kopf gestellt, denn der Engländer war bitterböse antienglisch und der Inder fanatisch loyal. Dr. Veraswami hegte eine leidenschaftliche Bewunderung für die Engländer, die tausend schroffe Abweisungen durch die Engländer nicht erschüttert hatten. Er behauptete mit unumstößlichem Eifer, daß er als Inder einer niedrigeren und degenerierten Rasse angehöre. Sein Glaube an die britische Gerechtigkeit war so groß, daß selbst wenn er im Gefängnis einer Prügelstrafe oder Hinrichtung beiwohnen mußte und mit graublichem Gesicht nach Hause kam, um sich einen Whisky einzuverleiben, seine gläubige Begeisterung nicht ins Wanken kam. Florys aufwieglerische Ansichten entsetzten ihn, aber sie verschafften ihm auch ein gewisses schauerndes Vergnügen, wie ein frommer Gläubiger empfinden würde, wenn er das Vaterunser rückwärts aufgesagt hört.

»Mein lieber Doktor«, sagte Flory, »wie können Sie beweisen, daß wir zu einem anderen Zweck als zum Stehlen in

diesem Lande sind? Es ist so einfach. Der Beamte hält den Burmanen nieder, während der Geschäftsmann seine Taschen ausräumt. Glauben Sie, daß meine Firma zum Beispiel ihre Holzverträge bekommen könnte, wenn das Land nicht in der Hand der Briten wäre? Oder die anderen Holzfirmer oder die Ölgesellschaften oder die Grubenbesitzer und Pflanzler und Händler? Wie könnte der Reis-Ring den unglücklichen Bauern weiter rupfen, wenn die Regierung nicht hinter ihm stände? Das britische Empire ist einfach eine Einrichtung, um den Engländern - oder vielmehr den Gangsterbanden von Juden und Schotten - Handelsmonopole zuzuschancen.«

»Mein Freund, es ist für mich rührend, Sie so sprechen zu hören. Es ist wirklich rührend. Sie sagen, Sie sind hier, um Handel zu treiben? Natürlich sind Sie das. Könnten die Burmanen allein Handel treiben? Können sie Maschinen, Schiffe, Eisenbahnen, Straßen bauen? Sie sind hilflos ohne euch. Was würde aus den burmanischen Wäldern werden, wenn die Engländer nicht hier wären? Sie würden unverzüglich an die Japaner verkauft werden, und die würden sie ausrauben und zerstören. Statt dessen werden sie in Ihren Händen tatsächlich verbessert. Und während Ihre Geschäftsleute die Hilfsquellen unseres Landes entwickeln, werden wir durch Ihre Beamten zivilisiert, auf ihr Niveau emporgehoben aus reinem Gemeinsinn. Es ist ein prachtvolles Zeugnis von Selbstaufopferung.«

»Blödsinn, mein lieber Doktor. Wir bringen den jungen Männern den Whisky und den Fußball bei, aber sonst äußerst wenig. Sehen Sie unsere Schulen an - Fabriken für billige Angestellte. Wir haben die Inder nicht ein einziges nützliches Handwerk gelehrt. Wir trauen uns nicht, aus Angst vor der industriellen Konkurrenz. Wir haben sogar verschiedene Industrien vernichtet. Wo sind die indischen Musseline jetzt? In den vierziger Jahren oder so wurden in Indien seetüchtige Schiffe gebaut und auch bemannt. Jetzt könnte man hier nicht

einmal ein seetüchtiges Fischerboot bauen. Im achtzehnten Jahrhundert haben die Inder Waffen gegossen, die es auf jeden Fall mit den europäischen aufnehmen konnten. Jetzt, nachdem wir hundertfünfzig Jahre in Indien sind, könnt ihr im ganzen Kontinent nicht mal mehr eine Messing-Patronenhülse herstellen. Die einzigen östlichen Rassen, die sich überhaupt schnell entwickelt haben, sind die unabhängigen. Ich will Japan nicht als Beispiel anführen, aber nehmen Sie den Fall von Siam -«

Der Doktor winkte aufgeregt ab. Er unterbrach die Debatte immer an diesem Punkt (denn in der Regel hatte sie fast Wort für Wort denselben Verlauf), denn der Fall von Siam störte ihn.

»Mein Freund, mein Freund, Sie vergessen den orientalischen Charakter. Wie ist es möglich, uns zu entwickeln bei unserer Apathie und unserem Aberglauben? Wenigstens haben Sie bei uns für Recht und Ordnung gesorgt. Die unerschütterliche britische Gerechtigkeit und Pax Britannica.«

»Pocks Britannica, Doktor, Pocks Britannica ist der richtige Name. Und auf jeden Fall, für wen ist es Pax? Für den Geldverleiher und den Rechtsanwalt. Natürlich halten wir Frieden in Indien, in unserem eigenen Interesse, aber worauf läuft denn das ganze Getue um Recht und Ordnung letzten Endes hinaus? Mehr Banken und mehr Gefängnisse - weiter heißt es nichts.«

»Was für eine ungeheuerliche Verdrehung!« rief der Doktor. »Sind Gefängnisse nicht notwendig? Und haben Sie uns nichts weiter wie Gefängnisse gebracht? Denken Sie an Burma zur Zeit von Thibaw, dieser Schmutz, diese Folterungen und Unwissenheit, und dann sehen Sie sich jetzt um. Sehen Sie nur von dieser Veranda hinaus - sehen Sie dieses Krankenhaus und drüben rechts diese Schule und diese Polizeiwache. Da sehen Sie den ganzen Aufschwung des modernen Fortschritts!«

»Natürlich leugne ich nicht«, sagte Flory, »daß wir dieses

Land in gewisser Hinsicht modernisiert haben. Das läßt sich gar nicht vermeiden. Tatsächlich werden wir, noch bevor wir damit fertig sind, die ganze burmanische Nationalkultur zerstört haben. Aber wir zivilisieren die Burmanen nicht, wir übertragen nur unseren Schmutz auf sie. Wohin wird er führen, dieser Aufschwung des modernen Fortschritts, wie Sie es nennen? Nur zu unserer lieben alten Sauerei, nämlich Grammophonen und steifen Hüten. Manchmal glaube ich, in zweihundert Jahren wird das alles -« er deutete mit dem Fuß auf den Horizont -, »wird das alles fort sein - Wälder, Dörfer, Klöster, Pagoden - alles verschwunden. Und statt dessen rosa Villen im Abstand von fünfzig Metern; überall auf diesen Hügeln, soweit man sehen kann, eine Villa neben der anderen, und in allen spielt das Grammophon dieselbe Melodie. Und alle Wälder abrasiert - zu Pulpe zermahlen für die *News of the World*, oder zu Grammophongehäusen zersägt. Aber die Bäume rächen sich, wie der alte Mann in der *Wildente* sagt. Sie haben natürlich Ibsen gelesen?»

»Ach nein, Mr. Flory, leider nicht. Dieses gewaltige Genie, wie Ihr hervorragender Bernard Shaw ihn genannt hat. Das Vergnügen steht mir noch bevor. Aber, mein Freund, was Sie nicht sehen, ist, daß Ihre Zivilisation auch in ihren schlechtesten Auswirkungen für uns eine Verbesserung ist. Grammophone, steife Hüte, die *News of the World* - alles ist besser als die grauenhafte Faulheit des Orientalen. Ich sehe die Briten, selbst die unbedeutendsten von ihnen, als - als -«, der Doktor suchte nach einem Ausdruck und fand einen, der wahrscheinlich von Stevenson stammte, »als Fackelträger auf dem Wege des Fortschritts.«

»Ich nicht. Ich sehe sie als eine Art neuzeitliche, hygienische, selbstzufriedene Laus. Die in der Welt herumkriecht und Gefängnisse baut. Sie bauen ein Gefängnis und nennen es Fortschritt«, setzte er etwas bedauernd hinzu - denn der Doktor würde die Anspielung nicht erkennen.

»Mein Freund, Sie hacken aber wirklich auf dem Thema Gefängnisse herum! Bedenken Sie, daß Ihre Landsleute auch andere Leistungen aufzuweisen haben. Sie bauen Straßen, sie bewässern Wüsten, sie bekämpfen Hungersnöte, sie bauen Schulen, sie errichten Krankenhäuser, sie kämpfen gegen die Pest, Cholera, Lepra, Pocken, Geschlechtskrankheiten -«

»Die sie selber eingeschleppt haben«, warf Flory ein.

»Nein, Sir!« entgegnete der Doktor, voller Eifer, diese Auszeichnung für seine eigenen Landsleute zu beanspruchen. »Nein, Sir, die Inder haben die Geschlechtskrankheiten in dieses Land eingeschleppt. Die Inder schleppen Krankheiten ein, und die Engländer kurieren sie. *Das* ist die Antwort auf all Ihren Pessimismus und Ihre Aufwiegelei.«

»Na ja, Doktor, wir werden uns nie einigen. Tatsache ist, daß Ihnen dieser ganze moderne Fortschritt gefällt, während es mir lieber ist, wenn alles ein bißchen septisch ist. Burma zur Zeit von Thibaw hätte mir besser gefallen, glaube ich. Und wie gesagt, wenn wir einen zivilisierenden Einfluß haben, so nur, um uns in größerem Maßstab zu bereichern. Wir würden es bald genug hinschmeißen, wenn es sich nicht auszahlte.«

»Mein Freund, das denken Sie doch nicht. Wenn Sie das britische Empire in Wahrheit mißbilligten, würden Sie nicht hier privat darüber reden. Sie würden es von den Hausdächern aus verkünden. Ich kenne Ihren Charakter, Mr. Flory, besser als Sie selbst.«

»Entschuldigen Sie, Doktor; ich bin nicht dafür geschaffen, etwas von den Hausdächern zu verkünden. Ich hab nicht den Mumm. Ich rate zu »unedelem Behagen«, wie der alte Belial im *Verlorenen Paradies*. Das ist ungefährlicher. In diesem Lande muß man ein Pukka Sahib sein oder sterben. Seit fünfzehn Jahren habe ich mit niemandem ehrlich gesprochen außer mit Ihnen. Meine Gespräche mit Ihnen sind ein Sicherheitsventil; eine kleine heimliche Schwarze Messe, wenn Sie mich

verstehen.«

In diesem Augenblick hörte man von draußen ein trostloses Wehklagen. Der alte Mattu, der *Hindu-Durwan*, der für die Europäische Kirche sorgte, stand im Sonnenlicht unterhalb der Veranda. Er war ein fieberkrankes, altes Geschöpf, mehr wie ein Grashüpfer als ein menschliches Wesen, und mit ein paar Quadratzentimetern schmutzigem Lumpen bekleidet. Er wohnte neben der Kirche in einer Hütte, die aus flachgeklopften Kerosinbüchsen gemacht war, und beim Erscheinen eines Europäers kam er manchmal herausgestürzt, um mit einem tiefen Selam zu grüßen und über seinen ›*Talab*‹ zu jammern, der achtzehn Rupien im Monat betrug. Er blickte kläglich zu der Veranda herauf, während er mit der einen Hand die erdfarbene Haut seines Bauches massierte und mit der anderen eine Geste machte, als schöbe er sich etwas zu essen in den Mund. Der Doktor griff in seine Tasche und ließ ein Vier-Anna-Stück über die Verandabrüstung fallen. Er war für seine Weichherzigkeit bekannt, und alle Bettler von Kyauktada machten ihn zu ihrer Zielscheibe.

»Da sehen Sie die Degeneration des Ostens«, sagte der Doktor, auf Mattu deutend, der sich wie eine Raupe zusammenzog und ein dankbares Winseln von sich gab. »Sehen Sie sich seine elenden Gliedmaßen an. Seine Waden sind nicht mal so dick wie die Handgelenke eines Engländers. Sehen Sie seine Erniedrigung und Servilität. Sehen Sie seine Unwissenheit - solche Unwissenheit gibt es in Europa nicht außerhalb einer Anstalt für Schwachsinnige. Einmal habe ich Mattu gefragt, wie alt er sei. ›Sahib‹, sagte er, ›ich glaube, ich bin zehn Jahre alt.‹ Wie können Sie vorgeben, Mr. Fbry, daß Sie solchen Geschöpfen nicht von Natur aus überlegen sind?«

»Der arme alte Mattu, der Aufschwung des modernen Fortschritts scheint ihn irgendwie übersehen zu haben«, sagte Flory und warf noch ein Vier-Anna-Stück über die Brüstung. »Geh, Mattu, kauf dir was zu saufen. Sei so degeneriert, wie du

kannst. Das alles schiebt Utopia noch etwas hinaus.«

»Aha, Mr. Flory, manchmal glaube ich, Sie sagen das alles nur, um - wie sagt man doch gleich? -, um mich aufzuziehen. Der englische Humor. Wir Orientalen haben keinen Humor, das ist ja bekannt.«

»Ihr könnt von Glück sagen. Unser verdammter Humor hat uns ruiniert.« Er gähnte, die Hände hinter dem Kopf. Mattu war nach weiterem dankbarem Gemurmel davongeschlurft. »Ich sollte wohl gehen, bevor diese verfluchte Sonne zu hoch steht. Die Hitze wird dieses Jahr teuflisch werden, ich spür es in den Knochen. Nun, Doktor, wir haben so viel debattiert, daß ich Sie gar nicht gefragt habe, was es Neues gibt. Ich bin erst gestern aus dem Dschungel gekommen. Ich sollte übermorgen wieder zurückgehen - weiß nicht, ob ich soll. Ist irgendwas passiert in Kyauktada? Irgendwelche Skandale?«

Der Doktor sah plötzlich ernst aus. Er hatte seine Brille abgenommen, und sein Gesicht mit den dunklen feuchten Augen erinnerte an das eines schwarzen Apportierhundes. Er wandte den Blick ab und sprach ein wenig zögernder als zuvor.

»Die Sache ist die, mein Freund, daß da eine höchst unerfreuliche Angelegenheit im Gange ist. Sie werden vielleicht lachen es klingt nach nichts -, aber ich bin ernstlich in Schwierigkeiten. Oder vielmehr, ich bin in Gefahr, in Schwierigkeiten zu kommen. Es ist eine Untergrundsache. Ihr Europäer werdet davon nie direkt hören. Da drüben« - er zeigte mit der Hand auf den Basar - »gibt es unaufhörlich Verschwörungen und Intrigen, von denen Sie nichts hören. Aber für uns bedeuten sie viel.«

»Was ist denn geschehen?«

»Es ist dies. Da wird eine Intrige gegen mich zusammengebraut. Eine sehr ernsthafte Intrige mit dem Ziel, meinen Charakter anzuschwärzen und meine offizielle Laufbahn zu ruinieren. Sie als Engländer werden das alles nicht verstehen.

Ich habe mir die Feindschaft eines Mannes zugezogen, den Sie wahrscheinlich nicht kennen, U Po Kyin, der Distriktsrichter. Er ist ein höchst gefährlicher Mann. Der Schaden, den er mir antun kann, ist unberechenbar. «

»U Po Kyin? Welcher ist das?«

»Der große, dicke Mann mit vielen Zähnen. Sein Haus ist da unten an der Straße, hundert Meter von hier.«

»Oh, dieser fette Schurke? Den kenne ich gut.«

»Nein, nein, mein Freund, nein, nein!« rief der Doktor ganz eifrig; »es kann nicht sein, daß Sie ihn kennen. Nur ein Orientale kann ihn kennen. Sie, ein englischer Gentleman, können sich nicht zur Tiefe eines U Po Kyin herablassen. Er ist mehr als ein Schurke, er ist - was soll ich sagen? Mir fehlen die Worte. Er erinnert mich an ein Krokodil. Er hat die Verschlagenheit eines Krokodils, die Grausamkeit, die Bestialität. Wenn Sie den Ruf dieses Mannes kennten! Seine Ungeheuerlichkeiten! Die Erpressungen, die Bestechungen! Die Mädchen, die er geschändet, vor den Augen ihrer Mütter vergewaltigt hat! Ach, ein englischer Gentleman kann sich so einen Charakter nicht vorstellen. Und das ist der Mann, der geschworen hat, mich zu erledigen.«

»Ich habe aus verschiedenen Quellen eine ganze Menge über U Po Kyin gehört«, sagte Flory. »Er scheint ein Musterbeispiel eines burmanischen Richters zu sein. Ein Burmane hat mir erzählt, daß während des Krieges U Po Kyin dafür angestellt war, Rekruten auszuheben, und er habe ein ganzes Bataillon aus seinen unehelichen Söhnen zusammengestellt. Ist das wahr?«

»Das kann kaum stimmen«, sagte der Doktor, »denn sie wären nicht alt genug gewesen. Aber an seiner Niedertracht ist nicht zu zweifeln. Und nun ist er entschlossen, mich zu erledigen. Vor allem haßt er mich, weil ich zuviel von ihm weiß; und außerdem ist er der Feind jedes einigermaßen ehrlichen Menschen. Er wird mit Verleumdungen gegen mich vorgehen -

das ist die Praxis solcher Leute. Er wird Berichte über mich verbreiten - Berichte ganz entsetzlichen und unwahren Inhalts. Er fängt schon damit an.«

»Aber würde irgend jemand einem solchen Kerl etwas gegen Sie glauben? Er ist nur ein niederträchtiger Richter. Sie sind ein hoher Beamter.«

»Ah, Mr. Flory, Sie verstehen nichts von der orientalischen Hinterlist. U Po Kyin hat schon höhere Beamte als mich ruiniert. Er wird Wege finden, daß man ihm glaubt. Und darum - ach, es ist eine schwierige Angelegenheit!«

Der Doktor ging ein paar Schritte auf der Veranda auf und ab, und dabei putzte er seine Brille mit dem Taschentuch. Es war klar, daß es noch etwas gab, das ihm sein Taktgefühl zu sagen verbot. Einen Augenblick machte er einen so besorgten Eindruck, daß Flory ihn am liebsten gefragt hätte, ob er ihm nicht irgendwie helfen könne, aber er tat es nicht, denn er wußte, wie nutzlos es war, sich in Streitigkeiten zwischen Orientalen einzumischen. Kein Europäer kann diesen Streitigkeiten auf den Grund gehen; immer ist etwas dabei dem europäischen Denken unzugänglich, eine Intrige innerhalb der Intrige. Außerdem gehört es zu den Zehn Geboten des Pukka Sahib, sich aus ›Eingeborenen‹-Streitigkeiten herauszuhalten. Er sagte zweifelnd:

»Was ist eine schwierige Angelegenheit?«

»Es ist, wenn ich nur - ach, mein Freund, Sie werden mich auslachen, fürchte ich. Aber es ist so: wenn ich nur ein Mitglied Ihres Europäischen Clubs wäre! Wenn! Wie anders wäre meine Position!«

»Der Club? Wieso? Wie würde Ihnen das helfen?«

»Mein Freund, in solchen Sachen ist Prestige alles. Nicht daß U Po Kyin mich offen angreifen wird; das würde er nie wagen; er wird mich beleidigen und verleumden. Und ob man ihm glaubt oder nicht, hängt von meinem Ansehen bei den

Europäern ab. So ist das nämlich in Indien. Wenn unser Prestige gut ist, steigen wir auf; wenn schlecht, fallen wir. Ein Kopfnicken und ein Augenzwinkern vermögen mehr als tausend offizielle Berichte. Und Sie wissen nicht, wieviel Prestige ein Inder hat, wenn er Mitglied des Europäischen Clubs ist. Ist er im Club, so *ist* er praktisch ein Europäer. Keine Verleumdung kann ihm schaden. Ein Clubmitglied ist sakrosankt.«

Flory blickte über die Verandabrüstung hinaus. Er war aufgestanden, als wollte er gehen. Er hatte immer ein beschämendes, unbehagliches Gefühl, wenn er dem Doktor gegenüber zugeben mußte, daß dieser wegen seiner schwarzen Haut nicht in den Club aufgenommen werden konnte. Es ist unangenehm, wenn man mit einem guten Freund nicht auf der gleichen sozialen Stufe steht; aber in Indien liegt das als etwas Naturgegebenes in der Luft.

»Vielleicht werden Sie bei der nächsten Generalversammlung gewählt«, sagte er. »Ich sage nicht, daß man Sie wählen wird, aber es ist nicht unmöglich.«

»Ich kann mich doch darauf verlassen, Mr. Flory, daß Sie nicht glauben, ich bäte Sie darum, mich für den Club vorzuschlagen? Da sei Gott davor! Ich weiß, das ist für Sie unmöglich. Ich habe nur die Bemerkung gemacht, daß ich, als Clubmitglied sofort unangreifbar wäre.«

Flory stülpte sich seinen Filzhut auf den Kopf und störte Flo mit seinem Stock auf. Sie schlief unter dem Stuhl. Flory fühlte sich sehr unbehaglich. Er wußte, daß er, wenn er den Mut zu ein paar Auseinandersetzungen mit Ellis hatte, aller Wahrscheinlichkeit nach Dr. Veraswamis Wahl in den Club durchsetzen konnte. Und der Doktor war schließlich wirklich sein Freund, fast der einzige Freund, den er in Burma hatte. Sie hatten sich hundertmal unterhalten und debattiert, der Doktor war bei ihm zum Essen gewesen, er hatte sogar vorgeschlagen, Flory mit seiner Frau bekanntzumachen - aber sie, eine fromme Inderin, hatte es mit Entsetzen zurückgewiesen. Sie waren

zusammen auf die Jagd gegangen - der Doktor, mit Patronengurt und Jagdmesser ausgerüstet, war von Bambusblättern schlüpfrige Abhänge hinaufgekeucht und hatte sein Gewehr auf nichts abgeschossen. Nach allgemeinem Anstand hatte er die Pflicht, den Doktor zu unterstützen. Aber er wußte auch, daß der Doktor ihn nie um eine Unterstützung bitten würde und daß es einen häßlichen Krach geben würde, bevor ein Orientale in den Club aufgenommen wurde. Nein, solch einen Krach konnte er nicht auf sich nehmen! Das war es nicht wert. Er sagte:

»Um Ihnen die Wahrheit zu sagen: es ist schon darüber gesprochen worden. Sie haben es heute morgen diskutiert, und dieses kleine Biest Ellis hat seine üble ›dreckiger-Neger‹-Predigt gehalten. Macgregor hat vorgeschlagen, einen Eingeborenen zum Mitglied zu wählen. Er hat einen entsprechenden Befehl gekriegt, denke ich mir.«

»Ja, das habe ich gehört. Wir hören so etwas immer. Das hat mich auch auf die Idee gebracht.«

»Es soll bei der Generalversammlung im Juni darüber verhandelt werden. Ich weiß nicht, was daraus werden wird - es hängt von Macgregor ab, glaube ich. Ich werde Ihnen meine Stimme geben, aber mehr kann ich nicht tun. Tut mir leid, aber ich kann einfach nicht. Sie wissen nicht, was für einen Spektakel das geben wird. Sehr wahrscheinlich werden sie Sie wählen, aber sie werden es als eine unangenehme Pflicht tun, unter Protest. Sie haben einen richtigen Fetisch daraus gemacht, diesen Club reinweiß zu halten, wie sie es nennen.«

»Natürlich, natürlich, mein Freund! Ich verstehe vollkommen. Gott behüte, daß Sie meinetwegen mit Ihren europäischen Freunden in Schwierigkeiten geraten. Bitte, bitte, lassen Sie sich da nicht hineinziehen! Schon daß man weiß, daß Sie mit mir befreundet sind, nützt mir mehr, als Sie sich vorstellen können. Prestige, Mr. Flory, ist wie ein Barometer. Jedesmal, wenn man Sie mein Haus betreten sieht, steigt das Quecksilber um einen halben Grad.«

»Nun ja, wir müssen versuchen, es auf ›Beständig‹ zu halten. Das ist wohl leider alles, was ich für Sie tun kann.«

»Auch das ist viel, mein Freund. Und was das angeht, da ist noch etwas anderes, wovon ich Sie warnen wollte, obgleich Sie darüber lachen werden, fürchte ich. Nämlich, daß Sie selbst sich vor U Po Kyin hüten sollten. Hüten Sie sich vor dem Krokodil! Denn bestimmt wird er zum Schlag gegen Sie ausholen, wenn er weiß, daß Sie mit mir befreundet sind.«

»Schon gut, Doktor. Ich werde mich vor dem Krokodil hüten. Aber ich kann mir nicht vorstellen, daß er mir viel schaden kann.«

»Mindestens wird er's versuchen. Ich kenne ihn. Er wird es darauf anlegen, mich von meinen Freunden zu trennen. Möglicherweise wird er sogar wagen, seine Verleumdungen auch auf Sie auszudehnen.«

»Auf mich? Großer Gott! Niemand würde etwas gegen *mich* glauben. *Civis Romanus sum*. Ich bin Engländer - über jeden Verdacht erhaben.«

»Nichtsdestoweniger, mein Freund, hüten Sie sich vor seinen Anschwärmungen. Unterschätzen Sie ihn nicht. Er wird wissen, wie er Sie treffen kann. Er ist ein Krokodil. Und wie das Krokodil« - der Doktor legte Daumen und Zeigefinger eindrucksvoll zusammen; seine Bilder kamen ihm manchmal durcheinander -, »wie das Krokodil schlägt er immer an der schwächsten Stelle zu!«

»Schlagen Krokodile wirklich immer an der schwächsten Stelle zu, Doktor?«

Beide Männer lachten. Sie kannten sich gut genug, um hin und wieder über das possierliche Englisch des Doktors zu lachen. Vielleicht war der Doktor im Grunde ein bißchen enttäuscht darüber, daß Flory nicht versprochen hatte, ihn für den Club vorzuschlagen, aber er wäre lieber gestorben, als es zu sagen. Und Flory war froh, das Thema fallenzulassen, ein

unbequemes Thema, das, so wünschte er, nie hätte zur Sprache kommen sollen.

»Nun ja, ich muß mich jetzt auf den Weg machen, Doktor. Leben Sie wohl, falls ich Sie jetzt nicht wiedersehe. Ich hoffe, es wird alles gutgehen bei der Generalversammlung. Macgregor ist kein schlechter alter Kerl. Ich könnte mir denken, daß er darauf bestehen wird, daß Sie gewählt werden.«

»Hoffen wir es, mein Freund. Damit kann ich es mit hundert U Po Kyins aufnehmen. Mit tausend! Leben Sie wohl, mein Freund, leben Sie wohl.«

Dann rückte Flory seinen Filzhut auf dem Kopf zurecht und ging über den glühend heißen Platz nach Hause zu seinem Frühstück, auf das er nach dem Trinken, Rauchen und Sprechen des langen Vormittags keinen Appetit mehr hatte.

IV

Flory lag, nackt bis auf schwarze Shan-Hosen, schlafend auf seinem schweißfeuchten Bett. Er hatte den ganzen Tag herumgetrödelt. Er verbrachte annähernd drei Wochen jedes Monats im Lager und kam immer nur für ein paar Tage nach Kyauktada, hauptsächlich um zu faulenzen, denn er hatte sehr wenig Büroarbeit zu tun.

Das Schlafzimmer war ein großer quadratischer Raum mit weiß verputzten Wänden, offenen Türöffnungen und keiner Decke, sondern nur Dachsparren, in denen Spatzen nisteten. Es hatte keine Möbel außer einem großen Himmelbett mit dem wie ein Baldachin aufgerollten Moskitonetz, einem Korb Tisch und Sessel und einem kleinen Spiegel; außerdem ein paar rohe Bücherregale, die mehrere hundert Bücher enthielten, alle durch viele Regenzeiten verschimmelt und von Silberfischchen durchlöchert. Ein *Tuktoo* saß an der Wand, flach und regungslos wie ein heraldischer Drache. Hinter der Dachtraufe der Veranda strömte das Licht herab wie glitzerndes, weißes Öl. Ein paar

Tauben in einem Bambusdickicht gaben ununterbrochen ein eintöniges Gemurmel von sich, das merkwürdig gut zu der Hitze paßte - ein schläfriger Ton, aber eher einschläfernd wie eine Narkose, nicht wie ein Wiegenlied.

Unten in Mr. Macgregors Bungalow, zweihundert Meter entfernt, hämmerte ein *Durwan* wie eine lebende Uhr viermal auf ein Stück Eisenschiene. Ko S'la, Florys Diener, erwachte von dem Ton, ging in das Küchenhaus, blies die Glut des Holzfeuers an und setzte den Kessel für den Tee auf. Dann legte er seinen rosa *Gaungbaung* und den Musselin-*Ingyi* an und brachte seinem Herrn das Teetablett ans Bett.

Ko S'la (eigentlich hieß er Maung San Hla, Ko S'la war eine Abkürzung) war ein kleiner, breitschultriger, bäurisch aussehender Burmane mit sehr dunkler Haut und gequältem Gesichtsausdruck. Er trug einen schwarzen Schnurrbart, der sich um seinen Mund nach unten krümmte, aber sonst hatte er wie die meisten Burmanen keinen Ban. Er war Florys Diener seit dessen erstem Tag in Burma. Die beiden Männer waren fast bis auf den Tag gleichaltrig. Sie hatten einander schon als Jungen gekannt, waren Seite an Seite auf Schnepfen- und Entenjagd gegangen, hatten zusammen auf dem Hochsitz gesessen und auf Tiger gewartet, die nie kamen, hatten die Unbequemlichkeiten von tausend Lagern und Märschen geteilt; und Ko S'la hatte für Flory den Kuppler gespielt und für ihn bei den chinesischen Geldverleihern Geld geliehen, hatte ihn zu Bett gebracht, wenn er betrunken war, ihn bei Fieberanfällen gepflegt. In Ko S'las Augen war Flory, weil er Junggeselle war, noch immer ein Junge; während Ko S'la geheiratet und fünf Kinder gezeugt, noch einmal geheiratet hatte und einer der unbekannten Märtyrer der Bigamie geworden war. Wie alle Diener von Junggesellen war Ko S'la faul und schmutzig, aber Flory sehr ergeben. Er hätte nie zugelassen, daß jemand anders Flory bei Tisch bediente oder sein Gewehr trug oder den Kopf seines Ponys hielt, während er aufstieg. Wenn sie auf dem Marsch zu

einem Fluß kamen, trug er Flory auf dem Rücken hinüber. Er neigte dazu, Flory zu bemitleiden, teils weil er fand, daß er kindisch und leicht zu täuschen sei, teils wegen des Muttermals, das für ihn etwas Schreckliches war.

Ko S'la setzte das Teetablett ganz leise auf den Tisch, dann ging er um das Bett herum und kitzelte Flory an den Zehen. Er wußte aus Erfahrung, daß dies die einzige Art war, Flory zu wecken, ohne ihn in schlechte Laune zu versetzen. Flory wälzte sich herum, fluchte und drückte die Stirn ins Kopfkissen.

»Es hat vier Uhr geschlagen, heiligster Gott«, sagte Ko S'la. »Ich habe zwei Teetassen gebracht, weil *die Frau* gesagt hat, daß sie kommen will.«

Die Frau war Ma Hla May, Florys Mätresse. Ko S'la nannte sie immer *die Frau*, um seine Mißbilligung zu zeigen - nicht daß er Florys Mätresse mißbilligte, sondern weil er auf Ma Hla Mays Einfluß im Hause eifersüchtig war.

»Wird der Heilige heute abend *Tinnis* spielen?« fragte Ko S'la.

»Nein, es ist zu heiß«, sagte Flory auf englisch. »Ich will nichts essen. Nimm diesen Mist weg und bring mir Whisky.«

Ko S'la verstand Englisch sehr gut, obwohl er es nicht sprechen konnte. Er brachte eine Flasche Whisky, außerdem Florys Tennisschläger, den er mit bedeutsamer Gebärde gegenüber dem Bett an die Wand lehnte. Tennis war für seine Begriffe für alle Engländer eine geheimnisvolle rituelle Pflicht, und er sah seinen Herrn abends nicht gern müßiggehen.

Flory stieß Toast und Butter, die Ko S'la gebracht hatte, angeekelt beiseite, aber er goß sich Whisky in eine Tasse Tee und fühlte sich besser, nachdem er ihn getrunken hatte. Er hatte seit Mittag geschlafen, und jetzt taten ihm der Kopf und sämtliche Knochen weh, und im Mund hatte er einen Geschmack wie von verbranntem Papier. Es war Jahre her, daß er eine Mahlzeit genossen hatte. Jedes europäische Essen in

Burma ist mehr oder weniger widerlich - das Brot ist ein schwammiges Zeug, das mit Palmentoddy gesäuert ist und wie eine verdorbene Semmel schmeckt, die Butter kommt aus der Dose und ebenso die Milch, wenn es sich nicht um das graue, wässerige Gesöff des Milchmanns handelt. Als Ko S'la hinausging, hörte man draußen das Scharren von Sandalen, und die hochgeschraubte Stimme eines burmanischen Mädchens sagte: »Ist mein Herr erwacht?«

»Komm rein«, sagte Flory ziemlich schlechtgelaunt.

Ma Hla May kam herein und streifte ihre rotlackierten Sandalen an der Tür ab. Sie durfte als besondere Vergünstigung zum Tee kommen, aber nicht zu anderen Mahlzeiten, auch durfte sie ihre Sandalen nicht in Gegenwart ihres Herrn tragen.

Ma Hla May war eine zwei- bis dreiundzwanzig Jahre alte Frau und vielleicht einen Meter fünfzig groß. Sie war in einen *Longyi* aus blaßblauem, gesticktem chinesischem Atlas und einen gestärkten weißen Musselin-*Ingyi* gekleidet, auf dem mehrere goldene Medaillons hingen. Ihr Haar, schwarz wie Ebenholz, war zu einem festen Zylinder aufgerollt und mit Jasminblüten geschmückt. Ihr zierlicher, gerader, schlanker Körper war so konturlos wie ein in einen Baum geschnitztes Basrelief. Sie war wie eine Puppe mit ihrem stillen, ovalen Gesicht von der Farbe blanken Kupfers und den schmalen Augen; eine ausländische Puppe und doch in grotesker Weise schön. Ein Duft von Sandelholz und Kokosnuß kam mit ihr ins Zimmer.

Ma Hla May kam zum Bett, setzte sich auf den Bettrand und legte die Arme ziemlich plötzlich um Flory. Mit ihrer flachen Nase roch sie an seiner Wange, so wie es die Burmanen tun.

»Warum hat mein Herr mich heute nachmittag nicht rufen lassen?« fragte sie.

»Ich habe geschlafen. Es ist zu heiß für so was.«

»Du schläfst also lieber allein als mit Ma Hla May? Wie

häßlich mußt du mich finden! Bin ich häßlich, Herr?«

»Geh weg«, sagte er, sie zurückstoßend. »Ich mag dich nicht zu dieser Tageszeit.«

»Dann berühre mich wenigstens mit den Lippen. (Es gibt kein burmanisches Wort für küssen.) Alle weißen Männer tun das mit ihren Frauen.«

»Na ja, da hast du einen. Jetzt laß mich in Ruhe. Hole die Zigaretten und gib mir eine.«

»Wie kommt es, daß du neuerdings mich nie lieben willst? Ah, vor zwei Jahren war es so anders! Damals hast du mich geliebt. Du hast mir goldene Armreifen und seidene *Ingyis* aus Mandalay geschenkt. Und jetzt sieh her« - Ma Hla May streckte einen winzigen, in Musselin gehüllten Arm aus - »nicht ein einziger Armreifen. Letzten Monat hatte ich dreißig, und jetzt sind sie alle versetzt. Wie kann ich ohne meine Armreifen zum Basar gehen und die ganze Zeit denselben *Longyi* anziehen? Ich schäme mich vor den anderen Frauen.«

»Ist es meine Schuld, wenn du deine Armreifen versetzt?«

»Vor zwei Jahren hättest du sie für mich eingelöst. Ah, du liebst Ma Hla May nicht mehr!«

Sie legte wieder die Arme um ihn und küßte ihn, eine europäische Sitte, die er sie gelehrt hatte. Ein Duftgemisch von Sandelholz, Knoblauch, Kokosnußöl und den Jasminblüten in ihrem Haar ging von ihr aus. Es war ein Duft, der ihn immer erbeben ließ. Ziemlich zerstreut drückte er ihren Kopf auf das Kissen zurück und blickte auf ihr seltsames, junges Gesicht nieder mit den hohen Backenknochen, den langgestreckten Augenlidern und den kurzen, wohlgeformten Lippen. Sie hatte recht hübsche Zähne, wie die Zähne eines Kätzchens. Er hatte sie vor zwei Jahren für dreihundert Rupien von ihren Eltern gekauft. Er begann ihren braunen Hals zu streicheln, der wie ein glatter, schlanker Stengel aus dem kragenlosen *Ingyi* emporwuchs.

»Du hast mich nur gern, weil ich ein weißer Mann bin und Geld habe«, sagte er.

»Herr, ich liebe dich, ich liebe dich mehr als alles auf der Welt. Warum sagst du das? Bin ich dir nicht immer treu gewesen?«

»Du hast einen burmanischen Liebhaber.«

»Uh!« Ma Hla May tat so, als schauderte es sie bei dem Gedanken. »Wenn ich denke, daß ihre scheußlichen braunen Hände mich berühren könnten! Ich würde sterben, wenn ein Burmane mich berührte!«

»Du lügst.«

Er legte die Hand auf ihre Brust. Insgeheim hatte Ma Hla May das nicht gern, denn es erinnerte sie an die Existenz ihrer Brüste das Ideal einer burmanischen Frau ist, keine Brüste zu haben. Sie lag da und ließ mit sich machen, was er wollte, ganz passiv, aber zufrieden und leise lächelnd wie eine Katze, die sich streicheln läßt. Florys Umarmungen bedeuteten ihr nichts (Ba Pe, Ko Sla's jüngerer Bruder, war ihr heimlicher Liebhaber), doch sie war bitter gekränkt, wenn er sie vernachlässigte. Manchmal hatte sie sogar einen Liebestrank in sein Essen gemischt. Sie schwärmte für das müßige Leben einer Konkubine und die Besuche, die sie schön herausgeputzt in ihrem Dorf machte, wo sie sich mit ihrer Stellung als ›Bo-Kadaw‹- Frau eines weißen Mannes - brüsten konnte; denn sie hatte allen eingeredet, und auch sich selbst, daß sie Florys rechtmäßige Frau sei.

Als Flory mit ihr fertig war, wandte er sich ermattet und beschämt ab und lag still, mit der Linken sein Muttermal verdeckend. Er erinnerte sich immer an sein Muttermal, wenn er etwas getan hatte, dessen er sich schämte. Er vergrub angeekelt das Gesicht im Kissen, das feucht war und nach Kokosnußöl roch. Es war grauenhaft heiß, und die Tauben draußen gurrten immer noch. Ma Hla May, die nackt neben Flory lag, fächelte

ihn sanft mit einem Strohfächer, den sie vom Tisch genommen hatte.

Bald darauf stand sie auf, zog sich an und zündete sich eine Zigarette an. Dann kam sie zum Bett zurück, setzte sich und begann Florys nackte Schulter zu streicheln. Die Weiße seiner Haut faszinierte sie wegen ihrer Fremdartigkeit und dem Gefühl der Macht, das sie ihr gab. Aber Flory zuckte mit der Schulter, um ihre Hand abzuschütteln. In dieser Situation war sie ekelerregend und schrecklich für ihn. Er hatte nur den Wunsch, sie nicht mehr sehen zu müssen.

»Geh«, sagte er.

Ma Hla May nahm die Zigarette aus dem Mund und wollte sie Flory anbieten. »Warum ist mein Herr immer so böse auf mich, wenn er mich geliebt hat?« fragte sie.

»Geh«, wiederholte er.

Ma Hla May streichelte weiter seine Schulter. Sie hatte nie gelernt, daß sie ihn in solchen Momenten in Ruhe lassen mußte.

Sie glaubte, Wollust wäre eine Form von Zauberei, die einer Frau magische Kräfte über einen Mann verlieh, bis sie ihn schließlich so geschwächt hatte, daß er nur noch ein halbidiotischer Sklave war. Jede weitere Umarmung unterhöhlte Florys Willen und machte den Zauber stärker - das war ihr fester Glaube. Sie begann ihn zu quälen, er solle wieder von vorn anfangen. Sie legte die Zigarette weg und legte die Arme um ihn, versuchte ihn zu sich umzudrehen und sein abgewandtes Gesicht zu küssen, während sie ihm Vorwürfe wegen seiner Kälte machte.

»Geh weg, geh weg!« sagte er ärgerlich. »Sieh in der Tasche meiner Shorts nach. Da ist Geld drin. Nimm dir fünf Rupien und geh.«

Ma Hla May fand den Fünfrupienschein und stopfte ihn in den Brustausschnitt ihres *Ingyis*, aber sie ging immer noch nicht. Sie machte sich um das Bett herum zu schaffen und belästigte

Flory, bis er schließlich böse wurde und aufsprang.

»Mach daß du hier rauskommst! Ich hab dir gesagt, du sollst gehen. Ich will dich nicht hier drin haben, wenn ich mit dir fertig bin.«

»Sehr nett, wie du mit mir sprichst! Du behandelst mich, als wäre ich eine Prostituierte.«

»Bist du ja auch. Raus mit dir«, sagte er, während er sie bei den Schultern aus dem Zimmer schob. Ihre Sandalen schleuderte er ihr hinterher. Ihr Zusammensein endete häufig auf diese Weise. Flory stand gähnend mitten im Zimmer. Sollte er doch zum Tennis in den Club gehen? Nein, das bedeutete Rasieren, und er konnte die Anstrengung nicht auf sich nehmen, ehe er nicht ein paar Drinks intus hatte. Er befühlte sein stoppeliges Kinn und schlakste hinüber zum Spiegel, um es zu mustern, aber dann wandte er sich ab. Er wollte das gelbe, eingefallene Gesicht, das ihn aus dem Spiegel anblickte, nicht sehen. Mehrere Minuten lang stand er mit schlaffen Gliedern da und sah dem *Tuktoo* zu, der sich über den Bücherregalen an einen Falter heranpirschte. Die Zigarette, die Ma Hla May abgelegt hatte, brannte mit einem ätzenden Geruch ab, das Papier färbte sich braun. Flory nahm ein Buch vom Regal, schlug es auf und warf es dann mit Abscheu wieder weg. Er hatte nicht einmal die Energie zu lesen. Ach Gott, Gott, was sollte er mit dem Rest dieses verdammten Abends anfangen?

Flo kam hereingewatschelt, wedelte mit dem Schwanz und bettelte um einen Spaziergang. Flory ging mürrisch in das kleine Badezimmer mit dem Steinfußboden, das gleich neben dem Badezimmer lag, bespritzte sich mit lauwarmem Wasser und zog Hemd und Shorts an. Er mußte sich ein bißchen Bewegung machen, bevor die Sonne unterging. In Indien ist es gewissermaßen etwas Böses, einen Tag vergehen zu lassen, ohne einmal so richtig geschwitzt zu haben. Man empfindet das als tiefere Sünde als tausend unzüchtige Handlungen. Am dunklen Spätnachmittag, nach einem völlig müßigen Tag,

steigert sich die Langeweile zu einem wahnsinnigen, selbstmörderischen Gipfel. Arbeit, Gebet, Bücher, Trinken, Plaudern - alles ist dagegen machtlos; man kann es nur durch die Poren ausschwitzen.

Flory ging hinaus und folgte der Straße, die bergauf in den Dschungel führte. Zuerst war es niedriger Busch mit dichtem, verkümmertem Gestrüpp, und die einzigen Bäume waren halbwilde Mangobäume, die pflaumengroße, terpentinhaltige Früchte trugen. Dann führte die Straße durch höhere Bäume. Der Dschungel war zu dieser Jahreszeit ausgetrocknet und leblos. Die Bäume säumten die Straße in dichten, verstaubten Reihen mit matt olivgrünem Laub. Keine Vögel waren zu sehen außer ein paar struppigen braunen Geschöpfen, wie ehrlose Drosseln, die plump unter den Büschen umherhüpften; in der Ferne schrie ein Vogel »Ah haha! Ah ha ha!« - ein einsamer, hohler Ton wie das Echo eines Gelächters. Es roch giftig nach zerquetschten Blättern, ein bißchen wie Efeu. Es war noch immer heiß, obwohl die Sonne etwas von ihrer weißen Grelle verloren hatte und schräge gelbe Strahlen warf.

Nach drei Kilometern endete der Weg an der Furt eines seichten Flusses. Wegen des Wassers war der Dschungel hier grüner, und die Bäume waren höher. Am Flußufer stand ein riesiger, abgestorbener Pyinkado-Baum mit Girlanden von spinnenartigen Orchideen, außerdem ein paar wilde Limonen-Büsche mit wachsartigen weißen Blüten. Sie hatten einen scharfen Geruch wie Bergamotten. Flory war schnell gegangen, und der Schweiß hatte sein Hemd durchnäßt und tröpfelte ihm brennend in die Augen. Er hatte sich in eine bessere Stimmung hineingeschweitzt. Außerdem pflegte der Anblick dieses Flusses ihn zu ermuntern; das Wasser war ganz klar, ein sehr seltener Anblick in einem sumpfigen Land. Er überquerte den Fluß über die Trittsteine, Flo planschte hinterdrein; dann bog er in einen schmalen Pfad ein, der durchs Gebüsch führte und den er schon kannte. Es war eine Fährte, die das Vieh getreten hatte, wenn es

zum Trinken an den Fluß ging, und Menschenfüße betraten ihn selten. Er führte fünfzig Meter flußaufwärts zu einem Teich. Hier wuchs ein Heiliger Bobaum, ein zwei Meter dicker abgestützter Stamm, der aus unzähligen Holzsträhnen gewebt war wie ein von einem Riesen gedrehtes hölzernes Kabel. Die Wurzeln dieses Baumes bildeten eine natürliche Höhle, in der das klare, grünliche Wasser gurgelte. Oben und ringsum wehrte das dichte Laubwerk dem Licht und machte den Ort zu einer von Laub eingeschlossenen grünen Grotte.

Flory warf die Kleider ab und stieg ins Wasser. Es war eine Nuance kühler als die Luft und reichte ihm bis zum Hals, wenn er sich setzte. Schwärme von silbrigen *Mahseer*, nicht größer als Sardinen, schnupperten und knabberten an seinem Körper. Flo hatte sich auch ins Wasser geworfen und schwamm still, wie ein Otter, mit ihren Schwimmpfoten herum. Sie kannte den Teich gut, denn sie gingen oft hierher, wenn Flory in Kyauktada war.

Oben in dem Bobaum erhob sich eine Unruhe und ein blubberndes Geräusch wie von kochenden Töpfen. Eine Schar grüner Tauben saß dort oben und fraß die Beeren. Flory blickte in die große grüne Wölbung des Baumes hinauf und versuchte, die Vögel zu unterscheiden; sie waren unsichtbar, so vollkommen war ihre Farbe dem Laub angepaßt, und doch war der ganze Baum von ihnen belebt und schimmerte, als würde er von Vogelgeistern geschüttelt. Flo legte sich auf die Wurzeln und knurrte zu den unsichtbaren Geschöpfen hinauf. Dann flatterte eine einzelne grüne Taube herunter und ließ sich auf einem tieferen Ast nieder. Sie wußte nicht, daß sie beobachtet wurde. Sie war ein zartes Wesen, kleiner als eine Haustaube, ihr jadegrüner Rücken war glatt wie Samt, und Hals und Brust schillerten in vielen Farben. Ihre Beine waren wie das rosa Wachs, das Zahnärzte verwenden.

Die Taube schaukelte auf dem Zweig vor und zurück, plusterte ihr Brustgefieder auf und legte ihren korallenroten Schnabel darauf. Flory durchfuhr ein stechender Schmerz.

Allein, allein, die Bitternis, allein zu sein! So oft war es so, an einsamen Stellen im Wald, daß ihm etwas begegnete - Vogel, Blume, Baum -, das schöner war, als man mit Worten sagen konnte, wäre nur eine Seele dagewesen, mit der man es hätte teilen können. Schönheit ist sinnlos, wenn man sie nicht mit jemandem teilen kann. Gäbe es nur einen Menschen, nur einen, der die Hälfte seiner Einsamkeit trüge. Plötzlich sah die Taube Mann und Hund unter dem Baum, sprang in die Luft und schoß mit knatternden Flügeln flink wie eine Pistolenkugel davon. Man sieht lebendige grüne Tauben nicht oft so aus der Nähe. Sie fliegen sehr hoch und nisten in Baumwipfeln und kommen nicht auf die Erde, höchstens um zu trinken. Wenn man eine schießt und sie nicht sofort tötet, klammert sie sich an den Zweig, bis sie stirbt, und erst lange nachdem man das Warten aufgegeben hat und weggegangen ist, fällt sie herunter.

Flory kam aus dem Wasser, zog sich an und ging über den Fluß zurück. Er ging nicht auf der Straße nach Hause, sondern folgte einem Fußpfad südwärts in den Dschungel mit der Absicht, einen Umweg über ein Dorf zu machen, das nicht weit von seinem Haus am Rande des Dschungels lag. Flo tollte im Unterholz hin und her und kläffte manchmal, wenn ihre langen Ohren sich in den Dornen verfangen. Sie hatte einmal hier in der Nähe einen Hasen aufgespürt. Flory ging langsam. Der Rauch seiner Pfeife stieg in stillen Wölkchen gerade nach oben. Er war nach dem Spaziergang und dem klaren Wasser glücklich und mit sich im reinen. Es war jetzt kühler bis auf die Reste von Hitze unter den dickeren Bäumen, und das Licht war sanft. Die Räder von Ochsenkarren quietschten friedlich in der Ferne.

Bald hatten sie im Dschungel den Weg verloren und wanderten durch ein Labyrinth von abgestorbenen Bäumen und verfilztem Gesträuch. Sie gerieten in eine Sackgasse, wo der Pfad durch große, häßliche Pflanzen - wie vergrößerte Aspidistra - versperrt war, deren Blätter in langen, mit Dornen bewaffneten Schnüren endigten. Ein Leuchtkäfer glühte grünlich

am Fuße eines Busches; an den dichteren Stellen wurde es dämmrig. Bald hörte man das Quietschen der Karrenräder näher, sie fuhren wohl parallel zu ihrem Weg.

»Heh, *say a gyi, say a gyi!*« rief Flory und nahm Flo beim Halsband, damit sie nicht weglief.

»*Ba lede?*« rief der Burmane zurück. Man hörte das Stampfen von Hufen und die Rufe des Mannes, der die Ochsen zum Stehen brachte.

»Bitte kommen Sie doch her! O ehrwürdiger und weiser Sir! Wir haben den Weg verloren. Halten Sie einen Augenblick, o großer Pagodenbauer!«

Der Burmane ließ seinen Karren stehen und drängte sich durch den Dschungel, indem er die Schlingpflanzen mit seinem *Dab* durchschnitt. Er war ein gedrungener Mann mittleren Alters mit einem Auge. Er führte sie zurück zu der Fährte, und Flory kletterte auf den flachen, unbequemen Ochsenkarren. Der Burmane nahm die aus Bindfaden gemachten Zügel auf, schrie den Ochsen etwas zu, stach sie mit seinem kurzen Stock in die Schwanzwurzeln, und der Karren holperte mit quietschenden Rädern weiter. Die burmanischen Fahrer von Ochsenkarren schmieren ihre Achsen selten, wahrscheinlich weil sie glauben, das Quietschen halte böse Geister ab, doch wenn man sie fragt, sagen sie einem, sie wären zu arm, um Schmiere zu kaufen.

Sie kamen an einer weißgetünchten Pagode vorbei, nur etwa mannshoch und halb verborgen unter den Ranken von Schlingpflanzen. Dann wand der Pfad sich in das Dorf hinein, das aus zwanzig baufälligen Hütten mit rohgedeckten Dächern und einem Brunnen unter einigen kahlen Dattelpalmen bestand. Die Silberreihher, die in den Palmen nisteten, strömten wie fliegende weiße Pfeile über den Baumwipfeln heimwärts. Eine dicke gelbe Frau, die ihren *Ingyi* unter den Achselhöhlen festgebunden hatte, jagte einen Hund um eine Hütte herum, wobei sie ihn mit einem Bambusstab schlug und lachte, und der

Hund lachte auch auf seine Weise. Das Dorf hieß Nyaunglebin - »die vier Heiligen Bobäume«. Jetzt waren keine Bobäume hier, wahrscheinlich waren sie vor einem Jahrhundert gefällt und vergessen worden. Die Dorfbewohner bebauten einen schmalen Feldstreifen, der zwischen der Stadt und dem Dschungel lag, außerdem machten sie Ochsenkarren, die sie in Kyauktada verkauften. Karrenräder lagen überall unter den Häusern, massive Dinger mit anderthalb Meter Durchmesser und roh, aber stark geschnitzten Speichen.

Flory stieg ab und gab dem Fahrer vier Annas. Ein paar scheckige Köter kamen unter den Häusern hervor, um an Flo zu schnuppern, und auch eine Schar von dickbäuchigen nackten Kindern, das Haar auf dem Kopf zu einem Knoten zusammengebunden, erschien neugierig und glotzte den weißen Mann an, aber aus sicherer Entfernung. Der Dorfälteste, ein verschrumpelter, laubbrauner alter Mann, kam aus seinem Haus, und man machte *Shikos*. Flory setzte sich auf die Stufen des Hauses des Dorfältesten und zündete seine Pfeife wieder an. Er war durstig.

»Ist das Wasser in deinem Brunnen trinkbar, *Thugyimin*?«

Der Älteste überlegte und kratzte sich die linke Wade mit dem Nagel des rechten großen Zehs. »Die es trinken, trinken es, *Thakin*. Und die es nicht trinken, trinken es nicht.«

»Aha. Das ist Weisheit.«

Die dicke Frau, die den Pariahund gejagt hatte, brachte eine geschwärzte irdene Teekanne und eine henkellose Schale und schenkte Flory hellgrünen Tee ein, der nach Holzrauch schmeckte.

»Ich muß gehen, *Thugyimin*. Danke für den Tee.«

»Gott sei mit Euch, *Thakin*.«

Flory ging auf einem Weg, der hinaus zu dem Platz führte, nach Hause. Es war nun dunkel. Ko S'la hatte einen sauberen *Ingyi* angezogen und wartete im Schlafzimmer. Er hatte zwei

Kerosindosen Badewasser heiß gemacht, die Petroleumlampen angezündet und einen sauberen Anzug und ein frisches Hemd für Flory bereitgelegt. Die sauberen Sachen waren ein Wink, daß Flory sich rasieren, anziehen und nach dem Essen in den Club gehen sollte. Hin und wieder verbrachte er den Abend in Shan-Hosen, saß faul mit einem Buch in einem Stuhl, und Ko S'la mißbilligte diese Gewohnheit. Er haßte es, wenn sein Herr sich anders benahm als andere weiße Männer. Daß Flory oft betrunken aus dem Club kam, während er nüchtern blieb, wenn er den Abend zu Hause verbrachte, beeinflusste Ko S'las Meinung nicht, denn sich zu betrinken war für einen weißen Mann normal und verzeihlich.

»Die Frau ist zum Basar runtergegangen«, verkündete er, erfreut wie immer, wenn Ma Hla May aus dem Haus war. »Ba Pe ist mit einer Laterne mitgegangen, um sie zu führen, wenn sie zurückkommt. «

»Gut«, sagte Flory.

Sie war gegangen, um ihre fünf Rupien auszugeben - zweifellos um sie zu verspielen.

»Das Badewasser für den Heiligen ist bereit.«

»Warte, wir müssen erst für den Hund sorgen. Bring den Kamm«, sagte Flory.

Die beiden Männer hockten sich zusammen hin, um Flos seidiges Fell zu kämmen und zwischen ihren Zehen nach Zecken zu suchen. Das mußte jeden Abend geschehen. Sie zog sich im Lauf des Tages sehr viele Zecken zu, scheußlich graue Biester, die klein wie Stecknadelköpfe waren, wenn sie sich ansetzten, und sich vollsogen, bis sie erbsengroß waren. Jede Zecke, die er abgenommen hatte, legte Ko S'la auf den Fußboden und zertrat sie mit seiner großen Zehe.

Dann rasierte sich Flory, badete und zog sich an und setzte sich zu Tisch. Ko S'la stand hinter seinem Stuhl, reichte ihm die Schüsseln und fächelte ihn mit dem Strohfächer. Er hatte in die

Mitte des kleinen Tisches eine Schale mit scharlachroten Hibiskusblüten gestellt. Die Mahlzeit war protzig und abscheulich. Die klugen ›Mug‹-Köche, Nachkommen der vor Jahrhunderten von den Franzosen gedrillten Dienstboten, können alles mit dem Essen anstellen, nur nicht es genießbar machen. Dann ging Flory in den Club, um Bridge zu spielen und sich dreiviertel zu betrinken wie an den meisten Abenden, wenn er in Kyauktada war.

V

Trotz des Whiskys, den er im Club getrunken hatte, schlief Flory in dieser Nacht wenig. Die Pariahunde bellten den Mond an, er war erst ein Viertel zu sehen und gegen Mitternacht schon fast untergegangen, aber die Hunde schliefen bei der Hitze den ganzen Tag und hatten ihren Mondchor schon begonnen. Ein Hund hatte eine Antipathie gegen Florys Haus und hatte sich hingesetzt, um es systematisch anzubellen. Er saß fünfzig Meter vom Tor entfernt auf seinem Hintern und kläffte scharf und böse, alle halbe Minute einmal, regelmäßig wie eine Uhr. Das setzte er zwei bis drei Stunden lang fort, bis die Hähne zu krähen begannen.

Flory wälzte sich von einer Seite auf die andere, der Kopf tat ihm weh. Irgendein Narr hat gesagt, ein Tier könne man nicht hassen; der sollte ein paar Nächte in Indien ausprobieren, wenn die Hunde den Mond anbellen. Schließlich konnte Flory es nicht mehr aushaken. Er stand auf, kramte in der blechernen Uniformkiste unter seinem Bett, fand ein Gewehr und ein paar Patronen und ging hinaus auf die Veranda.

Der Viertelmond machte es ziemlich hell. Er konnte den Hund sehen und ihn anvisieren. Er stützte sich auf den Holzpfiler der Veranda und zielte sorgfältig; als er dann den harten Vulkanitkolben an seiner nackten Schulter spürte, zuckte er zurück. Das Gewehr hatte einen schweren Rückstoß und hinterließ einen blauen Fleck, wenn man es abschoß. Das

weiche Fleisch seiner Schulter zitterte. Er ließ das Gewehr sinken. Er hatte nicht die Nerven, kaltblütig zu feuern.

Es hatte keinen Zweck, es mit dem Schlafen zu versuchen. Flory holte sein Jackett und Zigaretten und begann zwischen den geisterhaften Blumen den Gartenweg auf- und abzuschlendern. Es war heiß, und die Moskitos fanden ihn und surrten hinter ihm her. Schatten von Hunden jagten sich auf dem Platz. Drüben zur Linken glitzerten die Grabsteine des englischen Friedhofs weißlich, ziemlich unheimlich, und man konnte daneben die Grabhügel sehen, die Überreste alter chinesischer Gräber. Auf dem Abhang spukte es angeblich, und die Club-*Chokras* jammerten, wenn sie nachts die Straße hinauf geschickt wurden.

»Du Schweinehund, rückgratloser Schweinehund«, dachte Flory, aber ohne Wut, denn er war diesen Gedanken zu gewohnt. »Kriechender, faulenzender und saufender, kopulierender, seelenerforschender und sich selbst bemitleidender Hund. All diese Idioten im Club, diese blöden Lümmel, denen du dir so gern überlegen vorkommst - sie sind alle besser als du, jeder einzelne von ihnen, wenigstens sind sie auf ihre dumme Art Männer. Keine Feiglinge, keine Lügner. Nicht halbtot und verwesend. Du hingegen ...«

Er hatte Grund, sich zu beschimpfen. Es hatte heute abend im Club eine häßliche, schmutzige Sache gegeben. Etwas ganz Gewöhnliches, ganz früheren Vorfällen entsprechend, aber trotzdem schäbig, feige, entehrend.

Als Flory in den Club kam, waren nur Ellis und Maxwell dort gewesen. Die Lackersteens waren mit dem von Mr. Macgregor geliehenen Wagen zum Bahnhof gefahren, um ihre Nichte abzuholen, die mit dem Abendzug ankommen sollte. Die drei Männer spielten zu dritt ganz friedlich Bridge, als Westfield dazukam; sein sandfarbenes Gesicht war ganz rosa vor Wut, und er hatte ein Exemplar des *Burma-Patrioten* bei sich, darin ein verleumderischer Artikel, in dem Mr. Macgregor angegriffen wurde. Ellis und Westfield gerieten in teuflischen Zorn. Sie

waren so wütend, daß Flory nur mit größter Schwierigkeit so tun konnte, als wäre er wütend genug für ihre Befriedigung. Ellis fluchte fünf Minuten lang und entschloß sich dann durch eine ungewöhnliche Schlußfolgerung zu der Behauptung, Dr. Veraswami wäre für diesen Artikel verantwortlich. Und er hatte sich auch schon einen Gegenschlag ausgedacht. Sie würden eine Bekanntmachung anschlagen - eine Notiz, die derjenigen, die Mr. Macgregor gestern angeschlagen hatte, antwortete und widersprach. Ellis setzte sie sofort in seiner winzigen, klaren Handschrift auf:

»Im Hinblick auf die unserem Stellvertretenden Kommissar erteilte feige Beleidigung möchten die Unterzeichneten ihrer Meinung Ausdruck geben, daß jetzt der denkbar schlechteste Zeitpunkt ist, die Wahl von Niggern in diesen Club zu erwägen«, usw. usw.

Westfield erhob Einsprüche gegen »Nigger«. Es wurde mit einer einzigen dünnen Linie ausgestrichen und durch »Eingeborene« ersetzt. Die Bekanntmachung war unterschrieben »R. Westfield, P. W. Ellis, C. W. Maxwell, J. Flory.«

Ellis war von seiner Idee so entzückt, daß eine gute Hälfte seiner Wut verpuffte. Der Anschlag würde an sich keine Folgen haben, aber die Nachricht davon würde schnell in der Stadt herumkommen und Dr. Veraswami morgen erreichen. Es kam darauf hinaus, daß der Doktor von der europäischen Gemeinde als Nigger bezeichnet worden war. Das erfreute Ellis. Den ganzen übrigen Abend konnte er den Blick kaum von dem Anschlagbrett wenden, und alle paar Minuten rief er schadenfroh aus: »Das wird dem kleinen Dickbauch was zum Nachdenken geben, heh? Wird diesem Schwein beibringen, wie wir über ihn denken. So muß man ihnen zeigen, wo sie hingehören, heh?« usw.

Nun hatte Flory eine öffentliche Beleidigung seines Freundes unterzeichnet. Er hatte es getan aus demselben Grunde, aus dem er tausend Dinge in seinem Leben getan hatte; weil ihm der

kleine Funken Mut fehlte, den es zu einer Weigerung braucht. Denn natürlich hätte er sich weigern können, wenn er gewollt hätte; und ebenso natürlich hätte die Weigerung einen Krach mit Ellis und Westfield bedeutet. Und oh, wie er einen Krach haßte! Das Gekeife, das Gespött! Schon beim Gedanken daran schreckte er zurück; er konnte das Muttermal an seiner Wange deutlich fühlen, und etwas in seinem Hals machte seine Stimme flach und schuldbewußt. Nur nicht das! Es war leichter, seinen Freund zu beleidigen; denn daß der davon hören würde, wußte er.

Flory war seit fünfzehn Jahren in Burma, und in Burma lernt man, sich nicht gegen die öffentliche Meinung aufzulehnen. Aber sein Problem war älter. Es hatte im Mutterschoß begonnen, als der Zufall das blaue Muttermal auf seine Wange drückte. Er dachte an manche frühen Wirkungen dieses Muttermals. Der erste Schultag mit neun Jahren; die starrenden Blicke und nach ein paar Tagen die höhnischen Rufe der anderen Jungen; sein Spitzname Blaubacke, der ihm anhaftete, bis der Schuldichter (ein Kritiker, fiel Flory jetzt ein, der recht gute Artikel für die *Nation* geschrieben hatte) mit dem Vers herauskam:

Unser Flory comme il faut Hat'n Gesicht wie'n Affenpo, woraufhin der Spitzname Affenpo sich einbürgerte. Und die folgenden Jahre. Samstag abends veranstalteten die älteren Jungen etwas, was sie spanische Inquisition nannten. Die Lieblingstortur war, daß jemand einen mit einem sehr schmerzhaften Griff, den nur einige Auserwählte kannten und der Spezialtogo genannt wurde, festhielt, während ein anderer einen mit einer an einer Schnur befestigten Kastanie schlug. Aber Flory hatte den »Affenpo« mit der Zeit vergessen lassen. Er war ein Lügner und ein guter Fußballer, zwei Dinge, die für den Erfolg in der Schule absolut unerlässlich sind. In seinem letzten Schuljahr hielten er und ein anderer Junge den Schuldichter im Spezialtogo, während der Kapitän der Elf ihm sechs Schläge mit einem mit Spikes versehenen Rennschuh

verabfolgte, weil er dabei erwischt worden war, daß er ein Sonett schrieb. Es war eine lehrreiche Zeit.

Aus dieser Schule ging er in eine billige, drittklassige Public School. Es war ein armseliges, angeberisches Internat. Es öffte die großen Public Schools mit ihrer Tradition vom High-Anglikanismus, Kricket und lateinischen Versen nach und hatte eine Schulhymne, die ›Das Gedränge des Lebens‹ hieß und in der Gott als der Große Schiedsrichter fungierte. Aber es fehlte der Hauptvorteil der großen Public Schools, die Atmosphäre von literarischer Bildung. Die Jungen lernten so gut wie nichts. Es gab nicht genug Prügel, um sie zu zwingen, den öden Unsinn des Lehrplans zu schlucken, und die jämmerlichen, unterbezahlten Lehrer sonderten keine Weisheit versehentlich ab. Flory verließ diese Schule als barbarischer junger Lummel. Und doch hatte er schon damals, und er wußte es, gewisse Möglichkeiten in sich; Möglichkeiten, die ihn höchstwahrscheinlich in Schwierigkeiten bringen würden. Aber er hatte sie natürlich unterdrückt. Ein Junge fängt seine Laufbahn nicht mit dem Spitznamen Affenpo an, ohne eine Lehre daraus zu ziehen.

Er war noch nicht ganz zwanzig, als er nach Burma kam. Seine Eltern, brave Leute, die ihn zärtlich liebten, hatten für ihn eine Stellung bei einer Holzfirma gefunden. Sie hatten diesen Posten nur mit großen Schwierigkeiten gefunden und ein Lehrgeld bezahlt, das sie sich nicht leisten konnten; später hatte er sie damit belohnt, daß er ihre Briefe mit nachlässigem Gekritzel nach Monaten beantwortete. Seine ersten sechs Monate in Burma hatte er in Rangun verbracht, wo er die Büroseite seines Berufes erlernen sollte. Er hatte in einer ›Wohngemeinschaft‹ gewohnt zusammen mit vier anderen Jünglingen, die ihre ganze Kraft für Ausschweifungen verbrauchten. Und was für Ausschweifungen! Sie saßen Whisky, den sie heimlich haßten, sie standen um das Klavier herum und brüllten wahnsinnig schmutzige und blöde Lieder,

sie vergeudeteten Rupien hunderteweise an ältliche jüdische Huren mit Krokodilsgesichtern. Auch das war eine Ausbildung gewesen.

Aus Rangun war er in ein Lager im Dschungel nördlich von Mandalay gegangen, wo Teakholz gewonnen wurde. Das Dschungelleben war nicht schlecht trotz der Unbequemlichkeit, der Einsamkeit und, was fast das Schlimmste in Burma ist, dem ekelhaften, eintönigen Essen. Er war damals sehr jung, jung genug für Heldenverehrung, und er hatte Freunde unter den Männern in seiner Firma. Man ging auch auf die Jagd und fischte, und vielleicht einmal im Jahr machte man einen eiligen Ausflug nach Rangun - unter dem Vorwand eines Besuches beim Zahnarzt. Oh, welche Lust waren diese Ausflüge nach Rangun! Der Ansturm auf Smart und Mookerdums Buchhandlung, um die neu von England eingetroffenen Romane zu kaufen, das Essen bei Anderson mit Beefsteaks und Butter, Zwölftausend Kilometer weit auf Eis hierher transportiert, das herrliche Trinkgelage! Er war zu jung, um sich klarzumachen, was dieses Leben für ihn in Bereitschaft hielt. Er sah nicht die Jahre, die sich vor ihm erstreckten, einsam, ereignislos, korumpierend.

Er akklimatisierte sich in Burma. Sein Körper paßte sich dem fremden Rhythmus der tropischen Jahreszeit an. Jedes Jahr von Februar bis Mai brannte die Sonne vom Himmel wie ein wütender Gott, dann plötzlich blies der Monsun westwärts, erst in heftigen Sturmböen, dann in schwerem, unaufhörlich niederströmendem Regen, der alles durchweichte, bis weder die Kleidung noch das Bett noch die Speisen jemals trocken zu sein schienen. Es war immer noch heiß, eine stickige, dampfige Hitze. Die tiefer gelegenen Dschungelwege verwandelten sich in Morast, und die Reisfelder waren große Wüsten von stehendem Wasser mit einem schalen Mäusegeruch. Bücher und Schuhe verschimmelten. Nackte Burmanen mit meterbreiten Hüten aus Palmblättern pflügten die Reisfelder, trieben ihre Büffel durch

knietiefes Wasser. Später pflanzten Frauen und Kinder die grünen Reiskeimlinge, klopften jede Pflanze mit kleinen dreizinkigen Gabeln im Schmutz fest. Den Juli und August hindurch machte der Regen kaum eine Pause. Dann, eines Nachts, hörte man hoch oben das Kreischen unsichtbarer Vögel. Die Schnepfen flogen aus Zentralasien nach Süden. Der Regen flaute allmählich ab und hörte im Oktober ganz auf. Die Felder trockneten, der Reis reifte, die burmanischen Kinder spielten mit Gonyinsamen Himmel und Hölle und ließen im kühlen Wind Drachen steigen. Es war der Anfang des kurzen Winters, wenn Oberburma von dem Geist von England heimgesucht schien. Wilde Blumen erblühten überall, nicht ganz die gleichen wie in England, aber sehr ähnlich - Geißblatt in dichten Büschen, wilde Rosen, die nach Birnensaft rochen, sogar Veilchen an dunkleren Stellen im Wald. Die Sonne beschrieb am Himmel einen niedrigen Kreis, und nachts und am frühen Morgen war es bitter kalt, und weißer Nebel wälzte sich durch die Täler wie der Dampf von riesigen Kesseln. Man ging auf die Enten- und Schnepfenjagd. Schnepfen gab es unzählige, in Myriaden, und Wildgänse in Scharen, die mit einem Dröhnen, als führe ein Güterzug über eine Eisenbrücke, von dem Weiher aufflogen. Der reife Reis, brusthoch und gelb, sah wie Weizen aus. Die Burmanen gingen mit ver mummt em Kopf und die Ar me über der Brust verschränkt an die Arbeit, ihre Gesichter waren gelb und durchf roren. Morgens marschierte man durch nebelige, uneinheitliche Wildnisse, über Lichtungen mit durchn äßtem, beinahe englischem Gras und kahlen Bäumen, auf deren oberen Zweigen Affen kauerten und auf die Sonne warteten. Wenn man abends die kalten Wege entlang zurück ins Lager ging, begegnete man Büffelherden, die von den Jungen heimwärts getrieben wurden, und ihre riesigen Hörner ragten aus dem Nebel wie Halbmonde. Man hatte drei Decken auf dem Bett, und Wildpasteten statt der ewigen Hühner. Nach dem Essen saß man auf einem Baumstamm an dem großen Lagerfeuer, trank

Bier und sprach über die Jagd. Die Flammen tanzten wie die roten Beeren der Stechpalme und warfen einen Lichtkreis über den Rand, an dem Diener und Kulis hockten, zu schüchtern, um sich unter die weißen Männer zu mischen, und doch möglichst nah ans Feuer herankommend wie Hunde. Wenn man im Bett lag, konnte man den Tau wie starken, aber sanften Regen von den Bäumen tropfen hören. Es war ein gutes Leben, solange man jung war und weder an die Zukunft noch an die Vergangenheit denken mußte.

Flory war vierundzwanzig und sollte auf Heimaturlaub gehen, als der Krieg ausbrach. Er hatte sich vom Militärdienst gedrückt, was damals leicht war und das Natürliche zu sein schien. Die Zivilisten in Burma hatten die tröstliche Theorie, »die Stellung halten« sei der wahre Patriotismus; es gab sogar eine heimliche Feindseligkeit gegen die Männer, die ihre Stellung aufgaben, um in die Armee einzutreten. In Wirklichkeit hatte Flory sich vor dem Krieg gedrückt, weil der Osten ihn schon verdorben hatte und er seinen Whisky, seine Diener und seine burmanischen Mädchen nicht mit der Langeweile des Exerzierplatzes und der Anstrengung grausamer Märsche vertauschen wollte. Der Krieg rollte weiter wie ein Gewitter jenseits des Horizontes. Das heiße, zerzauste Land, jeder Gefahr entrückt, gab einem ein Gefühl der Einsamkeit, der Vergessenheit. Flory begann gierig zu lesen und lernte in Büchern zu leben, wenn das Leben langweilig war. Er wurde erwachsen, war der knabenhaften Vergnügungen müde und lernte fast nolens volens selbst zu denken.

Er feierte seinen siebenundzwanzigsten Geburtstag im Krankenhaus, von Kopf bis Fuß mit häßlichen Wunden bedeckt, die man Schmutzausschlag nannte, die aber wahrscheinlich vom Whisky und schlechten Essen stammten. Sie hinterließen kleine Narben auf seiner Haut, die erst nach zwei Jahren verschwanden. Ganz plötzlich begann er sehr viel älter auszusehen und sich zu fühlen. Seine Jugend war vorbei. Acht Jahre Leben im Osten, Fieber, Einsamkeit und zeitweises

Trinken hatten ihn gezeichnet.

Seitdem war jedes Jahr einsamer und bitterer gewesen als das vorige. Was jetzt im Zentrum all seiner Gedanken saß und alles vergiftete, war der immer bitterere Haß auf die ihn umgebende Atmosphäre von Imperialismus. Denn während sein Gehirn sich entwickelte - man kann sein Gehirn nicht hindern, sich zu entwickeln, und es ist eine der Tragödien der Halbgebildeten, daß sie sich spät entwickeln, wenn sie sich schon auf eine falsche Lebensweise festgelegt haben -, ging ihm die Wahrheit über die Engländer und ihr Empire auf. Das indische Empire ist eine Gewaltherrschaft - eine wohlwollende, zweifellos, aber trotzdem eine Gewaltherrschaft mit Diebstahl als Endzweck. Und was die Engländer im Osten, die *Sahiblog*, betraf, so hatte Flory sie im Zusammenleben mit ihnen so hassen gelernt, daß er völlig unfähig war, ihnen gegenüber fair zu sein. Denn schließlich sind die armen Teufel nicht schlechter als jeder andere. Sie sind um das Leben, das sie führen, nicht zu beneiden; es ist ein schlechtes Geschäft, dreißig Jahre schlecht bezahlt in einem fremden Lande zu leben und dann mit zerstörter Leber und Schwielen am Hintern vom Sitzen auf Korbstühlen nach Hause zu kommen und als Langweiler in einem zweitklassigen Club herumzusitzen. Andererseits darf man die *Sahiblog* nicht idealisieren. Es ist eine vorherrschende Vorstellung, die Männer auf den ›Außenposten des Empires‹ wären zumindest fähige und schwerarbeitende Leute. Das ist eine Täuschung. Außerhalb der wissenschaftlichen Dienststellen - die Forstabteilung, die Abteilung für öffentliche Arbeiten und dergleichen - besteht für einen britischen Beamten in Indien keine besondere Notwendigkeit, in seiner Arbeit tüchtig zu sein. Wenige von ihnen arbeiten so schwer oder mit so viel Intelligenz wie der Postamtsvorsteher einer englischen Provinzstadt. Die eigentliche Verwaltungsarbeit wird hauptsächlich von eingeborenen Untergebenen verrichtet; und das eigentliche Rückgrat der Gewaltherrschaft sind nicht die

Beamten, sondern die Armee. Da es die Armee gibt, können sich die Beamten und Geschäftsleute ohne Schwierigkeiten durchwinden, auch wenn sie Idioten sind. Und die meisten von ihnen *sind* Idioten. Ein stumpfsinniges, anständiges Volk, das seinen Stumpfsinn hinter einer Viertelmillion Bajonette hegt und pflegt und stärkt.

Man lebt in einer erstickenden, verdummenden Welt, in der jedes Wort und jeder Gedanke unter Zensur steht. In England ist es schwer, sich solch eine Atmosphäre auch nur vorzustellen. In England ist jedermann frei; man verkauft seine Seele in der Öffentlichkeit und kauft sie im Privatleben, unter seinen Freunden, zurück. Aber selbst Freundschaft kann es kaum geben, wenn jeder weiße Mann Rädchen im Getriebe eines Despotismus ist. Die freie Rede ist undenkbar. Alle anderen Arten von Freiheiten sind zugelassen: ein Trinker, ein Müßiggänger, ein Feigling, ein Verleumder, ein Wüstling zu sein; aber man hat nicht die Freiheit zu eigenen Gedanken. Die Meinung über jeden Gegenstand von denkbarer Bedeutung wird durch den Pukka-Sahib-Kodex vorgeschrieben.

Schließlich wird man von der Geheimhaltung seiner Revolte vergiftet wie von einer geheimen Krankheit. Das ganze Leben ist ein Leben der Lügen. Jahr für Jahr sitzt man in kleinen Clubs, in denen Kipling spukt, rechts einen Whisky, links die *Sporting Times*, und hört eifrig zustimmend zu, wie Colonel Bodger seine Theorie zum besten gibt, daß diese verdammten Nationalisten in Öl gesotten werden sollten. Man hört sich an, wie die eigenen orientalischen Freunde »schmierige kleine Babus« genannt werden, und gibt gehorsam zu, daß sie schmierige kleine Babus sind. Man sieht frisch von der Schule gekommene Lummel grauhaarige Diener mit Füßen treten. Es kommt die Zeit, da man vor Haß gegen seine eigenen Landsleute glüht, da man einen Eingeborenenaufstand herbeisehnt, der ihr Empire in Blut ertränken würde. Und darin ist nichts Ehrenhaftes, nicht einmal Aufrichtigkeit. Denn was liegt einem in Grunde daran, ob das

indische Empire eine Gewaltherrschaft ist, ob nun die Inder tyrannisiert und ausgebeutet werden? Es liegt einem nur daran, weil einem selbst das Recht auf freie Rede verweigert wird. Man ist ein Geschöpf des Despotismus, ein Pukka Sahib, der fester als ein Mönch oder ein Primitiver in ein unerschütterliches System von Tabus verschnürt ist.

Die Zeit verging, und von Jahr zu Jahr fühlte sich Flory weniger zu Hause in der Welt der Sahibs und mehr in Gefahr von Schwierigkeiten, wenn er ernsthaft über irgendein Thema sprach. So hatte er gelernt, ein geheimes Innenleben zu führen, in Büchern und heimlichen Gedanken zu leben, über die man nicht sprechen konnte. Selbst seine Unterhaltungen mit dem Doktor waren eine Art Selbstgespräch; denn der Doktor, der gute Mann, verstand wenig vom Gesagten. Aber es korrumpiert, sein eigentliches Leben im geheimen zu führen. Man sollte mit dem Strom des Lebens leben, nicht gegen ihn. Es wäre besser, der dickschädeligste Pukka Sahib zu sein, der je rülpSEND sein Credo von Harrow gegröLT hatte, als stumm und allein dahinzuleben und sich mit heimlichen, sterilen Welten zu trösten.

Flory war nie wieder in England gewesen. Warum, hätte er nicht erklären können, obwohl er es sehr wohl wußte. Zu Anfang hatten Unglücksfälle ihn gehindert. Zuerst war Krieg, und nach dem Krieg war seine Firma so knapp an ausgebildeten Assistenten, daß man ihn zwei Jahre lang nicht fortlassen wollte. Dann endlich war er abgereist. Er sehnte sich nach England, obwohl er die Begegnung fürchtete, wie man die Begegnung mit einem hübschen Mädchen fürchtet, wenn man unrasiert ist und keinen Kragen umhat. Als er von zu Hause fortgegangen war, war er ein Junge gewesen, ein vielversprechender Junge und gut aussehend trotz seines Muttermals ; jetzt, nur zehn Jahre später, war er gelb, mager, ein Trinker und in seinem Aussehen und Gehaben fast ein Mann in mittleren Jahren. Trotzdem sehnte er sich nach England. Das Schiff rollte westwärts über

Wasserwüsten wie grobgehämmertes Silber, dahinter der winterliche Passatwind. Florys dünnes Blut belebte sich durch das gute Essen und die Seeluft. Und ihm fiel ein - etwas, was er in der stagnierenden Luft von Burma tatsächlich vergessen hatte -, daß er noch jung genug war, um wieder von vorn anzufangen. Er würde ein Jahr in zivilisierter Gesellschaft leben, er würde ein Mädchen finden, dem sein Muttermal nichts ausmachte - ein zivilisiertes Mädchen, keine Pukka-Memsahib -, und er würde sie heiraten und noch zehn, fünfzehn Jahre in Burma aushalten. Dann würden sie sich zur Ruhe setzen - er würde um die Zeit vielleicht zwölf- bis fünfzehntausend Pfund schwer sein. Sie würden ein Häuschen auf dem Lande kaufen, würden sich mit ihren Kindern und Freunden, Büchern und Tieren umgeben. Sie würden für immer von der Atmosphäre der Pukka-Sahibs befreit sein. Er würde Burma vergessen, dieses grauenhafte Land, das ihn um ein Haar zugrunde gerichtet hätte.

Als er in Colombo ankam, fand er ein Telegramm vor. Drei Männer in seiner Firma waren plötzlich an Schwarzwasserfieber gestorben. Die Firma bedauerte, aber er möchte bitte sofort nach Rangun zurückkommen. Er würde seinen Urlaub bei der nächstmöglichen Gelegenheit nehmen können.

Flory nahm das nächste Schiff nach Rangun, sein Pech verfluchend, und fuhr mit dem Zug zu seiner Station zurück. Er war damals nicht in Kyauktada, sondern in einer anderen Stadt in Oberburma. Alle Diener erwarteten ihn auf dem Bahnsteig. Er hatte sie *en bloc* seinem Nachfolger übergeben, der gestorben war. Es war so verrückt, ihre vertrauten Gesichter wiederzusehen! Noch vor zehn Tagen war er auf dem Weg nach England gewesen, hatte sich schon in England gesehen; und nun zurück in die alte schale Umgebung mit den nackten schwarzen Kulis, die sich um das Gepäck zankten, und auf der Straße ein Burmane, der seine Ochsen anschrie.

Die Diener umdrängten ihn, ein Kreis von freundlichen braunen Gesichtern, und brachten ihm Geschenke. Ko S'la hatte

ihm ein Sambarfell gebracht, die Inder Bonbons und eine Girlande von Ringelblumen, Ba Pe, damals noch ein kleiner Junge, ein Eichhörnchen in einem Rohrkäfig. Ochsenkarren warteten auf das Gepäck. Flory ging zu seinem Haus hinauf, er sah lächerlich aus mit der um seinen Hals baumelnden Girlande. Das Licht des Kaltwetternachmittags war gelb und freundlich. Am Tor schnitt ein alter Inder mit erdfarbener Haut mit einer winzigen Sichel das Gras. Die Frauen des Kochs und des *Mali* knieten vor den Dienstenkammern und mahlten Currybrei auf der Steinscheibe.

Etwas drehte Flory das Herz um. Es war einer jener Augenblicke, wenn man sich einer großen Veränderung und Verschlechterung in seinem Leben bewußt wird. Denn er war sich plötzlich darüber klargeworden, daß er im Grunde seines Herzens froh war, zurückzukehren. Dieses Land, das er haßte, war jetzt sein Heimatland, sein Zuhause. Er hatte hier zehn Jahre gewohnt, und jedes Stückchen seines Körpers war aus burmanischem Boden gebildet. Szenen wie diese - das fahle Abendlicht, der Gras schneidende alte Inder, das Quietschen der Karrenräder, der Flug der Silberreiher - alles war heimatlicher für ihn als England. Er war in einem fremden Land tief verwurzelt, vielleicht am allertiefsten.

Seitdem hatte er sich nicht einmal um Heimaturlaub beworben. Sein Vater war gestorben, dann seine Mutter; und seine Schwestern, unangenehme Frauen mit Pferdegesichtern, die er nie gemocht hatte, hatten geheiratet, und er hatte fast den Kontakt mit ihnen verloren. Jetzt band ihn nichts mehr an Europa außer den Büchern. Denn ihm war klargeworden, daß nur das Zurückgehen nach England kein Heilmittel für die Einsamkeit war; er hatte das besondere Wesen der Hölle begriffen, die für Anglo-Inder vorbehalten ist. Ach, die armen, gelangweilten Wracks in Bath und Cheltenham! Diese grabähnlichen Pensionen, in denen Anglo-Inder in allen Stadien des Verfalls herumsaßen, die alle davon redeten und redeten,

was damals im Jahre '88 in Boggleywalah gewesen war! Die armen Teufel, sie wissen, was es heißt, sein Herz in einem fremden und verhaßten Lande gelassen zu haben. Es gab, das sah er deutlich, nur einen Ausweg. Jemanden finden, der sein Leben in Burma teilen würde - aber es wirklich teilen, sein inneres, geheimes Leben mit ihm teilen und von Burma dieselben Erinnerungen mitnehmen, die er mitnahm. Jemand, der Burma so liebte wie er und es so haßte wie er. Der ihm dabei helfen würde, zu leben, ohne etwas zu verbergen, nichts unausgesprochen zu lassen. Jemand, der ihn verstand: einen Freund, darauf kam es hinaus.

Einen Freund. Oder eine Frau? Diese ganz unmögliche Sie. Jemand wie Mrs. Lackersteen zum Beispiel? Eine verdammte Memsahib, gelb und mager, die bei Cocktails in Skandalen wühlte, mit den Dienstboten gemeinsame Sache machte, zwanzig Jahre im Lande lebte, ohne ein Wort von seiner Sprache zu können. Nein, bitte, lieber Gott, so eine nicht.

Flory lehnte sich über das Tor. Der Mond verschwand hinter der dunkeln Wand des Dschungels, aber die Hunde heulten noch. Ein paar Verse von Gilbert kamen ihm in den Sinn, ein vulgäres, albernes Reimgeklänge, aber es paßte - etwas wie ›Unterhaltung über deinen komplizierten Gemütszustand‹. Gilbert war ein begabter Kerl. Liefen all seine Sorgen also einfach darauf hinaus? Einfach unmännliches, kompliziertes Gewinsel; Armeskleinesreiches-Mädchen-Zeug? War er weiter nichts als ein Faulenzer, der seine Muße dazu benutzte, eingebildete Wehwehchen zu erfinden? Eine geistige Mrs. Wititterly? Ein Hamlet ohne Poesie? Vielleicht. Und wenn ja, wurde es dadurch erträglicher? Es ist nicht weniger bitter, weil es vielleicht eigene Schuld ist, sich in Schande und grauenhafter Sinnlosigkeit dahintreiben und verkommen zu sehen und die ganze Zeit zu wissen, daß irgendwo drinnen doch noch die Möglichkeit zu einem anständigen Menschen steckt.

Nun ja, Gott schütze uns vor Selbstmitleid! Flory ging wieder

auf die Veranda, nahm das Gewehr und zielte, leicht zusammenzuckend, auf den Pariahund. Es gab einen widerhallenden Knall, und die Kugel vergrub sich irgendwo auf dem Platz, weit vom Ziel. Eine maulbeerfarbene Beule bildete sich an Florys Schulter. Der Hund kläffte erschrocken, gab Fersengeld, dann setzte er sich fünfzig Meter weiter hin und begann wieder sein rhythmisches Gebell.

VI

Die Morgensonne fiel schräg über den *Maidan* und traf gelb wie Blattgold die weiße Front des Bungalows. Vier schwarzviolette Krähen stießen herab und ließen sich auf der Verandabrüstung nieder, wo sie auf die Gelegenheit warteten, hineinzufitzen und Brot und Butter zu stehlen, die Ko S'la an Florys Bett gesetzt hatte. Flory kroch durch das Moskitonetz, rief Ko S'la zu, er möge ihm Gin bringen, dann ging er ins Badezimmer und saß eine Weile in einer Zinkwanne mit Wasser, das angeblich kalt war. Nach dem Gin fühlte er sich besser und rasierte sich. In der Regel schob er das Rasieren bis zum Abend auf, denn sein Barthaar war schwarz und wuchs schnell.

Während Flory verdrießlich in seinem Bad saß, kämpfte Mr. Macgregor in Shorts und Unterhemd auf der zu diesem Zweck in seinem Schlafzimmer ausgelegten Bambusmatte sich durch Nummer 5, 6, 7, 8 und 9 von Nordenflychts ›Turnbrevier für Stubenhocker‹. Mr. Macgregor versäumte seine Morgengymnastik nie oder nur selten. Nummer 8 (flach auf dem Rücken, die Beine rechtwinklig heben, ohne die Knie zu beugen) war ausgesprochen mühsam für einen Dreiundfünfzigjährigen; Nummer 9 (flach auf den Rücken legen, sich zu sitzender Haltung aufrichten und die Zehen mit den Fingerspitzen berühren) noch schlimmer. Nun, egal, man mußte fit bleiben! Während Mr. Macgregor sich mühsam in Richtung seiner Zehen beugte, verbreitete sich ein ziegelroter

Schatten von seinem Hals aufwärts und sammelte sich auf seinem Gesicht wie ein drohender Schlaganfall. Der Schweiß glänzte auf seiner breiten, teigigen Brust. Nur nicht nachlassen, nicht nachlassen! Man mußte um jeden Preis fit bleiben. Mohammed Ali, der Träger, der Mr. Macgregors saubere Sachen über dem Arm trug, sah durch die halboffene Tür zu. Sein schmales, gelbes arabisches Gesicht verriet weder Verständnis noch Neugier. Er hatte diese Verrenkungen - ein Opfer für einen geheimnisvollen und strengen Gott, stellte er sich verschwommen vor seit fünf Jahren jeden Morgen mit angesehen.

Zur selben Zeit lehnte Westfield, der zeitig ausgegangen war, an dem mit Kerben und Tintenflecken bedeckten Tisch der Polizeiwache, während der dicke Unterinspektor einen Verdächtigen verhörte, den zwei Polizisten bewachten. Der Verdächtige war ein vierzigjähriger Mann mit grauem, ängstlichem Gesicht, bekleidet nur mit einem bis zum Knie aufgeschürzten, zerlumpten *Longyi*, unter dem man seine mageren, gekrümmten und mit Zeckenbissen punktierten Schienbeine sah.

»Wer ist der Kerl?« fragte Westfield.

»Ein Dieb, Sir. Wir fanden ihn im Besitz von diesem Ring mit zwei sehr teuren Smaragden. Keine Erklärung. Wie kann er armer Kuli - ein Smaragdring besitzen? Er wird ihn gestohlen haben.«

Er wandte sich wütend dem Verdächtigen zu, näherte ihm sein Gesicht wie ein Kater, bis es fast das des anderen berührte, und brüllte mit enormer Stimme:

»Du hast den Ring gestohlen!«

»Nein.«

»Du bist ein alter Vorbestrafter!«

»Nein.«

»Du hast im Gefängnis gegessen!«

»Nein.«

»Dreh dich um!« kläffte der Unterinspektor, einem plötzlichen Einfall gehorchend. »Bück dich!«

Der Verdächtige wandte sein graues Gesicht in Todesangst Westfield zu, der den Blick abwandte. Die beiden Polizisten ergriffen ihn, drehten ihn um und beugten ihn vor; der Unterinspektor riß ihm seinen *Longyi* ab, und er stand mit bloßem Gesäß da.

»Sehen Sie dies, Sir!« Er deutete auf einige Narben. »Er ist gepeitscht worden mit Bambus. Er ist ein alter Missetäter. *Darum* hat er den Ring gestohlen!«

»Na gut, sperrt ihn ins Kittchen«, sagte Westfield mürrisch, während er, die Hände in den Taschen, von dem Tisch fortschlenderte. Im Grunde seines Herzens verabscheute er es, diese armen Teufel wegen gewöhnlichem Diebstahl einzusperren. Banditen, Rebellen - ja; aber nicht diese armen, kriecherischen Ratten!

»Wie viele hast du jetzt im Kittchen, Maung Ba?« fragte er.

»Drei, Sir.«

Die Haftzelle war oben, ein Käfig, von sechszölligen Holzgittern umgeben und von einem mit einem Karabiner bewaffneten Polizisten bewacht. Es war sehr dunkel, erstickend heiß und ganz ohne Möbel bis auf eine Latrine, die zum Himmel stank. Zwei Gefangene hockten am Gitter, möglichst weit entfernt von einem dritten, einem indischen Kuli, der von Kopf bis Fuß mit Grind bedeckt war wie von einem Panzer. Eine stämmige burmanische Frau, die Frau des einen Polizisten, kniete draußen vor dem Käfig und schöpfte Reis und wässeriges *Dahl* in Blechpfännchen.

»Ist das Essen gut?« fragte Westfield.

»Es ist gut, Heiligster«, antworteten die Gefangenen im Chor.

Die Regierung bewilligte für das Essen der Gefangenen zweieinhalb Annas pro Mann und Mahlzeit, und die Frau des Polizisten sah darauf, daß sie davon je eine Anna herauschlug.

Flory ging hinaus und bummelte über das Grundstück, mit seinem Stock Unkraut in den Boden bohrend. Um diese Tageszeit hatte alles schöne matte Farben - das zarte Grün des Laubes, das rosige Braun der Erde und der Baumstämme -, wie Aquarellfarben, die später im grellen Licht verschwinden würden. Unten auf dem Platz jagten Scharen von kleinen, niedrig fliegenden, braunen Tauben einander hin und her, und smaragdgrüne Bienenfresser kurvten durch die Luft wie langsame Schwalben. Eine Reihe von Straßenkehrern, jeder seine Last halb unter seinem Gewand verborgen, marschierten im Gänsemarsch zu einem scheußlichen Müllabladepplatz, den es am Rande des Dschungels gab. Halbverhungerte Jammergestalten mit stockdürren Gliedmaßen und Knien, die sie vor Schwäche nicht mehr strecken konnten, in erdfarbene Lumpen gehüllt, muteten sie an wie eine Prozession von Skeletten im Leichentuch.

Der *Mali* war unten beim Taubenschlag, der neben dem Tor stand, damit beschäftigt, die Erde für ein neues Blumenbeet umzugraben. Er war ein lymphatischer, schwachsinniger Hindujüngling, der sein Leben in fast vollkommenem Schweigen zubrachte, weil er einen Manipur-Dialekt sprach, den niemand sonst verstand, nicht einmal seine Zerbadi-Frau. Außerdem war seine Zunge eine Nummer zu groß für seinen Mund. Er machte einen tiefen Selam vor Flory, wobei er die Hand vor das Gesicht legte, dann schwang er wieder sein *Mamootie* und hackte mit schweren, plumpen Stößen auf die ausgedörrte Erde ein, und seine zarten Rückenmuskeln zitterten.

Ein grelles, kreischendes Geschrei, das wie ›Kwaaa!‹ klang, kam aus den Dienstbotenräumen. Ko S'las Frauen hatten ihren Morgenzank begonnen. Der zahme Kampfhahn namens Nero stolzierte auf der Flucht vor Flo ängstlich im Zickzack den Pfad

entlang, und Ba Pe kam mit einer Schüssel Reis heraus, und man fütterte Nero und die Tauben. Aus den Dienstbotenräumen war mehr Geschrei zu hören, gemischt mit den rauen Stimmen der Männer, die den Streit schlichten wollten. Ko S'la hatte viel unter seinen Frauen zu leiden. Ma Pu, die erste, war eine hagere Frau mit hartem Gesicht, flechsig vom vielen Kinderkriegen, und Ma Yi, das ›Frauchen‹, war einige Jahre jünger, eine dicke, faule Katze. Die beiden zankten sich unaufhörlich, wenn Flory hier war und sie zusammen waren. Als einmal Ma Pu mit einem Bambusstock hinter Ko S'la her war, hatte der sich schutzensuchend hinter Flory geduckt, und Flory hatte einen häßlichen Schlag ans Bein abbekommen.

Mr. Macgregor kam die Straße herauf, flott ausschreitend und einen dicken Spazierstock schwingend. Er trug ein khakifarbenes Hemd, Drellshorts und den Tropenhelm eines Wildschweinjägers. Außer seiner Gymnastik machte er jeden Morgen einen flotten Zweimeilenmarsch, wenn er die Zeit dafür erübrigen konnte.

»Schönen guten Morgen!« rief er Flory in herzlichst morgenfrischem Ton zu, wobei er sich eines irischen Akzentes befleißigte. Um diese Morgenstunde trug er immer sein forsches, belebendes Frischausdemkalten-Bad-Auftreten zur Schau. Außerdem hatte der verleumderische Artikel im *Burma Patrioten*, den er über Nacht gelesen hatte, ihn verletzt, und um das zu verbergen, setzte er eine besonders herzliche Fröhlichkeit auf.

»Morgen!« rief Flory, so herzlich es ging, zurück.

Häßliche alte Schmalzblase! dachte er, als er Mr. Macgregor die Straße hinaufgehen sah. Wie sein Gesäß in diesen engen Khaki-Shorts sich abzeichnete. Wie einer von diesen tierischen mittelalten Pfadfinderführern, fast durch die Bank Homosexuelle, die man in den illustrierten Zeitschriften abgebildet findet. Sich so lächerlich anzuziehen und seine dicken Knie mit den Grübchen sehen zu lassen, weil es bei den

Pukka-Sahibs Mode war, vor dem Frühstück Gymnastik zu treiben - widerlich!

Ein Burmane kam den Hügel herauf, ein magentarotweißer Spritzer. Es war Florys Schreiber, der aus dem kleinen Büro unweit der Kirche kam. Als er am Tor war, *shikote* er und überreichte Flory einen schmutzigen Briefumschlag, der auf der Spitze seiner Verschußklappe nach burmanischer Art abgestempelt war.

»Guten Morgen, Sir.«

»Guten Morgen. Was ist das?«

»Ortsbrief, Euer Ehren. Heute mit der Morgenpost gekommen. Anonymer Brief, glaube ich, Sir.«

»Ach, wie lästig. Na schön, ich werde gegen elf im Büro sein.«

Flory öffnete den Brief. Er war auf ein Blatt Kanzleipapier geschrieben und lautete:

Mr. John Flory, Sir - ich der Unterzeichnete erlaube mir den Vorschlag, Euer Ehren zu WARNEN auf gewisse nützliche Informationen, aus welchen Euer Ehren viel Nutzen ziehen können, Sir.

Sir, es ist in Kyauktada Euer Ehren große Freundschaft und Vertrautheit mit Dr. Veraswami, der Zivilchirurg, bemerkt worden, daß Ihr ihn besucht, Ihn in Euer Haus einladet etc. Sir, wir erlauben uns, Ihnen mitzuteilen, daß besagter Dr. Veraswami KEIN GUTER MANN ist und keineswegs ein würdiger Freund für einen europäischen Gentleman ist. Der Doktor ist hervorragend unehrlich, unloyal und ein korrupter öffentlicher Diener. Gefärbtes Wasser liefen er den Patienten im Hospital und verkauft Drogen zu seinem eigenen Profit, außerdem viele Bestechungen, Erpressungen etc. Zwei Häftlinge hat er mit Bambusstöcken ausgepeitscht, hinterher die Stellen mit Spanisch Pfeffer eingerieben, wenn die Verwandten nicht Geld schicken. Im übrigen ist er in Verbindung mit der

Nationalistischen Partei und lieferte kürzlich Material für einen sehr üblen Artikel, welcher im BURMAPATRIOT erschienen ist und Mr. Macgregor, der ehrwürdige Stellvertretende Kommissar, angreift.

Er schläft auch mit Gewalt mit weiblichen Patienten im Hospital.

Weshalb wir sehr hoffen, daß Euer Ehren Umgang mit besagten Dr. Veraswami TUNLICHST MEIDEN und nicht verkehren mit Personen, die nichts als Übel über Euer Ehre bringen können.

Und werde immer für Euer Ehrens Gesundheit und Wohlergehen beten.

(Unterschrift) Ein FREUND

Der Brief war in der zitterigen, runden Schrift eines Briefschreibers im Basar geschrieben und erinnerte an eine Schreibübung in einem Schulheft von einem Betrunkenen. Der Briefschreiber hätte sich jedoch nie zu gewissen Förmlichkeiten verstiegen. Der Brief mußte von einem Angestellten diktiert worden sein und kam letzten Endes von U Po Kyin. Von dem ›Krokodil‹, sagte sich Flory.

Der Ton des Briefes gefiel ihm nicht. Unter seiner anscheinenden Servilität verbarg sich offenbar eine Drohung. ›Laß den Doktor fallen, oder wir werden dir die Hölle heiß machen‹, hieß das im Grunde. Nicht daß es von großer Bedeutung gewesen wäre; kein Engländer fühlte sich jemals von einem Orientalen wirklich bedroht.

Flory zögerte, den Brief in der Hand. Mit einem anonymen Brief kann man zweierlei tun. Man kann darüber schweigen, oder man kann ihn demjenigen zeigen, den er betrifft. Das Naheliegende, Anständige war, den Brief Dr. Veraswami zu geben und es ihm zu überlassen, was er zu unternehmen gedachte.

Und doch - es war sicherer, sich aus dieser ganzen Sache

herauszuhalten. Es ist überaus wichtig (vielleicht das Wichtigste der zehn Gebote des Pukka Sahibs), sich nicht in Streitigkeiten der ›Eingeborenen‹ hineinziehen zu lassen. Mit Indern durfte es keine Loyalität, keine wirkliche Freundschaft geben. Zuneigung, sogar Liebe - ja. Engländer lieben häufig Inder - eingeborene Offiziere, Förster, Jäger, Schreiber, Diener. Sepoys können wie Kinder weinen, wenn ihr Hauptmann in den Ruhestand tritt. Selbst Intimität im richtigen Augenblick ist gestattet. Aber ein Bündnis, Parteigängerschaft, nie! Selbst sich in Recht oder Unrecht in einem ›Eingeborenen‹-Streit auszukennen bedeutet einen Prestigeverlust.

Wenn er den Brief veröffentlichte, würde es Krach und eine offizielle Untersuchung absetzen, und letzten Endes hätte er sich damit auf Gedeih und Verderb mit dem Doktor gegen U Po Kyin verbunden. Auf U Po Kyin kam es nicht an, aber auf die Europäer; wenn er, Flory, zu auffällig die Partei des Doktors ergriff, würde der Teufel los sein. Viel besser, so zu tun, als hätte der Brief ihn nie erreicht. Der Doktor war ein guter Kerl, aber gegen die ganze Wut der vereinigten Pukka Sahibs für ihn eintreten - o nein, das nicht! Was nützt es dem Menschen, wenn er seine Seele rettet und dabei die ganze Welt verliert? Flory begann den Brief zu zerreißen. Die Gefahr, ihn bekanntzumachen, war sehr gering, sehr nebulös. Aber in Indien muß man sich vor nebulösen Gefahren hüten. Prestige, der Lebensatem, ist selbst sehr nebulös. Er riß den Brief sorgfältig in kleine Stücke und warf sie über den Zaun.

In diesem Augenblick hörte man einen Entsetzensschrei, ganz anders als die Stimmen von Ko S'las Frauen. Der *Mali* ließ sein *Mamootie* sinken und starrte mit offenem Munde in die Richtung, aus der der Schrei kam, und Ko S'la, der ihn auch gehört hatte, kam barhäuptig aus den Dienstubenräumen gerannt, während Flo aufsprang und scharf kläffte. Der Schrei wiederholte sich. Er kam aus dem Dschungel hinter dem Haus, und es war eine englische Stimme, der Entsetzensschrei einer

Frau.

Es gab keinen Hinterausgang aus dem Anwesen. Flory kletterte über das Tor und landete mit einem blutenden Knie, da er sich einen Splitter eingerissen hatte. Er rannte um den Zaun des Grundstücks und in den Dschungel, Flo hinterdrein. Gleich hinter dem Haus, hinter dem äußersten Saum von Gebüsch, befand sich eine kleine Mulde mit einer Pfütze stehenden Wassers darin, die von Büffeln aus Nyaunglebin aufgesucht wurde. Flory schlug sich durch die Büsche. In der Mulde kauerte eine junge Engländerin mit kalkweißem Gesicht an einem Busch, während ein riesiger Büffel sie mit seinen halbmondförmigen Hörnern bedrohte. Ein behaartes Kalb, zweifellos die Ursache des Angriffs, stand dahinter. Ein zweiter Büffel, bis zum Hals in dem schlammigen Tümpel, sah mit mildem prähistorischem Gesicht zu und schien sich zu fragen, was da um ihn herum vorging.

Das Mädchen wandte ihr verängstigtes Gesicht Flory zu, als er aus dem Gebüsch trat. »Oh, machen Sie schnell!« rief sie in dem ärgerlichen, dringenden Ton von jemand, der sehr erschrocken ist. »Bitte! Helfen Sie mir! Helfen Sie mir!«

Flory war zu erstaunt, um Fragen zu stellen. Er eilte zu ihr, und da er keinen Stock hatte, gab er dem Büffel eine Ohrfeige auf die Nase. Mit einer schüchternen, tolpatschigen Bewegung wandte sich das große Tier ab und trottete schwerfällig davon, von dem Kalb gefolgt. Der andere Büffel befreite sich aus dem Schlamm und latschte ebenfalls davon. Das Mädchen stürzte sich, völlig überwältigt von Angst, auf Flory zu, ihm fast in die Arme.

»Oh, danke, danke! Oh, diese schrecklichen Biester! Was *sind* das? Ich dachte, sie wollen mich umbringen. Was für entsetzliche Geschöpfe! Wie *heißen* sie?«

»Das sind nur Wasserbüffel. Sie kommen aus dem Dorf da hinten.«

»Büffel?«

»Keine wilden Büffel - wir nennen sie Bisons. Diese hier sind eine Art Vieh, das die Burmanen halten. Die haben Ihnen einen schönen Schrecken eingejagt. Tut mir leid.«

Sie klammerte sich immer noch fest an seinen Arm, und er fühlte sie zittern. Er blickte zu ihr nieder, aber er konnte ihr Gesicht nicht sehen, nur ihren Kopf, ohne Hut, mit gelbem Haar, das wie das eines Jungen kurzgeschnitten war. Und er konnte ihre eine Hand auf seinem Arm sehen. Sie war lang, schlank, jung, mit dem gesprenkelten Handgelenk eines Schulmädchens. Es war mehrere Jahre her, daß er so eine Hand gesehen hatte. Er wurde sich des weichen, jungen Körpers bewußt, der sich an seinen preßte, und der Wärme, die er ausströmte ; wobei etwas in ihm aufzutauen und sich zu erwärmen schien.

»Alles in Ordnung, sie sind fort«, sagte er. »Sie brauchen vor nichts mehr Angst zu haben.«

Das Mädchen erholte sich von ihrem Schreck und trat etwas von ihm zurück, die Hand noch auf seinem Arm. »Mir fehlt nichts«, sagte sie. »Es ist nichts passiert. Ich bin nicht verletzt. Sie haben mich nicht angerührt. Nur so gräßlich ausgesehen.«

»Sie sind im Grunde ganz harmlos. Ihre Hörner sitzen so weit hinten, daß sie Sie nicht aufspießen können. Es sind sehr dumme Viecher. Sie benehmen sich nur so kämpferisch, wenn sie gekalbt haben.«

Sie standen jetzt getrennt, und sofort überkam sie eine leichte Verlegenheit. Flory hatte sich bereits zur Seite gewandt, um sie die Wange mit dem Muttermal nicht sehen zu lassen. Er sagte:

»Ich muß schon sagen, das ist eine verrückte Art, sich kennenzulernen! Ich habe noch nicht einmal gefragt, wie Sie hierher gekommen sind. Woher sind Sie gekommen - wenn es nicht unhöflich ist, danach zu fragen?«

»Ich bin gerade aus dem Garten meines Onkels gekommen. Es war so ein schöner Morgen, da dachte ich, ich würde einen

Spaziergang machen. Und dann kamen diese schrecklichen Tiere mir nach. Ich bin nämlich ganz neu in diesem Land.«

»Ihr Onkel? Ach, natürlich! Sie sind Mr. Lackersteens Nichte. Wir haben gehört, daß Sie erwartet werden. Nun, wollen wir nicht hier heraus und auf den Platz? Irgendwo muß ein Weg sein. Was für ein Anfang für Sie - Ihr erster Morgen in Kyauktada! Sie werden einen sehr schlechten Eindruck von Burma haben, fürchte ich.«

»Ach nein; es ist nur alles ziemlich fremd. Wie dicht dieses Gebüsch ist! Alles irgendwie verfilzt und fremdländisch. Hier kann man sich im Nu verirren. Ist das der sogenannte Dschungel?«

»Buschdschungel. Burma ist größtenteils Dschungel - ein grünes, unfreundliches Land, finde ich. Wenn ich Sie wäre, würde ich nicht durch dieses Gras gehen. Die Samen bleiben in Ihren Strümpfen hängen und fressen sich dann weiter in die Haut.«

Er ließ das Mädchen vor sich hergehen, da er sich freier fühlte, wenn sie sein Gesicht nicht sehen konnte. Sie war ziemlich groß für ein Mädchen, schlank, und sie trug einen fliederfarbenen Baumwollkittel. Nach der Art, wie sie ihre Gliedmaßen bewegte, konnte sie nicht viel über zwanzig sein. Er hatte ihr Gesicht noch nicht betrachtet, hatte nur gesehen, daß sie eine Brille mit Schildpattrand trug und daß ihr Haar so kurz war wie das seine. Er hatte noch nie eine Frau mit kurzgeschnittenem Haar gesehen außer in illustrierten Zeitschriften.

Als sie auf den Platz hinaus kamen, trat er neben sie, und sie wandte ihm ihr Gesicht zu. Es war ein ovales Gesicht mit zarten, regelmäßigen Zügen; vielleicht nicht schön, aber hier in Burma, wo alle Engländerinnen gelb und mager sind, kam es ihm schön vor. Er wandte den Kopf mit einer scharfen Wendung zur Seite, obwohl sie sein Muttermal nicht bemerken konnte. Er konnte es

nicht ertragen, daß sie sein zermürbtes Gesicht aus nächster Nähe sah. Er schien die welke Haut um die Augen zu fühlen wie eine Wunde. Aber ihm fiel ein, daß er sich heute morgen rasiert hatte, und das ermutigte ihn. Er sagte:

»Ich muß schon sagen, Sie müssen doch nach dieser Geschichte ein bißchen mitgenommen sein. Wollen Sie mit zu mir kommen und sich ein paar Minuten ausruhen, bevor Sie nach Hause gehen? Es ist auch ziemlich spät, um ohne Hut draußen herumzulaufen.«

»Oh, vielen Dank, gern«, sagte das Mädchen. Sie konnte nichts von indischen Vorstellungen von Schicklichkeit wissen, dachte er. »Ist das Ihr Haus?«

»Ja. Wir müssen vorn herum gehen. Ich werde Ihnen einen Sonnenschirm geben lassen. Diese Sonne ist gefährlich für Sie mit Ihrem kurzen Haar.«

Sie gingen den Gartenweg hinauf. Flo sprang um sie herum und versuchte, auf sich aufmerksam zu machen. Fremde Orientalen bellte sie immer an, aber sie liebte den Geruch von Europäern. Die Sonne wurde stärker. Eine Welle von Duft wie nach schwarzen Johannisbeeren ging von den Petunien neben dem Weg aus, und eine der Tauben flatterte zur Erde und erhob sich sofort wieder in die Luft, als Flo sie packen wollte. Flory und das Mädchen blieben wie auf Verabredung stehen, um die Blumen anzusehen. Beide wurden plötzlich von einem unvernünftigen Glücksmoment erfaßt.

»Sie dürfen wirklich bei dieser Sonne nicht ohne Hut ausgehen«, wiederholte er, und irgendwie lag etwas Vertrauliches darin. Er konnte nicht umhin, sich irgendwie auf ihr kurzes Haar zu beziehen, er fand es so wunderschön. Darüber zu sprechen war so, als ob man es mit der Hand berührte.

»Schauen Sie, ihr Knie blutet«, sagte das Mädchen. »Haben Sie sich das geholt, als Sie mir zu Hilfe kamen?«

Auf seinem khakifarbenen Strumpf war ein purpurnes kleines Rinnsal von trocknendem Blut zu sehen. »Das ist weiter nichts«, sagte er, aber keiner von ihnen hatte in diesem Augenblick das Gefühl, daß es nichts wäre. Sie begannen mit außerordentlichem Eifer über die Blumen zu plaudern. Das Mädchen »schwärmte« für Blumen, wie sie sagte. Und Flory führte sie den Pfad hinauf und verbreitete sich wortreich über diese oder jene Pflanze.

»Sehen Sie sich diesen Phlox an. Der blüht in diesem Lande sechs Monate lang. Dem ist die Sonne nie zuviel. Ich glaube, diese Gelben haben fast die Farbe von Schlüsselblumen. Ich habe seit fünfzehn Jahren keine Schlüsselblume mehr gesehen, auch keinen Goldlack. Sind diese Zinnien nicht schön? - wie gemalte Blumen mit diesen wunderbar matten Farben. Dies sind afrikanische Ringelblumen. Das sind einfache Blumen, beinah Unkraut, aber man muß sie einfach gern haben, sie sind so lebendig und kräftig. Die Inder haben eine außergewöhnliche Vorliebe für sie; überall, wo Inder gewesen sind, findet man Ringelblumen, sogar nach Jahren, wenn der Dschungel jede andere Spur von ihnen begraben hat. Aber ich würde mich freuen, wenn Sie auf die Veranda kommen und sich die Orchideen ansehen würden. Ich muß Ihnen ein paar zeigen, die genau wie goldene Glocken aussehen - buchstäblich wie Gold. Und sie duften wie Honig, fast überwältigend. Das ist ungefähr das einzige Verdienst dieses tierischen Landes, es ist gut für Blumen. Hoffentlich haben Sie etwas für Gartenarbeit übrig? Es ist unser größter Trost in diesem Lande.«

»Oh, ich schwärme einfach für Gartenarbeit«, sagte das Mädchen.

Sie gingen auf die Veranda. Ko S'la hatte eilig seinen *Ingyi* und seinen besten rosaseidenen *Gaungbaung* angelegt und trat nun aus dem Haus mit einem Tablett, auf dem eine Karaffe mit Gin, Gläser und eine Schachtel Zigaretten standen. Er setzte es auf den Tisch, und nachdem er das Mädchen ängstlich beäugt hatte, legte er die Hände flach zusammen und shikote.

»Ich nehme an, es hat keinen Zweck, Ihnen zu dieser frühen Tageszeit einen Drink anzubieten?« sagte Flory. »Meinen Dienern will es nicht in den Kopf, daß manche Leute ohne Gin vor dem Frühstück existieren können.«

Er zählte sich selbst zu den letzteren, indem er mit einem Wink den Drink, den Ko S'la ihm anbot, ablehnte. Das Mädchen hatte sich auf den Korbstuhl gesetzt, den Ko S'la für sie ans Ende der Veranda gerückt hatte. Die dunkelblättrigen Orchideen hingen hinter ihrem Kopf, und ihre goldenen Blütenbüschel verströmten warmen Honigduft. Flory stand an der Verandabrüstung, dem Mädchen das Gesicht halb zugekehrt, aber die Wange mit dem Muttermal versteckend.

»Was für eine einfach göttliche Aussicht Sie von hier aus haben«, sagte sie, den Abhang hinunterblickend.

»Ja, nicht wahr? Herrlich dieses gelbe Licht, bevor die Sonne höher steigt. Ich liebe diese dunkelgelbe Farbe des Platzes und diese goldenen Mohurbäume wie karminrote Kleckse. Und diese Berge am Horizont, fast schwarz. Mein Lager ist auf der anderen Seite der Berge«, setzte er hinzu.

Das Mädchen war weitsichtig und nahm ihre Brille ab, um in die Ferne zu sehen. Er bemerkte, daß ihre Augen von einem sehr reinen, hellen Blau waren, heller als Glockenblumen. Und er bemerkte die Glätte ihrer Haut unter den Augen, fast wie Blütenblätter. Es erinnerte ihn wieder an sein Alter und sein hageres Gesicht, so daß er sich noch ein wenig mehr von ihr abwandte. Aber er sagte, einem Impuls gehorchend:

»Was für ein Glück, daß Sie nach Kyauktada kommen! Sie können sich nicht vorstellen, was es für uns bedeutet, hier ein neues Gesicht zu sehen. Nach Monaten in unserer eigenen jämmerlichen Gesellschaft und hin und wieder ein Beamter auf seiner Rundreise und amerikanische Globetrotter, die mit ihren Kameras den Irrawaddy herauffahren. Ich nehme an, Sie kommen direkt von England?«

»Nun, nicht direkt. Ich habe in Paris gewohnt, bevor ich hierher fuhr. Meine Mutter war Künstlerin, wissen Sie.«

»Paris! Sie haben wirklich in Paris gelebt? Donnerwetter, man stelle sich vor, von Paris nach Kyauktada! Wissen Sie, es ist in so einem Loch wie hier ausgesprochen schwierig, daran zu glauben, daß es so etwas wie Paris *gibt*.«

»Gefällt Ihnen Paris?« fragte sie.

»Ich habe es nie gesehen. Aber, großer Gott, wie oft habe ich es mir vorgestellt! Paris - das ist in meinem Kopf eine Art Durcheinander; Cafés und Boulevards und Malerateliers und Villon und Baudelaire und Maupassant - alles durcheinander. Sie wissen nicht, wie die Namen dieser europäischen Städte für uns hier draußen klingen. Und Sie haben wirklich in Paris gewohnt? Mit ausländischen Kunststudenten in Cafés gegessen und Weißwein getrunken und über Marcel Proust gesprochen?«

»O ja, so ähnlich, nehme ich an«, sagte das Mädchen lachend.

»Wie anders werden Sie es hier finden! Hier gibt's keinen Weißwein und Marcel Proust. Whisky und Edgar Wallace, das ist wahrscheinlicher. Aber wenn Sie Bücher haben wollen, finden Sie vielleicht etwas unter meinen, was Ihnen zusagt. In der Clubbibliothek haben sie nur Kitsch. Aber natürlich bin ich hoffnungslos rückständig mit meinen Büchern. Ich nehme an, Sie haben alles auf Erden gelesen.«

»O nein. Aber natürlich schwärme ich für Bücher«, sagte das Mädchen.

»Was das bedeutet, jemanden kennenzulernen, dem etwas an Büchern liegt. Ich meine an Büchern, die es wert sind, gelesen zu werden, nicht diesen Mist in den Clubbibliotheken. Ich hoffe sehr, daß Sie mir verzeihen, wenn ich Sie mit meinem Gerede überwältige. Wenn ich jemanden kennenlerne, der etwas von der Existenz von Büchern weiß, explodierte ich leider wie eine Flasche warmes Bier. Das ist ein Fehler, den Sie in solchen Ländern verzeihen müssen.«

»Oh, aber ich unterhalte mich sehr gern über Bücher. Ich finde Lesen so wunderbar. Ich meine, was wäre das Leben ohne Bücher? Es ist wie - wie -«

»Wie ein eigener Zufluchtsort. Ja -«

Sie stürzten sich in ein langes, eifriges Gespräch, erst über Bücher, dann über die Jagd, für die das Mädchen sich zu interessieren schien, so daß sie Flory dazu überredete, davon zu erzählen. Sie fand es sehr aufregend, als er die Ermordung eines Elefanten schilderte, die er vor ein paar Jahren begangen hatte. Flory bemerkte es kaum und das Mädchen vielleicht auch nicht, daß er die ganze Zeit sprach. Er konnte nicht aufhören, so groß war seine Freude am Plaudern. Und das Mädchen war eine gute Zuhörerin. Schließlich hatte er sie vor dem Büffel gerettet, und sie glaubte noch immer nicht, daß diese monströsen Viecher harmlos sein könnten; einen Augenblick war er in ihren Augen fast ein Held. Wenn einem in diesem Leben etwas zugetitelt wird, so meistens für etwas, was man nicht getan hat. Es war einer jener Fälle, wo das Gespräch so leicht, so natürlich dahinfließt, daß man ewig weiterreden könnte. Aber plötzlich verflüchtigte sich ihr Vergnügen, sie schreckten zusammen und verstummten. Sie hatten bemerkt, daß sie nicht mehr allein waren.

Am anderen Ende der Veranda spähte ein kohlschwarzes, schnurrbärtiges Gesicht mit enormer Neugier durch die Pfähle der Brüstung. Es war das des alten Sammy, des Mug-Kochs. Hinter ihm standen Ma Pu, Ma Yi, Ko S'las vier älteste Kinder, ein herrenloses nacktes Kind und zwei alte Frauen, die bei der Nachricht, daß eine ›Ingaleikma‹ zu besichtigen sei, aus dem Dorf heruntergekommen waren. Wie aus Teakholz geschnitzte Statuen, aus deren hölzernen Gesichtern halbmeterlange Zigarren ragten, starrten die beiden alten Geschöpfe die ›Ingaleikma‹ an, wie englische Bauerntölpel vielleicht einen Zulukrieger in voller Aufmachung anstarren. »Diese Leute ...« sagte das Mädchen beunruhigt und sah die Fremden an.

Sammy, der sich ertappt fühlte, sah sehr schuldbewußt aus und tat so, als zupfe er seinen *Pagri* zurecht. Der Rest des Publikums war ein bißchen verlegen bis auf die beiden holzgesichtigen alten Frauen.

»Unverschämt!« sagte Flory. Er fühlte einen kalten Stich von Enttäuschung. Schließlich war es für das Mädchen nicht angebracht, länger auf seiner Veranda zu sitzen. Zur gleichen Zeit hatten sie beide sich darauf besonnen, daß sie einander völlig fremd waren. Sie war leicht errötet. Sie setzte ihre Brille auf.

»Ich fürchte, ein englisches Mädchen ist für diese Leute etwas ziemlich Neues«, sagte er. »Sie haben nichts Böses im Sinn. Geht weg!« fügte er ärgerlich hinzu und winkte den Leuten, woraufhin sie verschwanden.

»Wissen Sie, ich glaube, ich sollte gehen, wenn Sie nichts dagegen haben«, sagte das Mädchen. Sie war aufgestanden. »Ich bin schon ziemlich lange weg. Vielleicht wundern sie sich, wo ich so lange bleibe.«

»Müssen Sie wirklich? Es ist noch ganz früh. Ich werde dafür sorgen, daß Sie nicht barhäuptig durch die Sonne gehen müssen.

»Ich sollte wirklich -« fing sie wieder an.

Sie brach mit einem Blick auf die Tür ab. Ma Hla May trat auf die Veranda heraus.

Ma Hla May trat näher, die Hand auf der Hüfte. Sie war aus dem Haus getreten mit einer gelassenen Miene, die ihr Recht, hier zu sein, geltend machte. Die beiden Mädchen standen einander keine zwei Meter entfernt gegenüber.

Kein Gegensatz hätte seltsamer sein können; die eine leicht gefärbt wie eine Apfelblüte, die andere dunkel und auffallend mit fast metallischem Glanz auf ihrem Zylinder von ebenholzschwarzem Haar und der lachsfarbenen Seide ihres *Ingyi*. Flory dachte, daß er bisher nie bemerkt hatte, wie dunkel Ma Hla Mays Gesicht war und wie fremdländisch ihr kleiner,

steifer Körper, gerade wie ein Soldat, ohne jegliche Kurve außer der vasenähnlichen Wölbung ihrer Hüften. Er stand völlig unbeachtet an der Verandabrüstung und beobachtete die beiden Mädchen. Fast eine Minute lang konnte keine den Blick von der anderen wenden; aber welche das Schauspiel grotesker, unglaublicher fand, kann man nicht sagen.

Ma Hla May drehte den Kopf zu Flory um, die bleistiftdünnen schwarzen Brauen zusammengezogen. »Wer ist diese Frau?« fragte sie mürrisch.

Er antwortete so lässig, als gäbe er einem Diener einen Befehl:

»Scher dich augenblicklich fort. Wenn du Schwierigkeiten machen solltest, werde ich nachher einen Bambusstock nehmen und dich so lange schlagen, bis du keine heile Rippe mehr hast.«

Ma Hla May zögerte, zuckte die schmalen Achseln und verschwand. Und die andere, die ihr nachstarrte, fragte neugierig: »War das ein Mann oder eine Frau?«

»Eine Frau«, sagte er. »Die Frau eines Dieners, glaube ich. Sie wollte nach der Wäsche fragen, weiter nichts.«

»Oh, sehen burmanische Frauen *so* aus? Sie sind wirklich komische kleine Geschöpfe. Ich habe eine Menge von ihnen auf meiner Fahrt im Zuge gesehen, aber wissen Sie, ich habe sie alle für Jungen gehalten. Sie sehen genau wie Gliederpuppen aus Holz aus, finden Sie nicht?«

Sie bewegte sich jetzt zu den Verandastufen hin; für Ma Hla May interessierte sie sich nicht mehr, nun da diese verschwunden war.

Er hielt sie nicht zurück, denn Ma Hla May wäre durchaus fähig gewesen, nochmals aufzutreten und eine Szene zu machen. Nicht daß das viel ausmachte, denn keines der Mädchen kannte die Sprache der anderen. Er rief Ko S'la, und der kam mit einem großen Schirm aus Ölseide mit Bambusrippen. Er spannte ihn respektvoll am Fuß der Verandatreppe und hielt ihn über den

Kopf des Mädchens, als sie herunterkam. Flory begleitete sie bis zum Tor. Sie blieben stehen, um sich die Hand zu reichen, und er wandte sich in dem grellen Sonnenlicht ein wenig zur Seite, um sein Muttermal nicht sehen zu lassen.

»Mein Mann hier wird Sie heimbegleiten. Es war so liebenswürdig von Ihnen, daß Sie hereingekommen sind. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie es mich freut, Sie kennengelernt zu haben. Sie werden für uns hier in Kyauktada alles ganz anders machen.«

»Auf Wiedersehen, Mr. - oh, wie komisch! Ich weiß nicht einmal, wie Sie heißen.«

»Flory, John Flory. Und Sie - Miss Lackersteen, nicht wahr?«

»Ja. Elizabeth. Auf Wiedersehen, Mr. Flory. Und vielen, *vielen* Dank. Dieser schreckliche Büffel. Sie haben mir wirklich das Leben gerettet.«

»Nicht der Rede wert. Ich hoffe Sie heute abend im Club zu sehen? Ich nehme an, Ihr Onkel und Ihre Tante werden auch hinkommen. Dann also auf Wiedersehen - bis später.«

Er stand am Tor und sah ihnen nach. Elizabeth - ein schöner Name, heutzutage zu selten. Hoffentlich schrieb sie es mit einem Z. Ko S'la trottete in komischem, unbequemem Gang hinter ihr her, hielt ihr den Schirm über den Kopf und bemühte sich, seinen Körper möglichst weit weg von ihr zu halten. Ein kühler Windhauch wehte den Hügel herauf. Es war eine dieser kurzen Böen, die manchmal bei kaltem Wetter in Burma wer weiß woher kommen und einen mit Durst und Heimweh nach kaltem Seewasser, Umarmungen von Wassernixen, Wasserfällen, Eishöhlen erfüllen. Der Wind raschelte in dem breiten Gewölbe der goldenen Mohurbäume und ließ die Papierschnitzel des anonymen Briefes flattern, die Flory vor einer halben Stunde hinuntergeworfen hatte.

VII

Elizabeth lag auf dem Sofa im Lackersteenschen Wohnzimmer, die Füße hochgezogen und ein Kissen hinter dem Kopf, und las Michael Arlens *Charmante Leute*. Im allgemeinen war Michael Arien ihr Lieblingsautor, aber wenn sie etwas Ernstes wollte, neigte sie mehr zu William J. Locke.

Das Wohnzimmer war ein kühler, in hellen Farben gehaltener Raum mit fast meterdicken, weiß getünchten Wänden; es war groß, erschien aber kleiner, als es war, weil überall kleine Tischchen und Messinggegenstände aus Benares herumstanden. Es roch nach Chintz und welkenden Blumen. Mrs. Lackersteen war oben und schlief. Draußen lagen die Diener stumm in ihren Zimmern, die Köpfe im todähnlichen Mittagsschlaf an die hölzernen Kissen geschmiedet. Mr. Lackersteen schlief wahrscheinlich auch in seinem kleinen hölzernen Büro weiter unten an der Straße. Niemand regte sich außer Elizabeth und dem *Chokra* vor Mrs. Lackersteens Schlafzimmer, der auf dem Rücken lag und, eine Ferse in der Schlinge des Seils, den Punkah bewegte.

Elizabeth war gerade zweiundzwanzig geworden und war Waise. Ihr Vater hatte weniger getrunken als sein Bruder Tom, aber er war ein Mann vom selben Schlage. Er war Teehändler mit wechselndem Glück, aber von Natur aus zu optimistisch, um in glücklichen Phasen Geld zurückzulegen. Elizabeths Mutter war eine unfähige, dumme, prahlerische, sich selbst bemitleidende Frau gewesen, die sich auf Grund von einer Empfindsamkeit, die ihr abging, vor allen üblichen Pflichten des Lebens drückte. Nachdem sie jahrelang mit Dingen wie Frauenstimmrecht und Höherem Denken herumgespielt und sich mehrmals erfolglos in der Literatur versucht hatte, hatte sie sich schließlich auf die Malerei verlegt. Malerei ist die einzige Kunst, die man sowohl ohne Talent als auch ohne schwere Arbeit ausüben kann. Mrs. Lackersteens Pose war die eines unter die ›Philister‹ (eingeschlossen, selbstredend, ihr Ehemann)

verbannten Künstlers, und diese gab ihr fast unbegrenzten Spielraum, ihrer Umwelt lästig zu fallen.

Im letzten Kriegsjahr verdiente Mr. Lackersteen, der sich aus dem Militärdienst herauszuhalten vermochte, eine Menge Geld, und gleich nach dem Waffenstillstand zogen sie in ein riesiges, neues, ziemlich düsteres Haus in Highgate mit großen Mengen von Treibhäusern, Buschwerk, Ställen und Tennisplätzen. Mr. Lackersteen hatte eine Schar von Dienstboten engagiert, sogar einen Butler - so groß war sein Optimismus. Elizabeth wurde für zwei Semester in ein sehr teures Internat geschickt. Oh, das Glück, das Glück, das unvergeßliche Glück dieser zwei Semester! Vier Mädchen in dieser Schule waren ›die Ehrenwerten‹, fast alle hatten eigene Ponies, auf denen sie an Samstagnachmittagen ausreiten durften. In jedes Menschen Leben gibt es eine kurze Periode, in der sich sein Charakter für immer festlegt; für Elizabeth waren es diese zwei Semester, da sie in nähere Berührung mit den Reichen kam. Danach ließen ihre gesamten Lebensregeln sich in einem Glauben zusammenfassen, einem sehr einfachen, daß das Gute (›wunderschön‹ nannte sie es) gleichbedeutend ist mit dem Kostspieligen, dem Eleganten, dem Aristokratischen, und das Schlechte (›Garstige‹) das Billige, das Minderwertige, das Schäbige, das Mühselige ist. Vielleicht gibt es die teuren Mädchenschulen, um diesen Glauben zu lehren. Das Gefühl verfeinerte sich, als Elizabeth älter wurde, durchdrang es all ihre Gedanken. Alles, von einem Paar Strümpfe bis zu einer Menschenseele, wurde als ›wunderschön‹ oder ›garstig‹ klassifiziert. Und leider hatte das ›Garstige‹ in ihrem Leben die Vorherrschaft gehabt, denn Mr. Lackersteens Wohlstand war von kurzer Dauer.

Der unvermeidliche Zusammenbruch geschah Ende 1919. Elizabeth wurde aus der Schule genommen und setzte ihre Ausbildung in einer Reihe billiger garstiger Schulen fort mit Lücken von einem oder zwei Semestern, wenn ihr Vater das

Schulgeld nicht aufbrachte. Er starb an Grippe, als sie zwanzig war. Mrs. Lackersteen blieb mit einem Jahreseinkommen von 150 Pfund zurück, das mit ihrem Tode erlöschen sollte. Die beiden Frauen konnten bei Mrs. Lackersteens Haushaltsführung in England nicht von drei Pfund pro Woche leben. Sie zogen nach Paris, wo das Leben billiger war und wo Mrs. Lackersteen sich ganz ihrer Kunst widmen wollte.

Paris! In Paris leben! Flory hatte ziemlich weit danebengeschossen, als er diese endlosen Gespräche mit bärtigen Künstlern unter grünen Platanen ausmalte. Elizabeths Leben in Paris war nicht ganz so gewesen.

Ihre Mutter hatte am Montparnasse ein Atelier gemietet und war sofort in einen Zustand von unordentlichem, verkommenem Müßiggang verfallen. Sie war so töricht im Umgang mit Geld, daß ihr Einkommen ihre Ausgaben nicht annähernd deckte, und mehrere Monate lang bekam Elizabeth nicht einmal genug zu essen. Dann fand sie Arbeit als Hauslehrerin für Englisch bei der Familie eines französischen Bankiers. Man nannte sie *notre miis anglaise*. Der Bankier wohnte im zwölften Arrondissement, ein weiter Weg vom Montparnasse, und Elizabeth hatte in einer näher gelegenen Pension ein Zimmer genommen. Es war ein schmales Haus mit gelber Fassade in einer Nebenstraße mit dem Blick auf den Laden eines Geflügelhändlers, vor dem im allgemeinen die stinkenden Kadaver von Wildschweinen hingen, und jeden Morgen kamen alte Herren wie klapperige alte Satyre, die lange und liebevoll daran schnupperten. Neben dem Geflügelhändler ein fliegenbeschmutztes Café mit dem Schild »Café de l'Amitié. Bock formidable«. Wie Elizabeth diese Pension gehaßt hatte! Die Besitzerin war eine schwarzgekleidete alte Schnüfflerin, die ihr Leben damit verbrachte, auf Zehenspitzen die Treppe hinauf- und hinunterzugehen in der Hoffnung, die Mieter beim Waschen ihrer Strümpfe im Waschbecken zu ertappen. Die Mieterinnen, scharfzüngige, gallige Witwen, liefen wie die Spatzen hinter

einer Brotkruste dem einzigen Mann im Hause hinterher, einem milden, kahlköpfigen Geschöpf, das in La Samaritaine arbeitete. Bei den Mahlzeiten überwachte jede die Teller der anderen, um zu sehen, wer die größte Portion bekommen hatte. Das Badezimmer war eine dunkle Höhle mit leprösen Wänden und einem wackeligen, grüspanbedeckten Badeofen, der fünf Zentimeter hoch lauwarmes Wasser in die Wanne spuckte und dann störrisch aufhörte. Der Bankier, dessen Kinder Elizabeth unterrichtete, war ein fünfzigjähriger Mann mit einem dicken, verlebten Gesicht und einem kahlen, dunkelgelben Schädel, der an ein Straußenei erinnerte. Am zweiten Tag nach ihrer Ankunft kam er in das Schulzimmer der Kinder, setzte sich neben Elizabeth und kniff sie sofort in den Ellbogen. Am dritten Tag kniff er sie in die Wade, am vierten in die Kniekehle, am fünften etwas oberhalb. Von da an gab es jeden Nachmittag ein stummes Ringen zwischen ihnen, und sie kämpfte und kämpfte, die Hand unter dem Tisch, um diese Frettchenhand abzuwehren.

Es war eine gemeine, garstige Existenz. Sie erreichte sogar Tiefen von ›Garstigkeit‹, von denen Elizabeth bisher nichts geahnt hatte. Aber was sie am meisten deprimierte, ihr am stärksten das Gefühl gab, daß sie in eine furchtbare Unterwelt absinke, war das Atelier ihrer Mutter. Mrs. Lackersteen gehörte zu den Leuten, die ohne Dienstboten gänzlich zusammenbrechen. Sie lebte in einem ruhelosen Alptraum zwischen Kunstmalerei und Haushalt und arbeitete an keinem von beiden. In unregelmäßigen Abständen ging sie in eine ›Schule‹, wo sie graue Stilleben malte unter der Anleitung eines Meisters, dessen Technik auf schmutzigen Pinseln beruhte; im übrigen murkste sie zu Hause elend mit Teekannen und Bratpfannen herum. Der Zustand ihres Ateliers war für Elizabeth mehr als deprimierend; er war böse, satanisch. Es war ein kalter, verstaubter Schweinestall, in dem der Fußboden mit Büchern und Zeitungen bedeckt war, Generationen von Kochtöpfen auf dem verrosteten Gasherd in ihrem Fett

schlummerten, wo das Bett vor dem Nachmittag nicht gemacht wurde und überall - an jedem denkbaren Platz, wo man darauftrat oder sie umwarf, Dosen mit farbschmutzigem Terpentin und halbvolle Kannen mit kaltem schwarzem Tee herumstanden. Wenn man von einem Sessel ein Kissen aufhob, fand man darunter einen Teller mit den Überresten eines pochierten Eis. Sobald Elizabeth zur Tür hereintrat, pflegte sie herauszuplatzen:

»O Mutter, liebste Mutter, wie *kannst* du nur? Schau doch, wie dieses Zimmer aussieht! Es ist einfach schrecklich, so zu leben!«

»Das Zimmer, Liebes? Was ist damit? Ist es unordentlich?«

»Unordentlich! Mutter, *mußt* du denn diesen Teller mit Haferbrei mitten auf dem Bett stehenlassen? Und diese Töpfe! Es sieht wirklich fürchterlich aus. Wenn nun jemand hereinkommt!«

Der entrückte, jenseitige Ausdruck, den Mrs. Lackersteen annahm, sobald sich etwas Arbeitsähnliches zeigte, trat in ihre Augen.

»Keiner meiner Freunde würde sich daran stoßen, Liebes. Wir sind eben Bohémiens, wir Künstler. Du verstehst nicht, wie völlig beansprucht wir alle von unserer Malerei sind. Du hast kein künstlerisches Temperament, weißt du, Liebe.«

»Ich muß versuchen, ein paar von diesen Töpfen sauberzumachen. Ich kann den Gedanken, daß du so lebst, einfach nicht ertragen. Was hast du mit der Scheuerbürste gemacht?«

»Die Scheuerbürste? Nun, laß mich nachdenken, ich weiß, daß ich sie irgendwo gesehen habe. Ach ja! Ich habe sie gestern benutzt, um meine Palette zu reinigen. Aber wenn du sie tüchtig in Terpentin auswäschst, wird sie wieder sauber.«

Mrs. Lackersteen setzte sich und fuhr fort, ein Blatt Skizzenpapier mit einem Conté-Farbstift vollzuklecken,

während sich Elizabeth in der Wohnung umtat.

»Du bist so wunderbar, Liebes. So praktisch! Ich weiß gar nicht, von wem du das geerbt hast. Für mich ist die Kunst einfach *alles*. Ich fühle sie wie ein großes Meer in mir aufwogen. Sie schwemmt alles Gemeine und Kleinliche aus dem Dasein hinweg. Gestern habe ich meinen Lunch aus *Nash's Magazine* gegessen, um keine Zeit mit dem Abwaschen von Tellern zu vergeuden. Ist das nicht eine gute Idee? Wenn man einen sauberen Teller braucht, reißt man einfach ein Blatt von der Zeitung ab«, usw. usw. usw.

Elizabeth hatte in Paris keine Freunde. Die Freunde ihrer Mutter waren entweder Frauen von derselben Prägung oder ältere, matte Junggesellen, die von einem kleinen Einkommen lebten und klägliche Halbkünste ausübten wie Holzschnitzen oder Porzellanmalerei. Sonst sah Elizabeth nur Ausländer, und sie lehnte alle Ausländer *en bloc* ab; oder wenigstens alle männlichen Ausländer mit ihren billig aussehenden Anzügen und abstoßenden Tischmanieren. Sie hatte in dieser Zeit einen großen Trost, nämlich in die amerikanische Bibliothek in der Rue de l'Elysée zu gehen und die illustrierten Zeitschriften anzusehen. Manchmal am Sonntag oder an ihrem freien Nachmittag saß sie dort stundenlang an dem großen glänzenden Tisch, träumerisch im *Sketch*, *Tatler*, *Graphic* oder *Sporting and Dramatic* blätternd.

Ach, was für Freuden waren dort abgebildet! »Zusammenkunft zur Parforcejagd auf dem Rasen von Charlton Hall, Lord Burrowdeans bezauberndem Landsitz in Warwickshire.«

»Die Ehrenwerte Mrs. Tyke-Bowlby im Park mit ihrem prachtvollen Schäferhund Kublai Khan, der diesen Sommer bei Cruft's den zweiten Preis gewann.«

»Sonnenbad in Cannes. Von links nach rechts: Miss Barbara Pilbrick, Sir Edward Tuke, Lady Pamela Westrope, Captain

›Tuppy‹ Benacre.«

Wunderschöne, wunderschöne goldene Welt! Zweimal blickte Elizabeth das Gesicht einer alten Schulkameradin von einer Bildseite entgegen. Der Anblick schnitt ihr ins Herz. Da waren sie alle, ihre alten Schulkameradinnen mit ihren Pferden und Automobilen und ihren Männern in Kavallerieregimentern; und hier war sie, an diese gräßliche Arbeit gefesselt, an diese gräßliche Pension, an ihre gräßliche Mutter! War es möglich, daß es kein Entrinnen gab? Konnte sie auf ewig zu dieser schmutzigen Gemeinheit verurteilt sein, ohne Hoffnung, jemals wieder in die anständige Welt zurückzukehren?

Es war mit dem Beispiel ihrer Mutter vor Augen nicht unnatürlich, daß Elizabeth einen gesunden Abscheu vor der Kunst hatte. Sogar jedes Übermaß an Intellekt - ›Gehirnakrobatik‹ war ihr Wort dafür - war meistens in ihren Augen etwas ›Garstiges‹. Richtige Leute, fand sie, anständige Leute - Leute, die auf Moorhühner Jagd machten, sich nach Ascot begaben, eine Yacht in Cowes hatten - waren keine Gehirnakrobaten. Diese Leute gaben sich nicht mit so Zeug wie Bücherschreiben ab und fuchtelten nicht mit Malpinseln herum; sie befaßten sich auch nicht mit »hochgestochenen« Ideen - »Hochgestochen« war ein Schimpfwort in ihrem Vokabular. Und wenn sie, wie es ein- oder zweimal geschah, einem echten Künstler begegnete, der lieber sein Leben lang ohne Verdienst arbeiten wollte als sich einer Bank oder Versicherungsfirma verkaufen, dann verachtete sie ihn weit mehr als selbst die Dilettanten im Kreise ihrer Mutter. Daß ein Mann sich bewußt von allem abkehrte, was gut und anständig war, und sich für etwas Sinnloses aufopferte, das zu nichts führte, war schändlich, erniedrigend, böse. Sie fürchtete das Dasein einer alten Jungfer, aber sie hätte es tausendmal lieber ihr Leben lang ertragen, als solch einen Mann zu heiraten.

Als Elizabeth fast zwei Jahre in Paris war, starb ihre Mutter ganz plötzlich an Leichenvergiftung. Es war ein Wunder, daß sie

nicht früher daran gestorben war. Elizabeth war nichts geblieben als etwas weniger als hundert Pfund. Onkel und Tante telegrafierte sofort aus Burma: sie möchte kommen und bei ihnen bleiben, und ein Brief würde folgen.

Mrs. Lackersteen hatte eine Weile über diesen Brief nachgegrübelt, den Federhalter zwischen den Lippen, den Blick auf die Seite mit ihrem zarten, dreieckigen Gesicht gesenkt, wie eine nachdenkliche Schlange.

»Ich nehme an, wir müssen sie hier auf jeden Fall ein Jahr lang behalten. *Wie lästig!* Aber im allgemeinen heiraten sie innerhalb eines Jahres, wenn sie einigermaßen aussehen. Was soll ich dem Mädchen schreiben, Tom?«

»Schreiben? Ach, schreib einfach, sie wird hier verdammt viel leichter einen Ehemann finden als zu Hause. Etwas der Art.«

»Mein *lieber* Tom! Was für unmögliche Sachen du sagst!«

Mrs. Lacksteen schrieb:

»Natürlich ist dies hier eine sehr kleine Station, und wir sind oft und lange im Dschungel. Ich fürchte, Du wirst es schrecklich langweilig finden nach den Vergnügungen von Paris. Aber im Grunde haben diese kleinen Stationen in mancher Hinsicht ihre Vorteile für ein junges Mädchen. Sie wird sich in unserer Gesellschaft hier ganz wie eine Königin fühlen. Die unverheirateten Männer sind so einsam, daß sie die Gesellschaft eines Mädchens hervorragend zu schätzen wissen«, usw. usw. usw.

Elizabeth gab dreißig Pfund für Sommerkleidung aus und segelte unverzüglich ab. Das Schiff durchpflügte, von Delphinen begleitet, das Mittelmeer und den Kanal und gelangte in eine grell emailblaue See, dann hinaus auf die grüne Wüste des Indischen Ozeans, wo Scharen von fliegenden Fischen in Schrecken vor dem herannahenden Schiffsrumpf wegglitten. Nachts phosphoreszierte das Wasser, und die Bugwelle war wie ein sich bewogender Pfeil aus grünem Feuer. Elizabeth

»schwärmte« für das Leben an Bord des Schiffes. Sie schwärmte für das abendliche Tanzen an Deck, für die Cocktails, zu denen alle Männer an Bord sie eifrig einluden, die Deckspiele, deren sie ungefähr zur selben Zeit wie die anderen junge Leute müde wurde. Es bedeutete ihr nichts, daß der Tod ihrer Mutter erst zwei Monate her war. Ihr hatte nie viel an ihrer Mutter gelegen, und überdies wußten die Leute hier nichts von ihren Angelegenheiten. Es war so wunderschön, nach diesen zwei reizlosen Jahren wieder die Luft des Reichtums zu atmen. Nicht daß die meisten Passagiere reich waren; aber an Bord eines Schiffes benehmen sich alle so, als wären sie reich. Sie würde Indien herrlich finden, das wußte sie. Sie hatte sich nach den Gesprächen mit anderen Passagieren ein ziemlich genaues Bild von Indien gemacht; sie hatte sogar einige der notwendigsten hindostanischen Redewendungen gelernt wie »*idher ao*«, »*jaldi*«, »*sahiblog*« usw. Schon im voraus genoß sie die angenehme Atmosphäre der Clubs, mit dem leichten Flattern der *Punkhas* und dem ehrfürchtigen *Selam* der barfüßigen Boys mit weißen Turbanen; und Plätze mit bronzebraunen Engländern mit kleinen Stutzbärten, die hin und her galoppierten und Polobälle schlugen. Der indische Lebensstil war fast wie echter Reichtum.

Durch glasig grünes Wasser, in dem Schildkröten und schwarze Schlangen schwammen und sich sonnten, segelten sie nach Colombo. Eine Flotte von *Sampans* kam dem Schiff entgegengerast, gesteuert von kohlschwarzen Männern mit Lippen, die von Betelsaft röter waren als Blut. Sie schrien und drängten sich um die Gangway, während die Passagiere ausstiegen. Als Elizabeth und ihre Freunde herunterkamen, überschütteten sie zwei Sampanburschen, den Bug zur Gangway gerichtet, mit flehendem Geschrei.

»Fahren Sie nicht mit ihm, Missie! Nicht mit ihm! Schlechter böser Mann ist er, nichts für fahren Missie!«

»Hören Sie nicht seine Lügen, Missie! Häßlicher gemeiner Kerl! Häßliche, gemeine Tricks macht er. Häßliche

Eingeborenen-Tricks!«

»Haha! Er ist selber nicht Eingeborener! Oh, nein! Er europäischer Mann mit gelber Haut, Missie! Haha!«

»Hört auf mit eurem Geschwätz, ihr zwei, oder einer von euch kriegt einen Tritt«, sagte der Mann von Elizabeths Freundin - er war Pflanzer. Sie stiegen in einen der Sampans und wurden zu den sonnenhellen Kais gerudert. Und der erfolgreiche Sampanführer wandte sich um und spie auf seinen Rivalen einen Mund voll Spucke, den er ziemlich lange aufgespart haben mußte.

Das war der Orient. Der Duft von Kokosnußöl und Sandelholz, Zimt und Gelbwurz schwebte auf der heißen, flimmernden Luft übers Wasser. Elizabeths Freunde fuhren sie zum Mount Lavinia hinaus, wo sie in lauwarmem Meerwasser badeten, das wie Coca-Cola schäumte. Sie kamen abends aufs Schiff zurück und erreichten nach einer Woche Rangun.

Nördlich von Mandalay kroch der mit Holz geheizte Zug mit zwanzig Stundenkilometern über eine weite, ausgedörrte Ebene, die an ihren fernen Rändern von einem Kreis blauer Hügel begrenzt war. Weiße Reiher standen regungslos in ausgewogenem Gleichgewicht da, und Haufen von trocknenden Pfefferschoten leuchteten scharlachrot in der Sonne. Manchmal erhob sich eine weiße Pagode aus der Ebene wie die Brüste einer hingestreckten Riesin. Die frühe Tropennacht brach ein, und der Zug zuckelte weiter, langsam, an kleinen Stationen haltend, wo barbarische Schreie aus dem Dunkel ertönten. Halbnackte Männer, das lange Haar am Hinterkopf zusammengebunden, liefen im Fackelschein hin und her, in Elizabeths Augen häßlich wie Dämonen. Der Zug versank im Walde, und unsichtbare Zweige streiften die Fenster.

Es war etwa neun Uhr, als sie in Kyauktada ankamen, wo Elizabeths Onkel und Tante mit Mr. Macgregors Wagen und mit einigen fackeltragenden Dienern warteten. Elizabeths Tante trat

zu ihr und nahm ihre Schultern in ihre zarten Eidechsenhände.

»Du bist doch unsere Nichte Elizabeth? Wir freuen uns so, dich zu sehen«, sagte sie und gab ihr einen Kuß.

Mr. Lackersteen spähte im Fackelschein über die Schulter seiner Frau. Er setzte zum Pfeifen an, rief »Teufel nochmal!«, und dann packte er Elizabeth und küßte sie, wärmer als eigentlich nötig, wie sie fand. Sie hatte keinen der beiden jemals gesehen.

Nach dem Essen saßen Elizabeth und ihre Tante unter dem Punkah im Wohnzimmer und unterhielten sich. Mr. Lackersteen machte einen Spaziergang durch den Garten, angeblich wegen des Jasmindufts, tatsächlich um sich einem heimlichen Schluck hinzugeben, den einer der Diener ihm durch die Hintertür des Hauses herausgeschmuggelt hatte.

»Meine Liebe, wie wunderschön du bist! Laß mich dich noch einmal ansehen!« Sie nahm sie bei den Schultern. »Ich finde wirklich, dieser Eton-Haarschnitt steht dir. Hast du dir den in Paris machen lassen?«

»Ja. Alle ließen sich diesen Eton-Schnitt machen. Es steht einem, wenn man einen einigermaßen kleinen Kopf hat.«

»Wunderhübsch! Und diese Schildpattbrille - wirklich eine kleidsame Mode! Ich habe gehört, daß alle - äh - Demimondänen in Südamerika sie jetzt tragen. Ich hatte keine Ahnung, daß meine Nichte eine so *hinreißende* Schönheit ist. Wie alt bist du, sagtest du, Liebes?«

»Zweiundzwanzig.«

»Zweiundzwanzig! Wie entzückt werden alle Männer sein, wenn wir dich morgen in den Club mitnehmen! Sie sind so einsam, die Armen, nie sehen sie ein neues Gesicht. Und du warst zwei volle Jahre in Paris? Ich kann mir nicht denken, was sich die Männer dort dabei gedacht haben, daß sie dich unverheiratet abfahren ließen.«

»Ich habe leider nicht viele Männer kennengelernt, Tante. Nur Ausländer. Wir mußten ein so stilles Leben führen. Und ich habe gearbeitet«, fügte sie hinzu und dachte, daß sie damit ein ziemlich beschämendes Geständnis machte.

»Natürlich, natürlich«, seufzte Mrs. Lackersteen. »Man hört das von allen Seiten. Schöne Mädchen, die sich ihren Lebensunterhalt verdienen müssen. Es ist eine Schande! Ich finde es so schrecklich egoistisch, findest du nicht auch, daß diese Männer einfach unverheiratet bleiben, während es so *vielen* arme Mädchen gibt, die nach einem Mann suchen?« Da Elizabeth nicht darauf einging, setzte Mrs. Lackersteen wiederum seufzend hinzu: »Also, wenn ich ein junges Mädchen wäre, würde ich irgend jemanden heiraten, buchstäblich *irgend jemanden!*«

Die Blicke der beiden Frauen begegneten sich. Mrs. Lackersteen hätte viel zu sagen gehabt, aber sie beabsichtigte jetzt nicht über Andeutungen hinauszugehen. Ein großer Teil ihrer Konversation bewegte sich in Andeutungen; im allgemeinen brachte sie jedoch ihre Meinung einigermaßen zum Ausdruck. Sie sagte in zärtlich unpersönlichem Ton, wie über ein allgemein interessantes Thema: »Natürlich muß ich dazu sagen, daß es Fälle *gibt*, wo die Mädchen *selbst daran schuld* sind, wenn sie sich nicht verheiraten. Das passiert selbst hier draußen manchmal. Erst vor kurzer Zeit gab es einen Fall, an den ich mich erinnere - ein Mädchen kam hierher und blieb ein ganzes Jahr bei ihrem Bruder, und sie hatte Angebote von allen möglichen Männern - Polizisten, Forstbeamte, Angestellte in Holzfirmen mit *recht* guten Aussichten. Und sie gab allen einen Korb; sie wollte einen vom Indian Civil Service heiraten, wie ich hörte. Nun ja, was konnte daraus werden! Natürlich konnte ihr Bruder sie nicht ewig hier behalten. Und jetzt habe ich gehört, daß sie in der Heimat ist, das arme Kind, und als so etwas wie eine Gesellschafterin arbeitet, also praktisch als Dienstbote. Und nur für fünfzehn Shilling die Woche! Ist so

etwas nicht furchtbar?«

»Furchtbar!« echote Elizabeth.

Weiter wurde über dieses Thema nicht gesprochen. An dem Morgen, als Elizabeth von Flory zurückkam, beschrieb sie Onkel und Tante ihr Abenteuer. Sie saßen beim Frühstück an dem blumenüberladenen Tisch, über ihnen flatterte der Punkah, und der große, storchbeinige mohammedanische Butler in seinem weißen Anzug und *Pagri* stand mit einem Tablett in der Hand hinter Mrs. Lackersteens Stuhl.

»Und dann, Tante, etwas so Interessantes! Ein burmanisches Mädchen kam auf die Veranda. Ich hatte noch nie eine gesehen, wenigstens wußte ich nicht, daß es Mädchen sind. So ein komisches kleines Ding! Sie sah fast wie eine Puppe aus mit ihrem runden gelben Gesicht und ihrem auf dem Kopf aufgetürmten Haar. Sie konnte nicht älter als siebzehn sein. Mr. Flory sagte, sie wäre seine Waschfrau.«

Der lange Körper des indischen Butlers wurde steif. Er blinzelte auf das Mädchen herab, und seine weißen Augäpfel wirkten riesengroß in dem schwarzen Gesicht. Er sprach sehr gut Englisch. Mr. Lackersteen hielt eine Gabel mit Fisch auf halbem Wege zwischen seinem Teller und seinem weit geöffneten Mund.

»Waschfrau«, sagte er. »Waschfrau! Verflixt nochmal, da stimmt was nicht. So was wie eine Waschfrau gibt's nämlich nicht in diesem Land. Die ganze Wascherei wird von den Männern gemacht. Wenn du mich fragst -«

Und dann brach er ganz plötzlich ab, beinahe so, als hätte ihm jemand unterm Tisch auf den Fuß getreten.

VIII

An diesem Abend wies Flory Ko S'la an, den Barbier zu holen. Es gab nur einen Barbier in der Stadt, einen Inder, und er verdiente seinen Lebensunterhalt durch Rasieren der indischen

Kulis zum Preise von acht Annas pro Monat für eine Trockenrasur jeden zweiten Tag. Die Europäer waren seine Kunden, weil sie keinen anderen hatten. Der Barbier wartete auf der Veranda, als Flory vom Tennis zurückkam, und Flory sterilisierte die Schere mit kochendem Wasser und einem Desinfektionsmittel und ließ sich das Haar schneiden.

»Leg meinen besten Palm-Beach-Anzug heraus«, sagte er zu Ko S'la, »und ein seidenes Hemd und meine Sambhurleder-Schuhe. Außerdem die neue Krawatte, die vorige Woche aus Rangun gekommen ist.«

»Das habe ich schon getan, *Thakin*«, sagte Ko S'la, womit er meinte, daß er es tun würde. Als Flory ins Schlafzimmer kam, wartete Ko S'la neben den Kleidungsstücken, die er zurechtgelegt hatte, mit leicht verdrossener Miene. Es war sonnenklar, daß er wußte, warum Flory sich so herausputzte (nämlich in der Hoffnung, Elizabeth zu treffen), und daß er es mißbilligte.

»Worauf wartest du?« fragte Flory.

»Euch anziehen helfen, *Thakin*.«

»Ich ziehe mich heute abend allein an. Du kannst gehen.«

Er wollte sich rasieren - zum zweitenmal an diesem Tag -, und wollte nicht, daß Ko S'la ihn seine Rasiersachen ins Badezimmer mitnehmen sah. Es war mehrere Jahre her, daß er sich zweimal am Tag rasiert hatte. Was für ein Glück, daß er erst letzte Woche diesen neuen Schlips bestellt hatte, dachte er. Er zog sich sehr sorgfältig an und verbrachte fast eine Viertelstunde damit, sein Haar zu bürsten, das steif war und sich nach dem Schneiden nie anlegen wollte.

Fast im nächsten Augenblick, so schien es ihm, ging er mit Elizabeth die Basarstraße herunter. Er hatte sie allein in der Club- »Bibliothek« gefunden und sie in einem plötzlichen Anfall von Mut gebeten, mit ihm auszugehen; und sie war mit einer Bereitwilligkeit gekommen, die ihn überraschte, und hatte sich

nicht einmal die Zeit genommen, Onkel und Tante Bescheid zu sagen. Er hatte so lange in Burma gelebt, daß er die englischen Sitten vergessen hatte. Es war sehr dunkel unter den heiligen Bobäumen der Basarstraße, das Laub verbarg den Viertelmond, aber die Sterne strahlten hier und da in einer Lücke weiß und niedrig wie Lampen an unsichtbaren Drähten. Wechselnde Düfte kamen auf sie zu, erst die unangenehme Süße des Jasmins, dann der kalte Fäulnisgestank nach Dung oder Verwestem aus den Hütten gegenüber von Dr. Veraswamis Bungalow. Etwas weiter weg waren dumpfe Trommeln zu hören.

Als Flory die Trommeln hörte, fiel ihm ein, daß ein bißchen weiter unten an der Straße, gegenüber von U Po Kyins Haus, ein *Pwe* aufgeführt wurde; tatsächlich hatte U Po Kyin das *Pwe* veranstaltet, wenn auch jemand anders es bezahlt hatte. Flory kam ein wagemutiger Gedanke. Er würde Elizabeth zu dem *Pwe* führen! Es würde ihr gefallen - es mußte ; niemand mit Augen im Kopf konnte einem *Pwe-Tanz* widerstehen. Wahrscheinlich würde es einen Skandal geben, wenn sie zusammen nach langer Abwesenheit in den Club zurückkamen; Teufel, und wenn schon! Was lag daran! Sie war etwas anderes als diese Narrenherde im Club. Und es würde ein solches Vergnügen sein, zusammen zu dem *Pwe* zu gehen! In diesem Augenblick steigerte die Musik sich zu einem fürchterlichen Höllenlärm - einem schrillen Quietschen der Pfeifen, einem Geklapper wie von Kastagnetten und dem rauen Schlagen der Trommeln, und über allem blechnen Kreischen eine Männerstimme.

»Was ist das für ein Lärm?« fragte Elizabeth und blieb stehen.
»Das klingt genau wie eine Jazzband.«

»Eingeborenenmusik. Sie haben ein *Pwe* - das ist so etwas wie ein burmanisches Theaterstück, eine Kreuzung zwischen einem historischen Drama und einer Revue, wenn Sie sich so was vorstellen können. Es wird Sie interessieren, glaube ich. Gleich hinter der Biegung dieser Straße.«

»Oh«, sagte sie etwas zweifelnd. Sie gingen um die Biegung in grellen Lichtschein. Die ganze Straße war dreißig Meter weit durch die Zuschauer versperrt, die dem Schauspiel zusahen. Im Hintergrund war eine erhöhte Bühne unter summenden Petroleumlampen, davor das kreischende und dröhnende Orchester; auf der Bühne posierten zwei Männer in Kostümen, die Elizabeth an chinesische Pagoden erinnerten, mit Krummschwertern in den Händen. Die ganze Straße war ein Meer von den weißen Musselinröcken der Frauen, rosa Schals, die sie um die Schultern geschlungen hatten, und schwarzen Haarzylindern. Einige lagen ausgestreckt auf ihren Matten und schliefen fest. Ein alter Chinese, ein Tablett mit Erdnüssen in den Händen, bahnte sich seinen Weg durch die Menge mit trauervollem Singsang »*Myaype Myaype!*«

»Wenn Sie wollen, können wir ein paar Minuten stehenbleiben und zusehen«, sagte Flory.

Elizabeth schwindelte fast von dem grellen Licht und dem erschreckenden Lärm des Orchesters, aber am meisten verblüffte sie der Anblick dieser Menschenmenge, die auf der Straße saß wie im Zuschauerraum eines Theaters.

»Machen sie ihre Aufführungen immer mitten auf der Straße?« fragte sie.

»In der Regel, ja. Sie schlagen eine primitive Bühne auf, die morgens wieder abgebaut wird. Die Vorstellung dauert die ganze Nacht.«

»Aber ist es *gestattet* - daß sie die ganze Straße versperren?«

»O ja. Hier gibt es keine Verkehrsregeln. Es gibt keinen Verkehr, den man regulieren könnte, wissen Sie.«

Das fand sie sehr sonderbar. Mittlerweile hatten sich fast alle Zuschauer auf ihren Matten umgedreht, um die »Ingaleikma« anzustarren. In der Mitte der Menge standen ein halbes Dutzend Stühle, auf denen ein paar Angestellte und Beamte saßen. Unter ihnen war U Po Kyin, der sich bemühte, seinen Elefantenkörper

umzudrehen und die Europäer zu begrüßen. Als die Musik aufhörte, kam der pockennarbige Ba Taik hastig durch die Menge und machte mit schüchterner Miene eine tiefe Verbeugung vor Flory.

»Allerheiligster, mein Herr U Po Kyin fragt, ob Sie und die junge weiße Dame nicht kommen und ein paar Minuten unser *Pwe* ansehen wollen. Er hat Stühle für sie bereitgestellt.«

»Sie bitten uns, zu kommen und uns hinzusetzen«, sagte Flory zu Elizabeth. »Mögen Sie das? Es ist ganz lustig. Diese beiden Burschen werden gleich abtreten, und dann kommt ein Tanz. Ein paar Minuten - wenn es Sie nicht langweilt?«

Elizabeth war im Zweifel. Irgendwie erschien es ihr nicht richtig oder sogar ungefährlich, sich unter diese stinkenden Eingeborenen zu begeben. Doch da sie Flory traute, der vermutlich wußte, was sich schickte, ließ sie sich zu den Stühlen führen. Die Burmanen machten Platz auf ihren Matten und starrten ihr schwatzend nach; ihre Schienbeine streiften warme, musselinverhüllte Körper; es roch barbarisch nach Schweiß. U Po Kyin beugte sich zu ihr vor, verbeugte sich, so gut er konnte, und sagte durch die Nase:

»Wollen freundlichst setzen, Madam! Ich bin höchst geehrt, Ihre Bekanntschaft zu machen. Guten Abend, Mr. Flory, Sir. Ein höchst unerwartetes Vergnügen. Hätten wir gewußt, daß Sie uns mit Ihrer Gesellschaft beehren würden, hätten wir für Whiskies und andere europäische Erfrischungen gesorgt. Haha!«

Er lachte, und seine betelroten Zähne leuchteten im Lampenschein wie rotes Stanniol. Er war so riesig und so häßlich, daß Elizabeth unwillkürlich vor ihm zurückscheute. Ein schlanker Jüngling in einem purpurroten *Longyi* verbeugte sich vor ihr und reichte ihr ein Tablett mit zwei Gläsern geistern gelbem Sorbet. U Po Kyin klatschte scharf in die Hände und rief einem Jungen neben ihm zu : »*Hey Haung Galay!*« Er gab auf burmanisch einige Anweisungen, und der Junge drängte sich

zum Rand der Bühne durch.

»Er sagt ihnen, sie sollen Ihnen zu Ehren ihre beste Tänzerin auftreten lassen«, sagte Flory. »Sehen Sie, da kommt sie.«

Ein Mädchen, das rauchend im Hintergrund der Bühne gehockt hatte, trat vor ins Lampenlicht. Sie war sehr jung, schmalschultrig, brustlos und in einen blaßblauen Atlas-*longyi* gekleidet, der ihre Füße bedeckte. Die Röcke ihres *Longyi* bauschten sich reifrockartig über ihren Hüften entsprechend der alten burmesischen Tracht. Sie waren wie die Blütenblätter einer nach unten geöffneten Blume. Sie warf lässig ihre Zigarre einem der Männer im Orchester zu, und dann schüttelte sie den einen schlanken, ausgestreckten Arm, als wollte sie die Muskeln lockern.

Das Orchester brach plötzlich in lautes Getöse aus. Es waren Pfeifen, ähnlich wie Dudelsäcke, ein seltsames Instrument, das aus Bambusplatten bestand, auf die ein Mann mit einem Hämmerchen schlug, und in der Mitte stand ein Mann, umgeben von zwölf großen Trommeln von verschiedener Größe. Er langte blitzschnell von der einen zur anderen und schlug sie mit dem Handballen. Gleich darauf begann das Mädchen zu tanzen. Aber zuerst war es kein Tanz, es war ein rhythmisches Nicken, Posieren und Verdrehen der Ellbogen, wie die Bewegungen einer Gliederpuppe auf einem altmodischen Karussell. Wie ihr Hals und ihre Ellbogen kreisten, war genau die Bewegungen einer Gliederpuppe, und doch unglaublich geschmeidig. Ihre Hände, die sich mit geschlossenen Fingern wie Schlangenköpfe drehten, konnte sie zurückbiegen, bis sie fast auf ihren Unterarmen lagen. Allmählich wurden ihre Bewegungen schneller. Sie begann hin und her zu springen, sich in einer Art Knicks zu Boden zu werfen und mit außerordentlicher Behendigkeit wieder aufzuspringen trotz des langen *Longyi*, der ihre Füße fesselte. Dann tanzte sie in einer grotesken Haltung, als säße sie mit gebeugten Knien und vorgelehntem Körper, die Arme ausgestreckt und sich schlängelnd und auch den Kopf im

Rhythmus der Trommeln bewegend. Die Musik wurde schneller und schneller. Das Mädchen richtete sich zu voller Höhe auf und wirbelte so schnell wie ein Kreisel herum, wobei die Reifröcke ihres *Longyi* um sie flogen wie die Blütenblätter eines Schneeglöckchens. Dann brach die Musik so abrupt ab, wie sie angefangen hatte, und das Mädchen versank mitten im rauen Geschrei der Zuschauer nieder in einen Knicks.

Elizabeth sah dem Tanz mit einer Mischung aus Staunen, Langeweile und einem an Entsetzen heranreichenden Gefühl zu. Sie hatte von ihrem Drink genippt und festgestellt, daß er wie Haaröl schmeckte. Auf einer Matte zu ihren Füßen lagen drei burmanische Mädchen fest im Schlaf, die Köpfe auf demselben Kissen, die kleinen, ovalen Gesichter Seite an Seite wie kleine Kätzchen. Halb übertönt von der Musik, flüsterte Flory Elizabeth kommentierende Worte über den Tanz ins Ohr.

»Ich wußte, daß Sie das interessiert; darum habe ich Sie hierher mitgenommen. Sie haben Bücher gelesen und sind in zivilisierten Städten gewesen, Sie sind nicht so wie wir erbärmlichen Wilden hier. Finden Sie nicht, daß es sich lohnt, so etwas anzuschauen, so verrückt es sein mag? Sehen Sie nur diese Bewegungen des Mädchens - diese seltsame, vorgebeugte Pose wie eine Marionette, und wie sie ihre Arme vom Ellbogen aus verdreht wie eine Kobra, die sich zum Zuschlagen aufrichtet. Es ist grotesk, es ist sogar häßlich mit einer Art absichtlicher Häßlichkeit. Und es hat auch etwas Unheimliches an sich. Alle Mongolen haben etwas Diabolisches an sich. Und doch, wenn Sie aufmerksam hinsehen, welche Kunst, welche jahrhundertealte Kultur kann man dahinter sehen. Jede Bewegung, die dieses Mädchen macht, ist einstudiert und durch unzählige Generationen weitergegeben worden. Immer wenn man die Kunst dieser östlichen Völker genau betrachtet, kann man das sehen - eine Zivilisation, die weit, weit zurückreicht, praktisch immer dieselbe, bis in Zeiten, als wir uns noch in Färberwaid kleideten. In einer gewissen Weise, die ich Ihnen

nicht erklären kann, ist das ganze Leben und der Geist von Burma in den Bewegungen zusammengefaßt, mit denen das Mädchen ihre Arme verdreht. Wenn man sie sieht, kann man die Reisfelder sehen, die Dörfer unter den Teakholzbäumen, die Pagoden, die Priester in ihren gelben Gewändern, die Büffel, die am frühen Morgen durch die Flüsse schwimmen, den Palast des Thibaw ...«

Er brach plötzlich ab, als die Musik abbrach. Es gab gewisse Dinge, und ein *Pwe-Tanz* war eines davon, das ihn zu ungehemmten und unvorsichtigen Reden verleitete; aber jetzt wurde ihm klar, daß er wie eine Romanfigur drauflos gesprochen hatte, noch dazu aus keinem sehr guten Roman. Er blickte fort. Elizabeth hatte ihm fröstelnd vor Mißbehagen zugehört. Wovon redete der Mann eigentlich? war ihr erster Gedanke. Außerdem hatte sie das verhaßte Wort Kunst mehr als einmal gehört. Zum erstenmal fiel ihr ein, daß Flory ihr völlig fremd war und es unklug gewesen war, mit ihm allein auszugehen. Sie sah sich um in dem Meer von dunklen Gesichtern und dem fahlen Schein der Lampen; die Fremdartigkeit der Szene erschreckte sie fast. Was hatte sie hier zu suchen? Bestimmt war es nicht richtig, so zwischen den Schwarzen zu sitzen, fast in Tuchfühlung, im Geruch ihres Knoblauchs und ihres Schweißes? Warum war sie nicht im Club mit den anderen Weißen? Warum hatte er sie hierher gebracht unter diese Horde von Eingeborenen, um dieses häßliche, wilde Schauspiel anzusehen?

Die Musik fing wieder an, und das Mädchen fing wieder an zu tanzen. Ihr Gesicht war so dick gepudert, daß es im Lampenlicht schimmerte wie eine Kalkmaske mit lebendigen Augen dahinter. Mit diesem leichenweißen ovalen Gesicht und diesen hölzernen Gesten wirkte sie monströs wie ein Dämon. Die Musik wechselte das Tempo, und das Mädchen begann mit blecherner Stimme zu singen. Es war ein Lied im Rhythmus flinker Trochäen, heiter, aber wild. Die Menge stimmte ein,

hundert Stimmen sangen unisono die rauhen Silben. Noch in der seltsamen gebückten Haltung drehte das Mädchen sich um und tanzte, das Gesäß gegen die Zuschauer herausgestreckt. Ihr seidener *Longyi* glänzte wie Metall. Während sie Hände und Ellbogen weiter kreisen ließ, wackelte sie mit ihrem Hinterteil hin und her. Dann - ein erstaunliches Bravourstück, das man durch ihren *Longyi* genau beobachten konnte - begann sie ihre beiden Gesäßbacken unabhängig voneinander im Takte der Musik zu bewegen.

Das Publikum brach in lauten Beifall aus. Die drei Mädchen, die auf der Matte schliefen, wachten im selben Augenblick auf und begannen wild in die Hände zu klatschen. Ein Angestellter rief mit Rücksicht auf die Europäer auf englisch durch die Nase »Bravo! Bravo!« Aber U Po Kyin runzelte die Stirn und winkte ab. Er wußte über europäische Frauen Bescheid. Elizabeth war jedoch schon aufgestanden.

»Ich gehe. Es ist Zeit, daß wir zurückgehen«, sagte sie jäh. Sie wandte den Kopf ab, aber Flory konnte sehen, daß ihr Gesicht gerötet war.

Er stand bestürzt neben ihr auf. »Aber bitte, können Sie nicht noch ein paar Minuten bleiben? Ich weiß, daß es spät ist, aber sie haben dieses Mädchen uns zu Ehren zwei Stunden eher auftreten lassen als im Programm. Nur ein paar Minuten?«

»Ich kann's nicht ändern, ich hätte schon vor einer Ewigkeit zurück sein sollen. Ich weiß nicht, was Onkel und Tante sich dabei denken.«

Sie begann sofort sich den Weg durch die Menge zu bahnen, und er folgte ihr, ohne auch nur Zeit dafür zu haben, den *Pwe*-Leuten für ihre Mühe zu danken. Die Burmanen machten mit mürrischen Gesichtern Platz. Das sah diesen Engländern ähnlich, alles umzuwerfen, indem sie nach der besten Tänzerin schickten, um dann, kaum hatte sie angefangen, wegzugehen. Ein fürchterlicher Krawall setzte ein, sobald Flory und Elizabeth

weg waren; das Pwe-Mädchen weigerte sich, weiterzutanzten, und die Zuschauer verlangten, daß sie fortfahre. Aber der Friede wurde wieder hergestellt, als zwei Clowns auf die Bühne eilten, Schwärmer abbrennen ließen und unflätige Späße machten.

Flory folgte dem Mädchen niedergeschlagen die Straße entlang. Sie ging schnell, den Kopf abgewandt, und ein Weilchen wollte sie nicht sprechen. Mußte das passieren, wo sie sich doch so gut vertragen hatten! Er versuchte sich zu entschuldigen.

»Es tut mir so leid! Ich hatte keine Ahnung, daß Sie -«

»Nicht der Rede wert. Was sollte Ihnen leid tun? Ich habe nur gesagt, daß es Zeit ist, zurückzugehen, weiter nichts.«

»Ich hätte daran denken sollen. In diesem Land achtet man mit der Zeit nicht mehr auf solche Dinge. Das Anstandsgefühl dieser Leute ist nicht so wie unseres - in mancher Hinsicht ist es strenger - aber -«

»Das ist es nicht! Das ist es nicht!« rief sie ganz ärgerlich.

Er merkte, daß er es nur noch schlimmer machte. Sie gingen schweigend weiter, er hinter ihr. Ihm war elend zumute. Was für ein Vollidiot war er gewesen. Und doch hatte er die ganze Zeit keine Ahnung, aus welchem Grund sie ihm wirklich so böse war. Es war nicht das Auftreten des Pwe-Mädchens an sich, das sie beleidigt hatte; das hatte alles nur zugespitzt. Aber das ganze Unternehmen - allein die Vorstellung, daß man Schulter an Schulter mit all diesen stinkenden Eingeborenen sitzen *sollte*, hatte einen schlechten Eindruck auf sie gemacht. Sie war sich völlig sicher, daß Weiße sich nicht so benehmen sollten. Und dieses ungewöhnliche wirre Gerede, das er losgelassen hatte, mit all diesen langen Wörtern - fast so, als sagte er ein Gedicht auf, dachte sie verbittert. So redeten diese garstigen Künstler, denen man manchmal in Paris über den Weg lief. Bis heute abend hatte sie ihn für einen männlichen Mann gehalten. Dann gingen ihre Gedanken zurück zum Abenteuer des Vormittags,

wie er mit bloßen Händen dem Büffel entgegengetreten war, und ihre Wut verebbte ein wenig. Als sie am Tor des Clubs ankamen, war sie geneigt, ihm zu verzeihen. Flory hatte inzwischen den Mut gefunden, wieder zu sprechen. Er blieb stehen, und sie blieb auch stehen an einer Stelle, wo die Zweige etwas Sternenlicht durchließen und er undeutlich ihr Gesicht sehen konnte.

»Also. Also, ich hoffe wirklich, daß Sie nicht richtig böse deswegen sind.«

»Nein, natürlich nicht. Das habe ich Ihnen ja gesagt.«

»Ich hätte Sie nicht dorthin mitnehmen sollen. Bitte, verzeihen Sie mir. Wissen Sie, ich glaube, ich werde den anderen nicht sagen, wo Sie gewesen sind. Vielleicht wäre es besser zu sagen, daß Sie einfach einen Spaziergang gemacht haben, durch den Garten - irgend so etwas. Sie könnten es merkwürdig finden, daß ein weißes Mädchen zu einem *Pwe* geht. Ich glaube, ich werde es ihnen nicht sagen.«

»O nein, natürlich nicht!« stimmte sie mit einer Wärme ein, die ihn überraschte. Nun wußte er, daß sie ihm verzeihen hatte. Aber was sie ihm verzeihen hatte, hatte er noch nicht erfaßt.

In stillschweigendem Einverständnis gingen sie getrennt in den Club. Das Unternehmen war entschieden ein Fehlschlag gewesen. Die Atmosphäre im Clubsalon hatte heute etwas von einem Galaabend. Die ganze europäische Gemeinde wartete darauf, Elizabeth zu begrüßen, und der Butler und die sechs *Chokras* in ihren besten gestärkten weißen Anzügen standen lächelnd und sich verbeugend zu beiden Seiten des Eingangs aufgereiht. Als die Europäer mit ihren Begrüßungen fertig waren, trat der Butler mit einer langen Blumengirlande vor, die die Diener für die »Missie-Sahib« gefertigt hatten. Mr. Macgregor hielt eine sehr humorvolle Begrüßungsansprache, in der er jeden einzelnen vorstellte. Maxwell stellte er als »unseren Baumspezialisten« vor, Westfield als den »Hüter von Gesetz

und Ordnung und - äh - den Schrecken der hiesigen Banditen«, und so weiter und so fort. Es wurde viel gelacht. Der Anblick eines hübschen Mädchengesichts hatte alle in so gute Stimmung versetzt, daß sie sogar Mr. Macgregors Rede genießen konnten - zu deren Vorbereitung er allerdings auch fast den ganzen Nachmittag aufgewendet hatte.

Bei der erstmöglichen Gelegenheit nahm Ellis mit listiger Miene Flory und Westfield am Arm und zog sie in das Spielzimmer. Er war in viel besserer Laune als gewöhnlich. Er kniff mit seinen kleinen, harten Fingern Flory schmerzhaft, aber ganz freundschaftlich in den Arm.

»Nun, mein Junge, alle haben auf dich gewartet. Wo bist du die ganze Zeit gewesen?«

»Ach, nur ein bißchen spazieren.«

»Spazieren! Und mit wem?«

»Mit Miss Lackersteen.«

»Hab ich's doch gewußt! Also bist *du* der verdammte Idiot, der in die Falle gegangen ist! *Du* hast den Köder geschluckt, bevor jemand anders ihn auch nur gesehen hatte. Ich dachte, du wärest zu alt für so was, ja, wirklich!«

»Was meinst du denn?«

»Was ich meine! Sieh mal an, jetzt tut er so, als wüßte er nicht, was ich meine! Na, ich meine natürlich, daß Ma Lackersteen dich zu ihrem geliebten Schwiegenerffen bestimmt hat. Das heißt, wenn du nicht verdammt gut aufpaßt. Was, Westfield?«

»Sehr richtig, alter Junge. Akzeptabler junger Junggeselle. Ehebande und so. Sie haben ihn ins Visier genommen.«

»Ich weiß nicht, wie ihr darauf kommt. Das Mädchen ist kaum vierundzwanzig Stunden hier.«

»Jedenfalls lange genug, um ihr den Hof zu machen. Paß bloß auf. Tom Lackersteen mag ja ein Saukopf sein, aber so

verdammt töricht ist er nicht, daß er sich für den Rest seines Lebens eine Nichte auf den Hals laden will. Und *sie* weiß natürlich, was für sie gut ist. Also nimm dich in acht und steck nicht den Kopf in die Schlinge.«

»Zum Kuckuck, du hast kein Recht, so über die Leute zu reden. Schließlich ist das Mädchen noch ein Kind -«

»Mein lieber alter Esel« - Ellis nahm Flory jetzt fast zärtlich beim Rockaufschlag, da er ja nun ein neues Skandalthema hatte -, »mein lieber, lieber alter Esel, mach dir keinen blauen Dunst vor. Du glaubst, das Mädchen wäre ein leichtes Früchtchen - das ist sie nicht. Diese Mädchen, die von zu Hause kommen, sind alle gleich. ›Alles, was Hosen anhat, aber nichts ohne Trauschein‹ das ist ihr Wahlspruch, eine wie die andere. Warum, glaubst du, ist das Mädchen hierher gekommen?«

»Warum? Ich weiß nicht. Ich nehme an, weil sie wollte.«

»Du Narr! Sie ist natürlich hergekommen, um sich einen Ehemann zu angl. Als ob das nicht allgemein bekannt wäre! Wenn einem Mädchen alles mißglückt ist, versucht sie es in Indien, wo jedermann nach einer weißen Frau schmachtet. Der indische Heiratsmarkt - so nennt man das. Fleischmarkt wäre treffender. Ganze Schiffsladungen kommen jedes Jahr hierher wie die Kadaver von gefrorenem Hammelfleisch, um sich von schmierigen alten Lustgesellen wie dir abtatschen zu lassen. Tiefgefrorenes. Saftige Keulen direkt vom Eis.«

»Was du da sagst, ist widerlich.«

»Bestes englisches Fleisch von grasgefütterten Hammeln«, sagte Ellis mit genüsslicher Miene. »Frische Lieferung. Garantiert erstklassig.«

Er führte pantomimisch vor, wie er mit geilem Geschnüffel eine Hammelkeule untersuchte. Dieser Spaß würde Ellis wahrscheinlich lange hinhalten, wie alle seine Späße. Und es gab nichts, was ihm so heftiges Vergnügen bereitere, wie wenn er eine Frau herunterziehen konnte.

Flory sah Elizabeth an diesem Abend nicht mehr viel. Alle waren im Salon, und es herrschte das alberne Geschwätz über nichts wie immer bei solchen Gelegenheiten. Flory konnte sich an dieser Art Unterhaltung nie lange beteiligen. Aber auf Elizabeth wirkte die zivilisierte Atmosphäre des Clubs mit all den weißen Gesichtern um sie herum und dem freundlichen Anblick der illustrierten Zeitschriften und »Bonzo«-Bilder beruhigend nach dem zweifelhaften Zwischenspiel bei der *Pwe*-Veranstaltung.

Als die Lackersteens um neun Uhr aufbrachen, war es nicht Flory, sondern Mr. Macgregor, der sie heimgeleitete; wie ein freundliches Sauriermonstrum schlenderte er neben Elizabeth unter den schwachen, gekrümmten Schatten der goldenen Mohurstämme. Die Prome-Anekdote und viele andere fanden eine neue Abnehmerin. Jeder Neuling in Kyauktada bekam seinen Teil von Mr. Macgregors Unterhaltung ab, denn die anderen hatten ihn schon lange als einen Langweiler abgeschrieben, und im Club war es ein Zeitvertreib, seine Geschichten zu unterbrechen. Aber Elizabeth war von Natur aus eine gute Zuhörerin. Mr. Macgregor fand, daß er selten ein so intelligentes Mädchen kennengelernt hatte.

Flory blieb noch ein wenig länger im Club und trank mit den anderen. Es gab viel schmutziges Gerede über Elizabeth. Der Streit um Dr. Veraswamis Wahl war fürs erste zurückgestellt. Außerdem war die Bekanntmachung, die Ellis am Vorabend angeschlagen hatte, abgenommen worden. Mr. Macgregor hatte sie bei seinem Vormittagsbesuch im Club gesehen und in seiner gerechten Art sofort auf ihrer Entfernung bestanden. Die Notiz war also unterdrückt worden; nicht aber bevor sie ihren Zweck erfüllt hatte.

IX

Während der nächsten vierzehn Tage geschah sehr viel.

Die Fehde zwischen U Po Kyin und Dr. Veraswami war nun voll im Gang. Die ganze Stadt war in zwei Parteien gespalten, jeder Eingeborene vom Magistrat bis hinab zu den Basarkehrern stand auf der einen oder anderen Seite, und alle waren bereit, zu gegebener Zeit einen Meineid zu leisten. Aber von den beiden Parteien war die des Doktors viel kleiner und verleumderisch weniger rührig. Der Herausgeber des *Burma-Patrioten* war wegen Aufwiegelung und Verleumdung vor Gericht gebracht worden, eine Kautions hatte man abgelehnt. Seine Verhaftung hatte in Rangun einen kleinen Aufstand hervorgerufen, der von der Polizei unterdrückt wurde, wobei nur zwei Aufständische ums Leben kamen. Im Gefängnis trat der Herausgeber in den Hungerstreik, brach aber nach sechs Stunden zusammen.

Auch in Kyauktada war alles mögliche geschehen. Ein Bandit namens Nga Shwe O war unter geheimnisvollen Umständen aus dem Gefängnis ausgebrochen. Und es hatte einen ganzen Haufen Gerüchte über einen geplanten Eingeborenenaufstand im Distrikt gegeben. Der Mittelpunkt der Gerüchte - die bisher sehr vage waren - war ein Dorf namens Thongwa, unweit des Lagers, wo Maxwell Teakbäume ringelte. Ein *Weiksa* oder Zauberer war angeblich aus dem Nichts aufgetaucht, hatte den Untergang der englischen Macht prophezeit und kugelsichere Zauberjacken verteilt. Mr. Macgregor nahm die Gerüchte nicht sehr ernst, aber er hatte um ein Sonderaufgebot von Militärpolizei ersucht. Es hieß, daß eine Kompanie indischer Infanterie unter dem Befehl eines britischen Offiziers nach Kyauktada geschickt würde. Westfield hatte sich natürlich bei der ersten Drohung von Unruhe, oder vielmehr Hoffnung darauf, eilig nach Thongwa begeben.

»Gott, wenn es doch ausnahmsweise mal einen Ausbruch und eine richtige Rebellion geben würde!« sagte er zu Ellis, bevor er aufbrach. »Aber es wird wieder so eine verdamnte Peite sein wie meistens. Immer dasselbe mit diesen Aufständen - sie verlaufen sich, kaum haben sie angefangen. Ob du's glaubst

oder nicht, ich hab noch auf keinen Kerl geschossen, nicht mal auf einen Banditen. Elf Jahre dabei, den Krieg nicht gerechnet, und nie einen Mann umgelegt. Deprimierend.«

»Na ja«, sagte Ellis, »wenn sie sich nicht stellen wollen, kann man immer die Rädelsführer festnehmen und in aller Stille tüchtig durchpeitschen lassen. Das ist immer noch besser, als sie in unseren verdammten Sanatorien von Gefängnissen aufzupäppeln.«

»Hm, wahrscheinlich. Aber das kann ich heutzutage nicht. All diese Glacehandschuh-Gesetze - die müssen wir wohl befolgen, wenn wir dumm genug waren, sie zu machen.«

»Ach, Quatsch, diese Gesetze! Auspeitschen ist das einzige, was auf die Burmanen Eindruck macht. Hast du sie gesehen, nachdem sie ihre Prügel weg hatten? Ich habe sie gesehen. Schreiend wurden sie vom Gefängnis auf Ochsenkarren rausgebracht, während ihre Weiber ihnen zerquetschte Bananen auf den Hintern klebten. Das ist etwas, was sie verstehen. Wenn es nach mir ginge, würde ich es ihnen auf die Fußsohlen geben, wie die Türken.«

»Na ja. Hoffen wir, daß sie ausnahmsweise so viel Schneid haben und kämpfen. Dann rufen wir die Militärpolizei zu Hilfe mit Gewehren und so. Ein paar Dutzend von ihnen umlegen das wird die Luft reinigen.«

Die erhoffte Gelegenheit kam jedoch nicht. Westfield und das Dutzend Polizisten, die er nach Thongwa mitgenommen hatte vergnügte rundgesichtige Gurkhajungen, die danach lechzten, mit ihren *Kukris* auf jemanden loszugehen -, fanden den Distrikt niederdrückend ruhig vor. Nicht der Hauch eines Aufstandes war zu spüren; nur der alljährliche Versuch der Dorfbewohner, so regelmäßig wie der Monsun, sich um die Kopfsteuer zu drücken.

Das Wetter wurde immer heißer. Elizabeth hatte ihren ersten Anfall von Hitzepickeln gehabt. Tennis gab's im Club so gut

wie gar nicht mehr; man spielte einen lustlosen Satz und sank dann in einen Sessel und trank literweise lauwarmen Limonensaft lauwarm, weil das Eis nur zweimal die Woche aus Mandalay kam und binnen vierundzwanzig Stunden nach seiner Ankunft schmolz. Die Wälder waren grell gefärbt. Die burmanischen Frauen strichen die Gesichter ihrer Kinder, um sie vor der Sonne zu schützen, mit gelber Hautcreme an, bis sie wie kleine afrikanische Mediziner aussahen. Rudel von grünen Tauben und Kaisertauben ließen sich auf den großen Bobäumen an der Basarstraße nieder, um deren Beeren zu fressen.

Inzwischen hatte Flory Ma Hla May hinausgeworfen.

Eine häßliche, schmutzige Sache! Er hatte einen ausreichenden Vorwand - sie hatte sein goldenes Zigarettenetui gestohlen und bei Li Yeik, dem chinesischen Krämer und illegalen Pfandleiher im Basar, verpfändet - aber trotzdem war es nur ein Vorwand. Flory wußte sehr wohl, und Ma Hla May wußte es und auch alle Dienstboten, daß er sie wegen Elizabeth loswerden wollte. Wegen der »Ingaleikma mit dem gefärbten Haar«, wie Ma Hla May sie nannte.

Ma Hla May machte zunächst keine heftige Szene. Sie stand mürrisch zuhörend dabei, als er ihr einen Scheck über hundert Rupien ausschrieb - Le Yeik oder der indische *Chetty* im Basar nahm Schecks an - und ihr sagte, daß sie entlassen sei. Er schämte sich mehr als sie; er konnte ihr nicht ins Gesicht sehen, und seine Stimme wurde flach und schuldbewußt. Als der Ochsenkarren kam, um ihre Habseligkeiten abzuholen, schloß er sich ins Schlafzimmer ein und hielt sich dort versteckt, bis die Szene vorüber war.

Karrenräder knirschten auf der Auffahrt, man hörte Männer schreien; dann plötzlich brach ein fürchterliches Geschrei aus. Flory ging hinaus. Am Tor im Sonnenschein war ein großes Ringen im Gange. Ma Hla May klammerte sich an den Torpfosten, und Ko S'la bemühte sich, sie hinauszubefördern. Sie wandte Flory ihr von Wut und Verzweiflung verzerrtes

Gesicht zu und kreischte immer wieder: »*Thakin! Thakin! Thakin! Thakin! Thakin!*« Es tat ihm im Herzen weh, daß sie ihn nach ihrer Entlassung noch immer *Thakin* nannte.

»Was gibt es?« fragte er.

Anscheinend handelte es sich um einen falschen Zopf, den sowohl Ma Hla May als auch Ma Yi beanspruchte. Flory gab Ma Yi den Zopf und entschädigte Ma Hla May mit zwei Rupien. Dann ruckelte der Karren davon, Ma Hla May saß aufrecht und verstockt zwischen ihren beiden Weidenkörben und streichelte ein Kätzchen auf ihren Knien. Erst vor zwei Monaten hatte er ihr das Kätzchen zum Geschenk gemacht.

Ko S'la, der sich Ma Hla Mays Entlassung seit langem gewünscht hatte, war jetzt doch nicht so ganz erfreut. Er war sogar noch weniger erfreut, als er seinen Herrn zur Kirche gehen sah - oder zu der »englischen Pagodes« wie er es nannte -, denn Flory war an dem Sonntag, als der Padre ankam, noch in Kyauktada und ging mit den anderen zur Kirche. Die Gemeinde bestand aus zwölf Personen, darunter Mr. Francis, Mr. Samuel und sechs christliche Eingeborene, und Mrs. Lackersteen spielte »Herr, bleibe bei mir« auf dem kleinen Harmonium mit einem lahmen Pedal. Flory war zum erstenmal seit zehn Jahren in der Kirche, Beerdigungen ausgenommen. Ko S'las Vorstellungen von den Vorgängen in der »englischen Pagode« waren äußerst vage; aber er wußte, daß Kirchenbesuch Ehrbarkeit bedeutete und Ehrbarkeit war etwas, das er wie alle Dienstboten von Junggesellen, bis ins Mark haßte.

»Da ist Unheil im Anzug«, sagte er niedergeschlagen zu den anderen Dienern. »Ich habe ihn in den letzten zehn Tagen beobachtet. Er raucht nur noch fünfzehn Zigaretten pro Tag, er hat aufgehört, vor dem Frühstück Gin zu trinken, er rasiert sich jeden Abend - obwohl er glaubt, ich merke es nicht, der Narr. Und er hat ein halbes Dutzend neue seidene Hemden bestellt! Ich mußte den *Dirzi* überwachen und ihn *Bahinchut* nennen, damit sie zur Zeit fertig wurden. Böse Vorzeichen! Ich gebe ihm

noch drei Monate, dann ist es aus mit dem Frieden in diesem Haus!«

»Was, wird er heiraten?« fragte Ba Pe.

»Das glaube ich bestimmt. Wenn ein weißer Mann in die englische Pagode geht, so ist das, wie man sagen könnte, der Anfang vom Ende.«

»Ich habe in meinem Leben viele Herren gehabt«, sagte der alte Sammy. »Der schlimmste war Oberst Wimpole Sahib, der wies seine Ordonnanz an, mich über den Tisch zu legen, und dann kam er von hinten angerannt und trat mich mit sehr schweren Stiefeln, weil ich zu oft Bananenbeignets servierte. Ein anderes Mal, als er betrunken war, schoß er mit seinem Revolver durch das Dach des Dienerhauses, direkt über unsere Köpfe weg. Aber ich würde lieber zehn Jahre bei Oberst Wimpole Sahib dienen als eine Woche bei einer Memsahib mit ihrem Gefeilsche. Wenn unser Herr heiratet, gehe ich noch am selben Tag.«

»Ich werde nicht gehen, denn ich bin seit fünfzehn Jahren sein Diener. Aber ich weiß, was uns bevorsteht, wenn diese Frau kommt. Sie wird uns anschreien wegen ein bißchen Staub auf den Möbeln und uns nachmittags, wenn wir schlafen, wecken, damit wir ihr Tee bringen, und immerzu im Küchenhaus herumschnüffeln und sich über schmutzige Töpfe und Kakerlaken in der Mehlkiste beklagen. Meiner Ansicht nach liegen diese Frauen nachts wach und denken darüber nach, auf welche neue Art sie ihre Diener schikanieren können.«

»Sie führen ein kleines rotes Buch«, sagte Sammy, »in das sie das Basargeld eintragen, zwei Annas für dies, vier Annas für das, so daß man kein bißchen daran verdient. Sie machen mehr Gefeilsche wegen des Preises einer Zwiebel als ein Sahib wegen fünf Rupien.«

»Ach, als ob ich das nicht wüßte! Sie wird schlimmer sein als Ma Hla May. Weiber!« setzte er mit einem zusammenfassenden

Seufzer hinzu.

Der Seufzer fand ein Echo bei den anderen, selbst bei Ma Pu und Ma Yi. Keine faßte Ko S'las Bemerkungen als Kritik an ihrem eigenen Geschlecht auf, denn Engländerinnen werden als eine andere, eigentlich nicht einmal menschliche Rasse betrachtet, so schrecklich, daß die Heirat eines Engländers für gewöhnlich für jeden Diensthofen im Haus das Signal für Flucht ist, auch für diejenigen, die seit Jahren bei ihm gewesen sind.

X

Aber Ko S'las Befürchtungen waren verfrüht. Nach zehn Tagen war Flory Elizabeth noch kaum nähergekommen als bei der ersten Begegnung. Der Zufall wollte es, daß er sie in diesen zehn Tagen fast für sich allein hatte, da die meisten Europäer im Dschungel waren. Flory selbst hatte kein Recht, in Kyauktada herumzubummeln, denn zu dieser Jahreszeit war die Holzgewinnung voll im Gange, und unter dem unfähigen europäischen Aufseher würde in seiner Abwesenheit alles schief gehen. Aber er war geblieben - unter dem Vorwand eines Fieberanfalls -, während fast täglich verzweifelte Briefe von dem Aufseher über Katastrophen berichteten. Einer der Elefanten war krank, die Lokomotive der kleinen Bahn, mit der die Teakstämme zum Fluß geschafft wurden, war total kaputt, fünfzehn Kulis waren davongelaufen. Aber Flory zögerte immer noch, außerstande, sich von Kyauktada loszureißen, solange Elizabeth da war, und beständig in dem - bisher nicht sehr erfolgreichen - Bestreben, die ungezwungene und beglückende Freundschaft ihrer ersten Begegnung wieder einzufangen.

Zwar trafen sie sich täglich, vormittags und abends. Jeden Abend spielten sie im Club ein Einzeltennis - denn Mrs. Lackersteen war zu schlapp und Mr. Lackersteen zu reizbar dazu -, und hinterher saßen sie zu viert im Salon, spielten Bridge und unterhielten sich. Aber obgleich Flory Stunden in Elizabeths Gesellschaft verbrachte und sie oft allein miteinander waren,

fühlte er sich dabei nie wohl. Sie unterhielten sich, solange es um Belangloses ging, mit äußerster Freiheit und waren doch einander fern wie Fremde. Er fühlte sich in ihrer Gegenwart steif, er konnte sein Muttermal nicht vergessen: sein zweimal geschabtes Kinn brannte, sein Körper verlangte quälend nach Whisky und Tabak - denn er versuchte, in ihrer Gegenwart weniger zu trinken und zu rauchen. Nach zehn Tagen schienen sie der Beziehung, die er sich wünschte, nicht nähergekommen zu sein.

Denn irgendwie hatte er nie so zu ihr sprechen können, wie er es sich wünschte. Sprechen, einfach sprechen! Es klingt nach so wenig und ist doch so viel. Wer bis in die mittleren Jahre hinein in bitterer Einsamkeit verbracht hat, unter lauter Leuten, denen seine eigene wahre Meinung Blasphemie bedeutet, dem wird das Bedürfnis, sich einmal auszusprechen, zum größten aller Bedürfnisse.

Doch mit Elizabeth schien ein ernstes Gespräch unmöglich. Es war, als ständen sie unter einem Zauber, der all ihre Gespräche in Banalität absinken ließ; Grammophonplatten, Hunde, Tennisschläger - dieses ganze trostlose Clubgeschwätz. Sie schien über nichts anderes sprechen zu wollen. Er brauchte nur ein irgendwie interessantes Thema zu berühren, und gleich nahm ihre Stimme den ausweichenden Ton an, das ›da mach ich nicht mit‹. Ihr Geschmack in Büchern entsetzte ihn, als er darauf kam. Aber sie war jung, sagte er sich, und hatte sie nicht in Paris unter Platanen gesessen und Weißwein getrunken und sich über Proust unterhalten? Später würde sie ihn zweifellos verstehen und ihm die Gefährtin sein, die er brauchte. Vielleicht lag es nur daran, daß er ihr Zutrauen noch nicht gewonnen hatte.

Er war alles andere als taktvoll zu ihr. Wie alle Männer, die viel allein gelebt haben, konnte er sich besser Ideen anpassen als Menschen. Und so begann er, so oberflächlich die Gespräche auch waren, sie zuweilen zu irritieren; weniger durch das, was er sagte, als was er durchblicken ließ. Zwischen ihnen war eine

Unsicherheit, die schwer zu erklären war und doch oft an Streitigkeiten grenzte. Wenn zwei Menschen, von denen der eine lange im Lande gelebt hat, während der andere ein Neuling ist, aufeinander angewiesen sind, ist es unvermeidlich, daß der erstere sich als Cicerone benimmt. Elizabeth machte in diesen Tagen ihre erste Bekanntschaft mit Burma; naturgemäß war Flory derjenige, der für sie dolmetschte, dieses erklärte und jenes erläuterte. Und was er sagte oder wie er es sagte, rief in ihr einen unbestimmten, aber tiefen Widerspruch hervor. Denn sie bemerkte, daß Flory, wenn er von den ›Eingeborenen‹ sprach, fast immer etwas zu ihren Gunsten sagte. Immer wieder pries er die Bräuche und den Charakter der Burmanen; er ging sogar so weit, sie gegenüber den Engländern vorteilhaft zu beurteilen. Es beunruhigte sie. Schließlich waren Eingeborene zweifellos interessant, aber schließlich nur ›Untertanen‹, ein minderwertiges Volk mit schwarzen Gesichtern. Seine Einstellung war ein bißchen zu tolerant. Auch hatte er noch nicht begriffen, wieso er sie gegen sich aufbrachte. Er wünschte so sehr, daß sie Burma ebenso liebte wie er, daß sie es nicht mit den gleichgültigen, interesselosen Augen einer Memsahib ansah! Er hatte vergessen, daß die meisten Leute sich nur in einem fremden Land wohl fühlen, wenn sie auf seine Bewohner hinabsehen.

Er war zu eifrig in seinen Versuchen, sie für Orientalisches einzunehmen. Zum Beispiel versuchte er sie dazu zu bewegen, Burmanisch zu lernen, aber es wurde nichts daraus. (Ihre Tante hatte ihr erklärt, nur Missionarsfrauen sprächen burmanisch; feine Frauen kämen sehr gut mit Küchen-Urdu aus.) Es gab zahllose kleine Unstimmigkeiten dieser Art. Sie hatte das dunkle Gefühl, daß seine Ansichten sich für einen Engländer nicht gehörten. Klarer war ihr, daß er sie bat, die Burmanen gern zu haben, sie sogar zu bewundern; Leute mit schwarzen Gesichtern bewundern, beinahe Wilde, deren Aussehen sie noch immer schaudern ließ!

Das Thema tauchte hundertfach auf. Ein Haufen Burmanen kam auf der Straße an ihnen vorbei. Sie mit ihren noch unverbrauchten Augen starrte ihnen nach, halb neugierig und halb abgestoßen; und sie sagte zu Flory, wie sie zu jedem anderen gesagt hätte:

»Wie *abstoßend* häßlich diese Leute sind, finden Sie nicht?«

»Finden Sie? Ich finde immer, daß sie ganz reizvoll aussehen, die Burmanen. Sie haben so prachtvolle Körper! Sehen Sie die Schultern von dem dort an - wie eine Bronzestatue. Stellen Sie sich vor, was Sie in England zu sehen bekommen würden, wenn die Leute halbnackt wie hier herumliefen!«

»Aber sie haben so häßlich geformte Köpfe! Ihre Schädel sind hinten so nach oben abgeschrägt wie bei einem Kater. Und dann diese zurückfliehenden Stirnen - dadurch sehen sie so böse aus. Ich habe mal in einer Zeitschrift etwas über die menschliche Kopfform gelesen; da hieß es, daß eine fliehende Stirn ein Merkmal eines Verbrechertyps ist.«

»Na hören Sie, das ist ein bißchen zu allgemein! Ungefähr die Hälfte aller Menschen auf der Welt haben solche Stirnen.«

»Na ja, wenn Sie die Farbigen mitrechnen, natürlich ...!«

Oder vielleicht kam eine Reihe Frauen vorüber, die zum Brunnen gingen: stämmige Bauernmädchen, kupferbraun, aufrecht unter ihren Wasserkrügen, die kräftigen Gesäße wie eine Stute herausgestreckt. Die burmanischen Frauen stießen Elizabeth noch mehr ab als die Männer; sie fühlte ihre Verwandtschaft mit ihnen, und die Tatsache, mit solchen schwarzgesichtigen Geschöpfen verwandt zu sein, erfüllte sie mit Haß.

»Sind sie nicht einfach fürchterlich? So grob sehen sie aus, wie eine Art Tier. Glauben Sie, daß irgendjemand diese Frauen anziehend finden kann?«

»Ihre Männer tun es, glaube ich.«

»Vermutlich. Aber diese schwarze Haut - ich weiß nicht, wie jemand das ertragen kann!«

»Aber wissen Sie, man gewöhnt sich mit der Zeit an die braune Haut. Man sagt sogar - und ich glaube, es stimmt -, daß einem nach ein paar Jahren in diesen Ländern eine braune Haut natürlicher vorkommt als eine weiße. Und schließlich ist sie ja auch natürlicher. Wenn Sie die Welt als Ganzes betrachten, ist es etwas Ausgefallenes, weiß zu sein.«

»Sie haben wirklich komische Ideen!«

Und so weiter und so weiter. Sie empfand die ganze Zeit alles, was er sagte, als unbefriedigend und unnatürlich. Das war besonders so an dem Abend, als Flory sich von Mr. Francis und Mr. Samuel, den beiden ausgestoßenen Eurasiern, am Clubtor ins Gespräch ziehen ließ.

Elizabeth war gerade ein paar Minuten vor Flory in den Club gekommen, und als sie seine Stimme am Tor hörte, kam sie um das Gitter des Tennisplatzes auf ihn zu. Die beiden Eurasier hatten sich an Flory herangemacht und ihn in die Enge getrieben wie ein paar Hunde, die spielen wollten. Francis war derjenige, der am meisten redete. Er war ein magerer, reizbarer Mann, braun wie ein Tabakblatt, der Sohn einer südindischen Frau; Samuel, dessen Mutter von karenischer Abstammung war, war hellgelb mit glanzlosem rotem Haar. Beide waren in schäbige Drellanzüge gekleidet und trugen große *Topis*, unter denen ihre schlanken Körper wie die Stengel von Pilzen aussahen.

Elizabeth kam gerade rechtzeitig den Pfad herunter, um Bruchstücke einer ungeheuer langen und komplizierten Autobiographie zu hören. Mit Weißen zu sprechen - vorzugsweise über sich selbst - war die große Freude von Francis' Leben. Wenn er nach einer Pause von Monaten einen Europäer fand, der ihm zuhörte, quoll seine Lebensgeschichte in unstillbaren Sturzbächen aus ihm heraus. Er sprach in einem nasalen Singsang und mit unglaublicher Geschwindigkeit:

»An meinen Vater, Sir, erinnere ich mich wenig, aber er war sehr jähzorniger Mann und viele Prügel mit großem Bambusstock ganz voll Knorren auf selbst, kleinen Halbbruder und zwei Mütter. Auch wie bei Besuch von Bischof kleiner Halbbruder und ich in *Longyis* angezogen und unter die burmanischen Kinder geschickt, um incognito zu wahren. Mein Vater ist nie zum Bischof aufgestiegen, Sir. Vier Bekehrte nur in zwanzig Jahren, und auch zu große Vorliebe für chinesischen Reiswein sehr feurig wird publik und verdirbt Absatz vom Büchlein meines Vaters mit Titel *Die Geißel Alkohol*, veröffentlicht bei Rangun Baptist Press, eine Rupie, acht Annas. Mein kleiner Halbbruder bei einem heißen Wetter sterben, immer husten, husten«, usw. usw.

Die beiden Eurasier bemerkten die Anwesenheit Elizabeths. Beide zogen ihre Topis mit Verbeugungen und glänzend entblößten Zähnen. Es war wahrscheinlich mehrere Jahre her, daß einer von ihnen Gelegenheit gehabt hatte, mit einer Engländerin zu sprechen. Francis verbreitete sich überschwenglicher denn je.

Er schwatzte pausenlos, offenbar in Angst, daß man ihn unterbrechen und das Gespräch plötzlich beenden könnte.

»Guten Abend, Madam, guten Abend, guten Abend! Sehr geehrt, Ihre Bekanntschaft zu machen, Madam! Sehr schwüles Wetter zur Zeit, nicht wahr? Aber zeitgemäß für April. Nicht zuviel leiden Sie unter Hitzpickel, hoffe ich? Gestoßene Tamarinde auf die befallenen Stellen gelegt ist unfehlbar. Ich selbst leide Qualen jede Nacht. Sehr verbreitetes Leiden unter uns Europäern.«

Er sprach das Wort Europäer aus wie Mr. Chollop in *Martin Chuzzlewit*. Elizabeth antwortete nicht. Sie betrachtete die Eurasier ziemlich kühl. Sie hatte nur eine verschwommene Ahnung, wer oder was sie waren, und empfand es als unverschämt, angesprochen zu werden.

»Danke, ich werde mir die Tamarinde merken«, sagte Flory.

»Spezifisches Heilmittel von bekanntem chinesischem Doktor, Sir. Außerdem, Sir - Madam, darf ich Ihnen raten, nur Teraihut tragen im April ist nicht weitblickend, Sir. Für Eingeborene gut, ihre Schädel sind steinhart. Aber für uns immer Gefahr von Sonnenstich. Sehr tödlich ist die Sonne auf europäischen Schädel. Aber ist es, daß ich Sie aufhalte, Madam?«

Das sagte er in enttäuschem Ton. Elizabeth hatte sich auch entschlossen, die Eurasier kurz abzufertigen. Sie wußte nicht, warum Flory sich in ein Gespräch verwickeln ließ. Während sie sich abwandte, um zum Tennisplatz zurückzuschlendern, schwang sie ihren Schläger in der Luft zur Übung und um Flory an das überfällige Spiel zu erinnern. Er sah es und folgte ihr etwas zögernd, denn er gab sich dem elenden Francis gegenüber nicht gern herablassend, so langweilig er auch sein mochte.

»Ich muß gehen«, sagte er. »Guten Abend, Francis. Guten Abend, Samuel.«

»Guten Abend, Sir! Guten Abend, Madam! Guten Abend, guten Abend!« Sie zogen sich mit mehreren Schwenkern ihrer Topis zurück.

»Wer sind die beiden?« fragte Elizabeth, als Flory sie einholte. »So merkwürdige Geschöpfe! Sie waren Sonntag in der Kirche. Der eine von ihnen sieht beinahe weiß aus. Er ist doch aber kein Engländer?«

»Nein, sie sind Eurasier - Söhne von weißen Vätern und eingeborenen Müttern. Gelbbäuche ist unser freundlicher Spitzname für sie.«

»Aber was machen sie hier? Wo wohnen sie? Arbeiten sie irgendwie?

»Sie existieren irgendwie im Basar. Ich glaube, Francis ist bei einem indischen Geldverleiher angestellt und Samuel bei einem Anwalt. Aber sie würden wahrscheinlich von Zeit zu Zeit am

Verhungern sein, wenn die Eingeborenen sich nicht ihrer erbarmten.«

»Die Eingeborenen! Meinen Sie, daß sie - daß sie bei den Eingeborenen *betteln*?«

»Ich denke es mir. Es wäre sehr leicht, wenn man es wollte. Die Burmanen lassen niemanden verhungern.«

Elizabeth hatte dergleichen noch nie gehört. Die Vorstellung, daß Menschen, die mindestens zum Teil weiß waren, in Armut unter ›Eingeborenen‹ lebten, entsetzte sie so, daß sie plötzlich auf dem Weg stehenblieb und das Tennisspiel um ein paar weitere Minuten verschoben wurde.

»Aber wie gräßlich! Ich meine, es ist so ein schlechtes Beispiel! Es ist fast so schlimm, als wenn einer von *uns* das wäre! Kann man für die beiden nicht etwas tun? Eine Sammlung für sie veranstalten und sie wegschicken oder so etwas?«

»Ich fürchte, das würde nicht viel nützen. Wo sie auch hinkämen, wären sie in derselben Lage.«

»Aber könnte man ihnen nicht richtige Arbeit verschaffen?«

»Das bezweifle ich. Sehen Sie, Eurasier dieser Art - Männer, die im Basar aufgewachsen sind und keine Erziehung haben sind von Anfang an erledigt. Die Europäer berühren sie nicht einmal mit dem Stock, und es ist für sie unmöglich, in den unteren Regierungsdienst einzutreten. Sie können nichts anderes tun als schnorren, wenn sie nicht jeden Anspruch auf ihr Europäertum aufgeben wollen. Und das kann man von den armen Teufeln wirklich nicht erwarten. Der Tropfen weißen Bluts ist das einzige Kapital, das sie haben. Der arme Francis, jedesmal, wenn ich ihn treffe, fängt er an, von seinen Hitzpickeln zu erzählen. Eingeborene leiden angeblich nicht unter Hitzpickeln - natürlich Quatsch, aber die Leute glauben es. Dasselbe mit dem Sonnenstich. Sie tragen diese riesigen Topis, um einen daran zu erinnern, daß sie europäische Schädel haben. Eine Art Wappenschild. Der Schräglinksbalken, gewissermaßen.«

Das stellte Elizabeth nicht zufrieden. Sie bemerkte, daß Flory, wie üblich, eine schleichende Sympathie für die Eurasier empfand. Und das Aussehen der beiden Männer hatte eine besondere Abneigung in ihr erregt. Sie wußte jetzt, wohin dieser Typ gehörte. Sie sahen wie Welsche aus. Wie die Mexikaner und Italiener und andere Welsche, die in so vielen Filmen den Bösewicht hergeben.

»Sie sahen schrecklich degeneriert aus, nicht wahr? So dünn und schwächig und kriecherisch; und sie haben überhaupt keine ehrlichen Gesichter. Ich nehme an, diese Eurasier *sind* sehr degeneriert? Ich habe gehört, daß Mischlinge immer das Schlechteste von beiden Rassen erben. Stimmt das?«

»Ich weiß nicht so recht. Die meisten Eurasier sind keine sehr guten Exemplare, und bei der Art, wie sie aufwachsen, ist es schwer zu sagen, wie sie es sein könnten. Aber unsere Einstellung zu ihnen ist ziemlich gemein. Wir reden immer so über sie, als wären sie wie Pilze aus der Erde gesprossen mitsamt all ihren schlechten Eigenschaften. Aber genau genommen sind wir für ihre Existenz verantwortlich.«

»Für ihre Existenz verantwortlich?«

»Ja, sehen Sie, sie haben doch alle Väter.«

»Ach so ... Natürlich ist das so ... Aber letzten Endes sind *Sie* doch nicht verantwortlich. Ich meine, nur eine sehr niedrige Sorte von Männern würde - äh - mit Eingeborenenfrauen etwas zu tun haben, nicht wahr?«

»O ja, richtig. Aber die Väter von diesen beiden Herren gehörten dem geistlichen Stande an, glaube ich.«

Er dachte an Rosa McFee, das eurasische Mädchen, das er 1913 in Mandalay verführt hatte. Wie er sich in einem *Gharry* mit verhängten Fenstern zu ihrem Haus gestohlen hatte; Rosas Korkenzieherlocken; ihre verrunzelte alte burmanische Mutter, die ihm in dem dunkeln Wohnzimmer mit den Farnkrauttöpfen und dem Korbdiwan Tee eingeschenkt hatte. Und hinterher, als

er mit Rosa Schluß gemacht hatte, diese furchtbaren, flehentlichen Briefe auf parfümiertem Briefpapier, die er schließlich gar nicht mehr aufgemacht hatte.

Elizabeth kam nach dem Tennis auf das Thema Francis und Samuel zurück.

»Diese beiden Eurasier - hat hier jemand etwas mit ihnen zu tun? Werden sie irgendwo eingeladen oder so?«

»Um Gotteswillen, nein. Sie sind völlig ausgestoßen. Es gilt sogar als nicht ganz richtig, mit ihnen zu sprechen. Die meisten von uns sagen ihnen Gutenmorgen - Ellis nicht einmal das.«

»Aber *Sie* haben mit ihnen gesprochen.«

»Nun ja, ich verstoße hin und wieder gegen die Regeln. Ich meinte, daß ein Pukka-Sahib wahrscheinlich nicht mit ihnen sprechen würde. Aber sehen Sie, ich versuche - nur manchmal, wenn ich den Schneid habe, - *kein* Pukka-Sahib zu sein.«

Das war eine unkluge Bemerkung. Sie kannte inzwischen die Bedeutung von ›Pukka-Sahib‹ und allem, was damit ausgedrückt war, sehr wohl. Seine Bemerkung hatte den Unterschied ihrer Standpunkte ein bißchen deutlicher gemacht. Der Blick, den sie ihm zuwarf, war fast feindselig und merkwürdig hart; denn ihr Gesicht konnte zuweilen hart aussehen, trotz all ihrer Jugend und blumigen Haut. Diese modische Schildpattbrille verlieh ihr einen sehr selbstbeherrschten Ausdruck. Brillen können merkwürdig ausdrucksvoll sein - ja fast ausdrucksvoller als Augen.

Bis jetzt hatte er sie weder verstanden noch ihr Vertrauen ganz gewonnen. Doch wenigstens an der Oberfläche stand es zwischen ihnen nicht übel. Er hatte sie manchmal geärgert, aber der gute Eindruck, den er an jenem ersten Morgen gemacht hatte, war noch nicht verwischt. Es war seltsam, daß sie sein Muttermal zu dieser Zeit kaum bemerkte. Und es gab einige Themen, über die sie ihn gern sprechen hörte. Die Jagd zum Beispiel - sie schien eine Leidenschaft für die Jagd zu haben, die

bei einem Mädchen bemerkenswert war. Auch für Pferde; aber da wußte er weniger Bescheid. Er wollte sie später einen Tag mit auf die Jagd nehmen, wenn er die Vorbereitungen treffen konnte. Beide freuten sich mit demselben Eifer auf die Expedition, wenn auch nicht aus demselben Grunde.

XI

Flory und Elizabeth gingen die Basarstraße entlang. Es war Vormittag, aber die Luft war so heiß, daß man beim Gehen das Gefühl hatte, durch ein glühendes Meer zu gehen. Reihen von Burmanen, die vom Basar kamen, gingen auf scharrenden Sandalen vorüber, und Gruppen von Mädchen eilten zu viert oder fünft nebeneinander mit kurzen, raschen Schritten dahin, sie schwatzten, und ihr gestriegeltes Haar glänzte. Am Straßenrand, kurz bevor man zum Gefängnis kam, lagen die Bruchstücke einer steinernen Pagode verstreut, die durch die starken Wurzeln eines Bobaumes gerissen und eingestürzt war. Die wütenden geschnitzten Gesichter von Dämonen blickten aus dem Grase auf, wo sie hingefallen waren. In der Nähe hatte ein anderer Bobaum sich um eine Palme gewunden, sie entwurzelt und rückwärts gebogen in einem Ringkampf, der ein Jahrzehnt gedauert hatte. Sie gingen weiter und kamen zum Gefängnis, einem großen, rechteckigen Block, an die zweihundert Meter lang und breit, mit fünfzehn Meter hohen, blanken Betonmauern. Ein Pfau, das Haustier des Gefängnisses, trippelte mit einwärts gerichteten

Zehen die Brüstung entlang. Sechs Sträflinge kamen vorbei, mit gesenkten Köpfen zwei mit Erde beladene, schwere Handwagen schleppend, von indischen Aufsehern bewacht. Es waren zu langer Haft verurteilte Häftlinge mit schweren Gliedmaßen in Uniformen aus grobem weißem Stoff und kleinen Narrenkappen auf ihren kahlgeschorenen Köpfen. Ihre Gesichter waren grau, verschüchtert und merkwürdig abgeflacht. Ihre Fußseisen klirrten in einem klaren Ton. Eine

Frau mit einem Korb voll Fische auf dem Kopf kam vorbei. Zwei Krähen kreisten drum herum und versuchten sich darauf zu stürzen, und die Frau verscheuchte sie mit einer nachlässigen Handbewegung.

Etwas weiter war Stimmengewirr zu hören. »Der Basar ist gleich um die Ecke«, sagte Flory. »Ich glaube, heute ist Markttag. Es ist ganz lustig, sich das anzusehen.«

Er hatte sie gebeten, mit ihm zum Basar zu kommen, sicher würde sie es amüsant finden. Sie bogen um die Kurve. Der Basar war ein eingezäunter Platz wie ein sehr großes Viehgehege mit niedrigen, meist palmbblättergedeckten Buden um den Rand herum. In der Einfriedung wimmelte es von schreienden und sich drängenden Menschen; das Durcheinander ihrer vielfarbigen Kleidung war wie eine aus einem Krug geschüttete hundert- und tausendfache Kaskade. Hinter dem Basar konnte man den riesigen, schlammigen Fluß sehen. Zweige und lange Streifen von Abschaum rasten mit zehn Meilen Stundengeschwindigkeit flußabwärts. Am Ufer schaukelte eine Flotte von Sampans mit spitzen, schnabelförmigen Bugen, auf die Augen gemalt waren, an ihren Ankerpfosten.

Flory und Elizabeth blieben einen Augenblick beobachtend stehen. Ketten von Frauen kamen vorbei, die auf dem Kopf Gemüsekörbe balancierten, und glotzügige Kinder starrten die Europäer an. Ein alter Chinese im himmelblau verblichenen groben Arbeitsanzug eilte vorüber, ein unerkennbares, blutiges Stück Schweinsdarm zärtlich an sich gedrückt.

»Wollen wir nicht herumgehen und ein bißchen in die Buden schauen?« fragte Flory.

»Empfiehl es sich, sich unter diese Menge zu mischen? Alles ist so grauenhaft schmutzig.«

»Ach, das macht nichts, sie werden uns Platz machen. Es wird Sie interessieren.«

Elizabeth folgte ihm zögernd und unwillig. Warum mußte er sie immer an solche Plätze bringen? Warum schleppte er sie immer und ewig unter die ›Eingeborenen‹ und versuchte, ihr Interesse für sie zu wecken und ihre dreckigen, ekelhaften Sitten zu beobachten? Das alles war irgendwie verkehrt. Trotzdem folgte sie ihm, da sie sich nicht imstande fühlte, ihren Widerwillen zu erklären. Eine Welle von stickiger Luft schlug ihnen entgegen, ein Gestank nach Knoblauch, gedörrtem Fisch, Schweiß, Staub, Anis, Nelken und Kurkuma. Die Menge umdrängte sie, Schwärme von stämmigen Bauern mit zigarrenbraunen Gesichtern, verdorrte alte Leute, das graue Haar am Hinterkopf zu einem Knoten gebunden, junge Mütter, die ihre nackten Babies auf der Hüfte trugen. Flo wurde getreten und jaulte. Ordinäre, starke Schultern stießen Elizabeth an, als die Bauern sich um die Buden drängten, denn sie waren zu sehr mit Feilschen beschäftigt, um eine weiße Frau anzustarren.

»Sehen Sie!« Flory zeigte mit seinem Stock auf eine Bude und sagte etwas, aber es ging in dem Geschrei von zwei Frauen unter, die über einem Korb mit Ananas die Fäuste gegeneinander schüttelten. Elizabeth war vor dem Gestank und Lärm zurückgewichen, aber er merkte es nicht und führte sie tiefer in die Menge hinein, sie auf diese und jene Bude aufmerksam machend. Die Waren sahen fremdländisch, sonderbar und ärmlich aus. Da gab es große Grapefruits, die wie grüne Monde an Leinen hingen, rote Bananen, Körbe mit heliotropfarbenen Garnelen von Hummergröße, in Bündel gebundenen spröden Dörrfisch, karminrote Paprikaschoten, aufgeschlitzte und wie Schinken geräucherte Enten, grüne Kokosnüsse, die Larven des Rhinzeroskäfers, Abschnitte von Zuckerrohr, Dachs, lackierte Sandalen, karierte seidene *Longys*, Aphrodisiaka in Form von großen, seifenartigen Pillen, meterhohe glasierte irdene Krüge, chinesische Bonbons, aus Knoblauch und Zucker gemacht, grüne und weiße Zigarren, purpurne Prinjals, Halsketten aus Dattelnkernen, Hühner, die in

Rohrkörben gackerten, Messing-Buddhas, herzförmige Betelblätter, Flaschen mit Bullrich-Salz, falsche Zöpfe, Kochtöpfe aus rotem Ton, Stahlhufe für Ochsen, Marionetten aus Papiermache, Streifen von Alligatorhaut mit Zauberkraft. Elizabeths Kopf begann sich zu drehen. Am anderen Ende des Basars schien die Sonne blutrot durch den Schirm eines Priesters wie durch das Ohr eines Riesen. Vor einer Bude waren vier drawidische Frauen damit beschäftigt, in einem großen hölzernen Mörser mit schweren Stangen Kurkuma zu stoßen. Das scharfriechende gelbe Pulver flog hoch und kitzelte Elizabeth in der Nase, so daß sie niesen mußte. Sie hatte das Gefühl, keinen Augenblick länger hier aushaken zu können. Sie faßte Flory am Arm.

»Diese vielen Menschen - die Hitze ist so schrecklich. Könnten wir nicht in den Schatten gehen?«

Er wandte sich um. Um die Wahrheit zu sagen: er hatte zuviel damit zu tun gehabt, zu reden - größtenteils unhörbar wegen des Lärms -, um zu merken, wie sie unter Hitze und Gestank litt.

»O ja, natürlich. Es tut mir leid. Wir wollen gleich hier weggehen. Ich will Ihnen was sagen : wir werden zum Laden vom alten Li Yeik gehen - das ist der chinesische Lebensmittelhändler -, und er wird uns was zu trinken geben. Es ist hier ziemlich schwül.«

»All diese Gewürze - sie nehmen einem direkt den Atem. Und was ist dieser schreckliche Fischgeruch?«

»Ach, nur eine Art Sauce, die sie aus Garnelen machen. Sie graben sie ein und nach mehreren Wochen graben sie sie wieder aus.«

»Nein, wie entsetzlich!«

»Ganz gesund, glaube ich. Geh da weg!« sagte er zu Flo, die an einem Korb mit einer Art Gründlingen schnupperte, die Stacheln an den Kiemen hatten.

Li Yeiks Laden lag gegenüber dem anderen Ende des Basars.

Eigentlich hatte Elizabeth sich gewünscht, direkt zum Club zurückzugehen, aber das europäische Aussehen von Li Yeiks Ladenfront - das Schaufenster war voll von Lancaster-Baumwollhemden und fast unglaublich billigen deutschen Uhren tröstete sie etwas nach der Barbarei des Basars. Sie wollten gerade die Stufen hinaufgehen, als ein schlanker zwanzigjähriger Jüngling - abscheulich angezogen in einem *Longyi*, einem blauen Kricket-Blazer und leuchtend gelben Schuhen, das Haar gescheitelt und nach ›ingaleik‹-Mode pomadisiert - sich aus der Menge löste und hinter ihnen her kam. Er begrüßte Flory mit einer ungeschickten kleinen Bewegung, als müßte er sich beherrschen, sich nicht zu verbeugen.

»Was ist?« fragte Flory.

»Brief, Sir.« Er zog einen schmutzigen Briefumschlag heraus.

»Würden Sie mich entschuldigen?« sagte Flory zu Elizabeth und öffnete den Brief. Er war von Ma Hla May - oder vielmehr, er war für sie geschrieben, und sie hatte ihn mit einem Kreuz unterzeichnet - und verlangte in unbestimmt drohendem Ton fünfzig Rupien.

Flory zog den Jungen beiseite. »Du sprichst englisch? Sag Ma Hla May, ich werde später darauf antworten. Und sag ihr, wenn sie mich zu erpressen versucht, wird sie keinen Pice mehr bekommen. Hast du verstanden?«

»Ja, Sir.«

»Und jetzt geh. Untersteh dich, mir zu folgen, sonst gibt es Ärger.«

»Ja, Sir.«

»Ein Schreiber, der eine Stellung sucht«, erklärte Flory Elizabeth, während sie die Stufen hinaufgingen. »Sie belästigen einen immerfort.« Und er überlegte sich, daß der Ton des Briefes merkwürdig war, denn er hatte nicht erwartet, daß Ma

Hla May so bald mit ihren Erpressungen anfangen würde; aber er hatte im Augenblick keine Zeit, darüber nachzudenken.

Sie gingen in den Laden, der nach der Helligkeit draußen dunkel erschien. Li Yeik, der rauchend zwischen seinen Warenkörben saß - einen Ladentisch gab es nicht -, kam eifrig herbeigehumpelt, als er sah, wer hereingekommen war. Flory gehörte zu seinen Freunden. Er war ein alter Mann mit krummen Knien, in Blau gekleidet, das Haar zu einem Zopf geflochten; sein gelbes Gesicht hatte kein Kinn, man sah nur die Backenknochen - wie ein wohlwollender Schädel. Er begrüßte Flory mit nasalen Schreien, die Burmanisch sein sollten, und humpelte sofort in den Hintergrund des Ladens, um nach Erfrischungen zu rufen. Ein kühler, süßlicher Opiumgeruch lag in der Luft. Lange rote Papierstreifen mit schwarzer Schrift waren an die Wände geklebt, und auf der einen Seite stand ein kleiner Altar mit einem Porträt von zwei heiter aussehenden Leuten in gestickten Gewändern, und davor glühten zwei Weihrauchstäbchen. Zwei Chinesinnen, eine alte und ein Mädchen, saßen auf einer Matte und rollten Zigaretten aus Maisstroh und Tabak, der wie kleingehacktes Roßhaar aussah. Sie trugen schwarzseidene Hosen, und ihre Füße mit hervorquellendem, geschwellenem Spann waren in rothackige hölzerne Pantoffeln gezwängt, die nicht größer waren als die einer Puppe. Ein nacktes Kind kroch langsam wie ein großer gelber Frosch am Fußboden herum.

»Sehen Sie sich die Füße von diesen Frauen an!« flüsterte Elizabeth, sobald Li Yeik ihnen den Rücken gedreht hatte. »Ist das nicht einfach grauenhaft? Was machen sie, daß sie so werden? Das ist doch bestimmt nicht natürlich?«

»Nein, sie deformieren sie künstlich. In China wird es, glaub ich, abgeschafft, aber hier sind die Leute rückständig. Der Zopf des alten Li Yeik ist auch so ein Anachronismus. Nach chinesischen Begriffen sind diese kleinen Füße schön.«

»Schön! Sie sind so entsetzlich, daß ich kaum hinsehen kann.

Diese Leute müssen absolute Wilde sein!«

»O nein! Sie sind hochzivilisiert, meiner Ansicht nach zivilisierter als wir. Schönheit ist eine Angelegenheit des Geschmackes. In diesem Lande gibt es ein Volk, das sich Palaungs nennt, dort bewundert man bei Frauen lange Hälse. Die Mädchen tragen breite Messingringe, um den Hals zu strecken, und sie legen immer mehr davon an, bis sie schließlich Hälse wie Giraffen haben. Das ist nicht verrückter als Tournüren oder Krinolinen.«

In diesem Augenblick kam Li Yeik mit zwei dicken, rundgesichtigen burmanischen Mädchen zurück, offensichtlich Schwestern, die kichernd zwischen sich zwei Stühle und eine blaue chinesische Teekanne trugen, die an die zwei Liter Inhalt faßte. Die beiden Mädchen waren Li Yeiks Konkubinen oder waren es gewesen. Der alte Mann hatte eine Blechdose mit Schokolade gebracht, hob den Deckel ab und lächelte väterlich, wobei er drei lange, tabakgeschwärzte Zähne entblöste. Elizabeth setzte sich mit einem sehr unbehaglichen Gefühl hin. Sie war ganz sicher, daß es gegen die guten Sitten verstieß, die Gastfreundschaft dieser Leute anzunehmen. Das eine burmanische Mädchen war sofort hinter die Stühle getreten und begann Flory und Elizabeth zu fächeln, während die andere zu ihren Füßen kniete und ihnen Tee ingoß. Elizabeth kam sich sehr töricht vor mit dem Mädchen hinter sich, das ihr den Nacken fächelte, und vor sich den grinsenden Chinesen. Flory schien sie immer in solche unbehagliche Situationen zu bringen. Sie nahm ein Stück Schokolade aus der Büchse, die Li Yeik ihr anbot, aber sie konnte sich nicht dazu überwinden, ›danke‹ zu sagen.

»Ist das in Ordnung?« flüsterte sie Flory zu.

»In Ordnung?«

»Ich meine, daß wir uns bei diesen Leuten hinsetzen? Ist das nicht irgendwie - irgendwie unwürdig?«

»Nicht bei einem Chinesen. Sie sind in diesem Lande eine bevorzugte Rasse. Und sie sind in ihrem Denken sehr demokratisch. Das beste ist, sie mehr oder weniger als unseresgleichen zu behandeln.«

»Dieser Tee sieht absolut garstig aus. Er ist ganz grün. Man sollte denken, sie hätten so viel Verstand, Milch hineinzutun, finden Sie nicht?«

»Er ist nicht schlecht. Es ist eine besondere Teesorte, die der alte Li Yeik aus China bekommt. Ich glaube, es sind Orangenblüten darin.«

»Puh! Er schmeckt genau wie Erde«, sagte sie, nachdem sie gekostet hatte.

Li Yeik stand neben ihnen mit seiner Pfeife, die über einen halben Meter lang war und einen Metallkopf von der Größe einer Eichel hatte, und beobachtete die Europäer, um zu sehen, ob ihnen sein Tee schmeckte. Das Mädchen hinter dem Stuhl sagte etwas auf burmanisch, woraufhin beide wieder in Gekicher ausbrachen. Diejenige, die an der Erde kniete, blickte auf und starrte Elizabeth in naiver Bewunderung an. Dann wandte sie sich zu Flory und fragte, ob die englische Dame ein Korsett trage.

»Ch!« sagte Li Yeik empört und stieß das Mädchen mit der Fußspitze an, um sie zum Schweigen zu bringen.

»Ich möchte sie nicht gern fragen«, sagte Flory.

»Oh, bitte, fragen Sie sie! Wir möchten es so gern wissen!«

Es folgte eine Auseinandersetzung, und das Mädchen hinter dem Stuhl vergaß zu lächeln und beteiligte sich. Beide, so schien es, hatten sich ihr Leben lang danach gesehnt, ein véritables Korsett zu sehen. Sie hatten so viele Geschichten darüber gehört: sie waren nach dem Prinzip einer Zwangsjacke aus Stahl gemacht und preßten eine Frau so fest zusammen, daß sie keine Brüste hatte, absolut keine Brüste! Die Mädchen drückten die Hände zur Illustration an ihre dicken Rippen.

Würde Flory nicht so freundlich sein, die englische Dame zu fragen? Hinter dem Laden war ein Raum, wo sie mit ihnen hingehen und sich ausziehen könnte. Sie hatten so darauf gehofft, ein Korsett zu sehen.

Dann versiegte die Unterhaltung plötzlich. Elizabeth saß steif da und hielt ihr winziges Teetäßchen; sie brachte es nicht über sich, noch einmal zu kosten, und ihr Lächeln war ziemlich mühsam. Die Stimmung der Orientalen wurde bedrückt; sie merkten, daß das englische Mädchen, das an ihrer Unterhaltung nicht teilnehmen konnte, sich nicht wohl fühlte. Ihre Eleganz und ihre fremdländische Schönheit, die sie vorhin noch entzückt hatte, begann sie ein bißchen einzuschüchtern. Selbst Flory war sich dieses Gefühls bewußt. Es kam einer jener schrecklichen Momente, die man bei Orientalen hat, wenn jeder den Blick des anderen meidet und vergeblich versucht, irgend etwas zu sagen. Dann kroch das nackte Kind, das im Hintergrund des Ladens in einigen Körben gekramt hatte, zu den Europäern herüber. Es musterte mit großer Neugier ihre Schuhe und Strümpfe, dann sah es aufblickend ihre weißen Gesichter und wurde von Schrecken ergriffen. Es stieß einen trostlosen Jammerschrei aus und begann auf den Fußboden zu pissen.

Die alte Chinesin blickte auf, schnalzte mit der Zunge und rollte weiter Zigaretten. Niemand sonst beachtete den Vorgang auch nur im geringsten. Eine Pfütze begann sich auf dem Fußboden zu bilden. Elizabeth war so entsetzt, daß sie ihre Tasse hastig hinsetzte und den Tee verschüttete. Sie zupfte Flory am Arm.

»Dieses Kind! Sehen Sie doch nur, was es macht! Wirklich, kann denn nicht jemand - es ist zu schrecklich!«

Einen Augenblick starrten alle sie erstaunt an, dann begriffen alle, worum es ging. Es gab allgemeine Aufregung und Zungenschnalzen. Niemand hatte auf das Kind geachtet - der Vorfall war zu normal, um bemerkt zu werden -, und jetzt schämten sich alle entsetzlich. Alle begannen dem Kind

Vorwürfe zu machen. Es gab Ausrufe wie »Was für ein schändliches Kind! Was für ein abscheuliches Kind!« Die alte Chinesin trug das noch heulende Kind zur Tür und hielt es über die Stufen, als wränge sie einen Badeschwamm aus. Und im selben Augenblick - so schien es ihnen - waren Flory und Elizabeth aus dem Laden heraus, und er folgte ihr zurück zur Straße, während Li Yeik und die anderen ihnen bestürzt nachblickten.

»Wenn *das* die sogenannten zivilisierten Leute sind -!« rief sie.

»Es tut mir leid«, sagte er schwächlich. »Ich hatte nicht erwartet ...«

»Was für absolut ekelhafte Leute!«

Sie war bitterböse. Ihr Gesicht war wunderschön zartrosa gerötet, wie eine Mohnblumenknospe, die einen Tag zu früh aufgegangen ist. Es war das tiefste Erröten, zu dem ihr Gesicht imstande war. Er folgte ihr durch den Basar zurück zur Hauptstraße, und erst als sie fünfzig Meter weit gegangen waren, wagte er wieder zu sprechen.

»Es tut mir so leid, daß das passiert ist! Li Yeik ist so ein anständiger alter Bursche. Es wäre ein schrecklicher Gedanke für ihn, daß er Sie gekränkt haben könnte. Es wäre wirklich besser gewesen, wenn wir noch ein paar Minuten geblieben wären. Nur um ihm für den Tee zu danken.«

»Ihm danken! Nach alldem!«

»Aber ehrlich, Sie sollten sich an solchen Dingen nicht stoßen. Nicht in diesem Lande. Die ganze Einstellung dieser Leute ist so anders als unsere. Man muß sich anpassen. Stellen Sie sich zum Beispiel vor, Sie lebten im Mittelalter -«

»Ich glaube, ich mochte nicht mehr darüber sprechen.«

Es war das erste Mal, daß sie sich richtig gestritten hatten. Ihm war so elend zumute, daß er sich nicht einmal fragen

konnte, womit er sie so verletzt hatte. Ihm war nicht klar, daß diese ständigen Bemühungen, sie für Orientalisches einzunehmen, ihr nur pervers und nicht ›gentlemanlike‹ vorkamen, als ein ständiges Suchen nach dem Schmutzigen und ›Garstigen‹. Er hatte noch nicht einmal jetzt begriffen, mit welchen Augen sie die ›Eingeborenen‹ ansah. Er wußte nur, daß sie bei jedem Versuch, sie an seinem Leben, seinen Gedanken, seinem Gefühl für Schönheit teilnehmen zu lassen, vor ihm zurückschreckte wie ein scheuendes Pferd.

Sie gingen die Straße entlang, er links und ein bißchen hinter ihr. Er sah ihre abgewandte Wange und die goldenen Härchen in ihrem Nacken unter der Krempe ihres Terai-Hutes. Wie er sie liebte, wie er sie liebte! Es war, als hätte er sie bis zu diesem Augenblick noch nie wirklich geliebt, da er in Schande hinter ihr ging und nicht einmal wagte, sein entstelltes Gesicht zu zeigen. Er setzte mehrmals zum Sprechen an und verstummte dann wieder. Seine Stimme schwankte ein bißchen, und er wußte nicht, was er sagen konnte, ohne zu riskieren, sie irgendwie zu verletzen. Schließlich sagte er matt mit dem schwachen Versuch, so zu tun, als wäre nichts vorgefallen:

»Es wird gräßlich heiß, nicht wahr?«

Bei einer Temperatur von 30 Grad im Schatten war das nicht gerade eine brillante Bemerkung. Zu seiner Überraschung ergriff sie diese Gelegenheit mit einer Art Gier. Sie wandte sich ihm zu, und sie lächelte wieder.

»Ist es nicht wie in einem Backofen?«

Damit war der Friede zwischen ihnen geschlossen. Die alberne, banale Bemerkung, die die beruhigende Atmosphäre des Clubgeplauders mit sich brachte, hatte sie besänftigt wie ein Zauberspruch. Flo, die hinter ihnen zurückgeblieben war, kam hechelnd und sabbernd hinter ihnen her; im nächsten Augenblick unterhielten sie sich ganz wie sonst über Hunde. Während des restlichen Heimwegs sprachen sie fast pausenlos

über Hunde. Hunde sind ein unerschöpfliches Thema. Hunde, Hunde! dachte Flory, während sie den heißen Abhang hinaufstiegen und die aufsteigende Sonne wie ein Feueratem durch ihre dünnen Kleider hindurch ihre Schultern versengte - würden sie denn nie über etwas anderes als Hunde reden? Oder wenn nicht über Hunde, dann über Grammophonplatten und Tennisschläger? Und doch, wenn sie sich an solcherlei Quatsch hielten - wie leicht, wie freundschaftlich konnten sie dann miteinander plaudern!

Sie gingen an der glitzernden weißen Mauer des Friedhofs vorbei und kamen an das Lackersteenske Tor. Zur Seite des Tores wuchsen Goldmohurbäume und ein über zwei Meter hoher Stockrosenbusch mit runden, roten Blüten wie gerötete Mädchengesichter. Flory nahm im Schatten den Hut ab und fächelte sich das Gesicht.

»Nun, wir sind vor der schlimmsten Hitze zurück. Ich fürchte, unser Ausflug zum Basar war im ganzen kein Erfolg.«

»Doch, doch. Es hat mir Spaß gemacht, wirklich.«

»Nein - ich weiß nicht, aber irgendwie scheint immer etwas schief zu gehen. - Ach, übrigens! Sie haben doch nicht vergessen, daß wir übermorgen auf die Jagd gehen wollen? Hoffentlich paßt Ihnen dieser Tag?«

»Ja, und mein Onkel wird mir sein Gewehr leihen. Das wird lustig werden! Sie werden mir das Schießen beibringen müssen. Ich freue mich *so* drauf.«

»Ich auch. Es ist eine schlechte Jahreszeit für die Jagd, aber wir werden unser Bestes tun. Dann also auf Wiedersehen.«

»Auf Wiedersehen, Mr. Flory.«

Sie nannte ihn noch immer Mr. Flory, obwohl er sie mit Elizabeth anredete. Sie trennten sich und gingen ihrer Wege; beide dachten an den Jagdausflug, der, so empfanden sie beide, gewissermaßen alles zwischen ihnen in Ordnung bringen würde.

XII

In der stickigen, einschläfernden Hitze des Wohnzimmers, das durch den Perlenvorhang fast verdunkelt wurde, ging U Po Kyin langsam auf und ab und prahlte. Von Zeit zu Zeit steckte er eine Hand unter sein Unterhemd und kratzte sich seine schwitzenden Brüste, die vor Fett so groß waren wie Frauenbrüste. Ma Kin saß auf ihrer Matte und rauchte dünne weiße Zigarren. Durch die offene Tür des Schlafzimmers konnte man eine Ecke des riesigen, katafalkähnlichen Bettes mit den geschnitzten Teakpfosten sehen, auf dem er so manche Frau vergewaltigt hatte.

Ma Kin hörte jetzt zum erstenmal von der »anderen Angelegenheit«, die U Po Kyins Angriff auf Dr. Veraswami zugrunde lag. So sehr er ihre Intelligenz verachtete, eröffnete er Ma Kin doch früher oder später meistens seine Geheimnisse. Sie war der einzige Mensch in seiner unmittelbaren Umgebung, der keine Angst vor ihm hatte, und darum machte es Vergnügen, ihr zu imponieren.

»Also, Kin, Kin«, sagte er, »du siehst, daß alles plangemäß verlaufen ist. Schon achtzehn anonyme Briefe, und jeder einzelne ein Meisterwerk. Ich würde dir einige davon vorlesen, wenn ich glaubte, daß du imstande wärest, sie zu würdigen.«

»Aber wenn nun die Europäer deine anonymen Briefe gar nicht beachten? Was dann?«

»Nicht beachten? Aha, keine Angst! Ich glaube, ich verstehe etwas von der europäischen Mentalität. Laß dir sagen, Kin Kin, wenn es etwas gibt, das ich kann, so ist es das Schreiben anonymen Briefe.«

Das stimmte. U Po Kyins Briefe hatten schon gewirkt, besonders auf ihr Hauptziel, Mr. Macgregor.

Erst vor zwei Tagen hatte Mr. Macgregor einen sehr unruhigen Abend verbracht, als er zu einem Entschluß zu kommen versuchte, ob Dr. Veraswami der Illoyalität gegen die

Regierung schuldig sei oder nicht. Natürlich ging es hier nicht um eine offenkundige illoyale Handlungsweise - das war ganz unwichtig. Es kam darauf an, ob der Doktor ein Mann war, dem man aufrührerische Ansichten zutrauen konnte? In Indien wird man nicht nach dem beurteilt, was man tut, sondern nach dem, was man ist. Der geringste Hauch eines Mißtrauens gegen die Loyalität eines orientalischen Beamten kann diesen zugrunde richten. Mr. Macgregor war von Natur aus zu gerecht, um sogar einen Orientalen ohne weiteres zu verurteilen. Er hatte bis Mitternacht über einem ganzen Stoß vertraulicher Papiere gebrütet, darunter die fünf anonymen Briefe, die er erhalten hatte, außerdem zwei weiteren, die ihm, mit einem Kaktusdorn zusammengeklammert, von Westfield nachgesandt worden waren.

Es waren nicht nur die Briefe. Gerüchte über den Doktor waren von allen Seiten zu ihm gelangt. U Po Kyin hatte durchaus begriffen, daß es an sich nicht genügte, den Doktor einen Verräter zu nennen; es war notwendig, seinen Ruf in jeder möglichen Weise zu untergraben. Der Doktor wurde nicht nur der Aufwiegelei angeklagt, sondern auch der Erpressung, Vergewaltigung, Folter, der Ausführung gesetzwidriger Operationen oder des Operierens im Zustande sinnloser Betrunktheit, des Mordes durch Gift, des Mordes durch sympathetische Zauberei, des Essens von Ochsenfleisch, des Verkaufs von Totenscheinen an Mörder, des Betretens der Pagode in Schuhen und homosexueller Annäherungsversuche bei dem Trommelbuben der Militärpolizei. Wenn man hörte, was über ihn gesagt wurde, mußte jeder sich den Doktor als eine Mischung aus Machiavelli, Sweeny Todd und dem Marquis de Sade vorstellen. Mr. Macgregor hatte der Sache zunächst nicht viel Aufmerksamkeit geschenkt. Er war zu sehr an solcherlei gewöhnt. Aber mit dem letzten Brief hatte U Po Kyin einen Streich geführt, der selbst für ihn eine glänzende Leistung war.

Er betraf den Ausbruch des Banditen Nga Shwe O aus dem

Gefängnis von Kyauktada. Nga Shwe O, der die Hälfte einer wohlverdienten siebenjährigen Haft abgesessen hatte, hatte seine Flucht monatelang vorbereitet, und als erstes hatten seine in Freiheit befindlichen Freunde einen indischen Wärter bestochen. Der Wärter bekam seine hundert Rupien im voraus, bat um Urlaub, um einen sterbenden Verwandten zu besuchen, und verbrachte mehrere ereignisreiche Tage in den Bordellen von Mandalay. Es verging einige Zeit, der Tag des Ausbruchs wurde mehrmals verschoben - und der Wärter bekam inzwischen immer mehr Heimweh nach den Bordellen in Mandalay. Schließlich beschloß er, sich eine weitere Belohnung zu verdienen, indem er U Po Kyin den Plan verriet. Aber U Po Kyin sah wie gewöhnlich seine Chance. Er befahl dem Wärter bei schwerster Strafe, den Mund zu halten und dann, gerade in der Nacht des geplanten Ausbruchs, als es zu spät war, etwas zu unternehmen, schrieb er wieder einen anonymen Brief an Mr. Macgregor, in dem er ihn vor dem Ausbruchsversuch warnte. In dem Brief stand - unnötig zu sagen - unter anderm, daß Dr. Veraswami, der Gefängnisdirektor, für sein stillschweigendes Einverständnis bestochen worden sei.

Am Morgen war ein Tumult und ein großes Hin und Her von Wärtern und Polizisten im Gefängnis, denn Nga Shwe O war ausgebrochen. (Er war inzwischen weit weg auf dem Fluß in einem von U Po Kyin gelieferten Sampan.) Diesmal war Mr. Macgregor sprachlos. Wer auch immer den Brief geschrieben hatte, mußte an dem Komplott beteiligt sein und sagte wahrscheinlich die Wahrheit über das Einverständnis des Doktors. Es war eine sehr ernste Angelegenheit. Ein Gefängnisdirektor, der sich bestechen läßt, um einen Häftling entkommen zu lassen, ist zu allem fähig. Und darum - vielleicht war die logische Folgerung nicht ganz klar, aber für Mr. Macgregor war sie klar genug -, darum wurde die Anklage wegen Aufwiegelei, die Hauptanklage gegen den Doktor, sehr viel glaubwürdiger.

U Po Kyin hatte die anderen Europäer zur gleichen Zeit angegriffen. Flory, des Doktors Freund und die Hauptquelle seines Prestiges, hatte sich leicht genug Angst einjagen lassen, so daß er seinen Freund im Stich ließ. Mit Westfield war es ein bißchen schwieriger. Westfield als Polizist wußte sehr viel über U Po Kyin, und es war denkbar, daß er ihm seine Pläne verderben konnte. Polizisten und Richter sind von Natur aus Feinde. Aber U Po Kyin hatte verstanden, selbst diese Tatsache zu seinem Vorteil auszunützen. Er hatte den Doktor beschuldigt, natürlich anonym, mit dem berüchtigten bestechlichen Schurken U Po Kyin im Bunde zu sein. Das erledigte den Fall Westfield. Und was Ellis betraf, so waren bei ihm keine anonymen Briefe notwendig; nichts konnte seine Meinung über den Doktor schlimmer machen, als sie schon war.

U Po Kyin hatte sogar einen seiner anonymen Briefe an Mrs. Lackersteen geschickt, denn er kannte die Macht der europäischen Frauen. Dr. Veraswami, so hieß es in dem Brief, stiftete die Eingeborenen dazu an, die europäischen Frauen zu entführen und zu vergewaltigen - Einzelheiten wurden nicht angegeben, sie waren auch nicht nötig. U Po Kyin hatte Mrs. Lackersteens schwachen Punkt getroffen. Für ihre Vorstellung vermittelten die Worte ›Aufwiegelei‹, ›Nationalismus‹, ›Rebellion‹, ›Autonomie‹ ein und nur ein Bild, nämlich wie sie selbst von einer Prozession kohlschwarzer Kulis mit rollenden weißen Augäpfeln vergewaltigt wurde. Es war ein Gedanke, der sie zuweilen nachts wachhielt. Welche Hochachtung die Europäer auch einst für den Doktor gehabt hatten, sie zerbröckelte mit größter Geschwindigkeit.

»Du siehst also«, sagte U Po Kyin mit wohlgefälliger Miene, »du siehst, wie ich ihn untergraben habe. Er ist wie ein an der Wurzel angesägter Baum. Noch ein Schlag, und er fällt um. In spätestens drei Wochen werde ich ihm diesen Schlag versetzen.«

»Wie?«

»Darauf komme ich gleich zu sprechen. Ich glaube, es ist Zeit,

daß du etwas darüber hörst. Du hast keinen Verstand für solche Angelegenheiten, aber du verstehst den Mund zu halten. Du hast doch von diesem Aufstand gehört, der sich bei dem Dorf Thongwa zusammenbraut?«

»Ja. Sie sind sehr töricht, diese Dorfleute. Was können sie mit ihren *Dahs* und Speeren gegen die indischen Soldaten ausrichten? Sie werden wie wilde Tiere abgeschossen werden.«

»Natürlich. Wenn es zu einem Kampf kommt, wird es ein Massaker sein. Aber sie sind nur ein Haufen abergläubischer Bauern. Sie haben ihren Glauben auf diese albernsten kugelsicheren Jacken gesetzt, die an sie verteilt werden. Ich verachte solche Unwissenheit.«

»Die armen Menschen! Warum hältst du sie nicht zurück, U Po Kyin? Es ist nicht notwendig, jemanden zu verhaften. Du brauchst nur in das Dorf zu gehen und ihnen zu sagen, daß du ihre Pläne kennst, und sie werden es nicht wagen, weiterzumachen.«

»Nun ja, ich könnte sie zurückhalten, wenn ich wollte, natürlich. Aber ich will nicht. Ich habe meine Gründe. Siehst du, Kin Kin, - bitte kein Wort darüber! - das ist sozusagen mein eigener Aufstand. Ich habe ihn selbst angestiftet.«

»Was!«

Ma Kin ließ ihre Zigarre fallen. Sie hatte die Augen so weit aufgerissen, daß man das hellblaue Weiß, das die Pupille umgab, genau sehen konnte. Sie war entsetzt. Es brach aus ihr heraus:

»Ko Po Kyin, was sagst du da? Das meinst du doch nicht ernst! Du hättest einen Aufstand angezettelt - das kann nicht wahr sein!«

»Gewiß ist es wahr. Und wir leisten da gute Arbeit. Dieser Zauberer, den ich aus Rangun geholt habe, ist ein gescheiter Bursche. Er hat ganz Indien als Zirkuszauberer bereist. Die kugelsicheren Jacken sind in den Läden von Whiteaway &

Laidlaw gekauft, eine Rupie acht Annas pro Stück. Die kosten mich ein schönes Stück Geld, kann ich dir sagen.«

»Aber, Ko Po Kyin! Ein Aufstand! Diese schrecklichen Kämpfe und Schießereien, und all die armen Menschen, die getötet werden! Bist du denn verrückt geworden? Fürchtest du nicht, selber erschossen zu werden?«

U Po Kyin blieb plötzlich stehen. Er war erstaunt. »Meine Güte, Weib, was hast du jetzt wieder für Ideen? Du nimmst doch nicht etwa an, daß *ich* gegen die Regierung rebelliere? Ich - ein angesehener Diener der Regierung seit dreißig Jahren! Lieber Himmel, nein! Ich habe gesagt, daß ich den Aufstand eingeleitet habe, nicht daß ich mich daran beteilige. Diese Idioten von Bauern werden ihre Haut riskieren, ich nicht. Kein Mensch ahnt, daß ich etwas damit zu tun habe oder zu tun haben werde, außer Ba Sein und ein paar anderen.«

»Aber du hast gesagt, du hättest sie zur Rebellion überredet?«

»Natürlich. Ich habe Veraswami beschuldigt, er habe einen Aufstand gegen die Regierung angestiftet. Nun, ich muß einen Aufstand vorzeigen können, nicht wahr?«

»Ah, ich verstehe. Und wenn die Rebellion ausbricht, wirst du sagen, daß Dr. Veraswami daran schuld ist. Ist es so?«

»Wie langsam du bist! Ich hätte geglaubt, daß selbst ein Idiot begreifen würde, daß ich diese Rebellion nur dafür anstifte, um sie niederzuschlagen. Ich bin ein - wie heißt noch dieser Ausdruck, den Mr. Macgregor gebraucht? *Agent provocateur* - Latein, das verstehst du nicht. Ich bin ein *agent provocateur*. Erst überrede ich diese Idioten, in Thongwa zu rebellieren, und dann verhafte ich sie als Rebellen. Im selben Augenblick, wo es planmäßig losgeht, stürze ich mich auf die Anführer und werfe sie ins Gefängnis. Danach wird vielleicht ein bißchen gekämpft werden. Vielleicht werden ein paar Männer getötet und ein paar andere auf die Andaman-Inseln geschickt. Aber mittlerweile werde ich der große Sieger sein. U Po Kyin, der Mann, der einen

höchst gefährlichen Aufstand im richtigen Augenblick erstickt hat! Ich werde der Held des Distrikts sein.«

U Po Kyin begann voll von gerechtem Stolz auf seinen Plan, wieder lächelnd, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab zu gehen. Ma Kin dachte eine Zeitlang schweigend über den Plan nach. Schließlich sagte sie:

»Ich verstehe immer noch nicht, warum du das tust, Ko Po Kyin. Wohin soll das alles führen? Und was hat es mit Dr. Veraswami zu tun?«

»Ich werde dich nie lehren, weise zu sein, Kin, Kin! Habe ich dir nicht zu Anfang gesagt, daß Veraswami mir im Wege ist? Dieser Aufstand ist genau das Richtige, um ihn loszuwerden. Natürlich werden wir nie beweisen, daß er dafür verantwortlich ist; aber was schadet das? Alle Europäer werden es selbstverständlich finden, daß er da seine Hände irgendwie im Spiel hat. So funktionieren ihre Gedanken. Er wird fürs Leben ruiniert sein. Und sein Sturz ist mein Aufstieg. Je schwärzer ich ihn malen kann, um so rühmlicher wird mein eigenes Verhalten erscheinen. Verstehst du jetzt?«

»Ja, ich verstehe sehr wohl. Und ich finde, es ist ein gemeiner, böser Plan. Mich wundert, daß du dich nicht schämst, mir davon zu erzählen.«

»Aber Kin Kin! Du wirst doch jetzt nicht wieder mit diesem Unsinn anfangen?«

»Ko Po Kyin, wie kommt es, daß du nur glücklich bist, wenn du Schändlichkeiten begehst? Wie kommt es, daß alles, was du tust, anderen Leuten Schaden bringen muß? Denk doch an den armen Doktor, der aus seiner Stellung entlassen werden wird, oder an diese Bauern, die erschossen oder ausgepeitscht oder fürs Leben ins Gefängnis gesperrt werden? Ist es notwendig, solche Dinge zu tun? Wozu brauchst du mehr Geld, wo du doch schon reich bist?«

»Geld! Wer redet von Geld? Eines Tages, Weib, wirst du

merken, daß es auf der Welt noch andere Dinge als Geld gibt. Ruhm zum Beispiel. Größe. Ist dir klar, daß der Gouverneur von Burma höchstwahrscheinlich mir eigenhändig einen Orden an die Brust heften wird für mein loyales Verhalten in dieser Angelegenheit? Würdest nicht sogar du auf eine solche Ehrung stolz sein?«

Ma Kin schüttelte unbeeindruckt den Kopf. »Wann wirst du daran denken, Ko Po Kyin, daß du nicht tausend Jahre leben wirst? Bedenke, was aus denen wird, die ein schlechtes Leben geführt haben. Zum Beispiel kann man als Ratte oder Frosch wiedergeboren werden. Auch gibt es eine Hölle. Ich erinnere mich an das, was ein Priester mir einmal über die Hölle gesagt hat, etwas was er aus den Palischriften übersetzt hatte, und es war ganz schrecklich. Er hat gesagt: ›Einmal in tausend Jahrhunderten werden zwei rotglühende Speere in deinem Herzen zusammentreffen, und du wirst dir sagen: Wieder sind tausend Jahrhunderte meiner Qual zu Ende, und noch ebenso viel wird kommen, wie ich bisher erlitten habe.‹ Ist es nicht furchtbar, an solche Dinge zu denken, Ko Po Kyin?«

U Po Kyin lachte und machte eine sorglose Handbewegung, die ›Pagoden‹ bedeuten sollte.

»Nun, ich hoffe, daß du noch lachen kannst, wenn das Ende kommt. Aber was mich angeht, so würde ich nicht gern auf so ein Leben zurückblicken.«

Die magere Schulter U Po Kyin mißbilligend zugewandt, zündete sie ihre Zigarre wieder an, während er noch mehrmals im Zimmer auf und ab ging. Als er sprach, klang es ernster als zuvor und sogar ein wenig verschüchtert.

»Weißt du, Kin Kin, hinter alledem steckt noch etwas anderes. Etwas, was ich weder dir noch sonst jemand erzählt habe. Selbst Ba Sein weiß es nicht. Aber ich glaube, jetzt werde ich es dir sagen.«

»Ich will es nicht hören, wenn es nur noch mehr

Schlechtigkeit ist.«

»Nein, nein. Du hast mich eben gefragt, welches mein wirkliches Ziel in dieser Angelegenheit ist. Du glaubst vielleicht, daß ich Veraswami nur darum ruiniere, weil ich ihn nicht leiden kann und seine Ideen über Bestechung mir lästig sind. Es ist nicht nur das. Da ist noch etwas anderes, viel Wichtigeres, und das geht dich ebenso an wie mich.«

»Was ist es?«

»Hast du, Kin Kin, nie in dir den Wunsch nach etwas Höherem gefühlt? Ist dir nie eingefallen, daß wir nach all unseren Erfolgen - all meinen Erfolgen, sollte ich sagen - fast in derselben Stellung sind wie damals, als wir anfangen? Ich bin, kann ich wohl sagen, Zweihunderttausend Rupien schwer, und nun sieh dir mal an, in welchem Stil wir leben! Sieh dir dies Zimmer an! Es ist bestimmt nicht besser als das eines Bauern. Ich habe es satt, mit den Fingern zu essen und nur mit Burmanen zu verkehren armen, niederen Leuten - und sozusagen wie ein jämmerlicher Gemeindebeamter zu leben. Geld ist nicht genug; ich möchte auch das Gefühl haben, daß ich in der Welt aufgestiegen bin. Hast du nicht manchmal den Wunsch nach einer Lebensweise, die ein bißchen - wie soll ich es sagen - vornehmer ist?«

»Ich weiß nicht, wie wir uns mehr wünschen könnten, als wir schon haben. Als ich ein Mädchen in meinem Dorf war, habe ich nie gedacht, daß ich in solch einem Haus wie diesem wohnen würde. Sieh dir diese englischen Stühle an - ich habe nie in meinem Leben in einem von ihnen gesessen. Aber es macht mich sehr stolz, sie anzusehen und zu denken, daß sie mir gehören.«

»Tsch! Warum bist du je von deinem Dorf weggegangen, Kin Kin? Du bist nur dazu geeignet, mit einem steinernen Wasserkrug auf dem Kopf am Brunnen zu stehen und zu klatschen. Aber ich bin ehrgeiziger, Gott sei gelobt! Und nun

will ich dir den wahren Grund sagen, warum ich gegen Veraswami intrigiere. Ich habe im Sinn, etwas wirklich Großartiges zu tun. Etwas Edles, Rühmliches! Etwas, das die allerhöchste Ehre ist, die ein Orientale erringen kann. Du weißt natürlich, was ich meine?«

»Nein. Was meinst du?«

»Na, komm! Die größte Leistung meines Lebens! Sicher kannst du es erraten?«

»Ach, ich weiß! Du willst ein Automobil kaufen. Aber bitte, Ko Po Kyin, erwarte nicht, daß ich darin fahre!«

U Po Kyin warf angeekelt die Hände hoch. »Ein Automobil! Du hast den Verstand eines Erdnußhändlers im Basar! Ich könnte zwanzig Automobile kaufen, wenn ich sie haben wollte. Und welchen Zweck würde ein Automobil hier in diesem Ort haben? Nein, es ist etwas viel Großartigeres als das.«

»Was dann?«

»Es ist dies. Ich weiß zufällig, daß in einem Monat die Europäer einen Eingeborenen zum Mitglied ihres Clubs wählen werden. Sie tun das nicht gern, aber sie werden den Befehl vom Kommissar bekommen, und sie werden gehorchen. Natürlich würden sie Veraswami wählen, weil er der höchste eingeborene Beamte im Distrikt ist. Aber ich habe Schande über Veraswami gebracht. Und so ...«

»Was?«

U Po Kyin antwortete einen Augenblick nicht. Er sah Ma Kin an, und sein breites gelbes Gesicht mit dem ausladenden Kinn und den zahllosen Zähnen hatte einen so milden Ausdruck, daß es fast kindlich wirkte. In seinen gelbbraunen Augen hätten sogar Tränen stehen können. Er sagte mit dünner, fast ehrfürchtiger Stimme, als wäre er von der Größe dessen, was er sagen wollte, überwältigt:

»Verstehst du nicht, Weib? Verstehst du nicht, daß, wenn

Veraswami in Ungnade ist, ich selbst in den Club gewählt werde?»

Die Wirkung war niederschmetternd. Kein weiteres Wort der Widerrede kam von Ma Kin. Die Großartigkeit von U Po Kyins Plan hatte sie sprachlos gemacht.

Und nicht ohne Grund, denn alle Leistungen in U Po Kyins Leben waren nichts im Vergleich dazu. Es ist ein echter Triumph - und würde es in Kyauktada doppelt sein - für einen unteren Beamten, sich in den Europäischen Club hineinzuschlängeln. Den Europäischen Club, diesen erhabenen, geheimnisvollen Tempel, dieses heiligste aller Heiligtümer, zu dem der Eintritt viel schwerer zu erreichen war als zum Nirwana! Po Kyin, der nackte Gassenjunge aus Mandalay, der stehende Angestellte und unbekannte Beamte, würde diesen geweihten Ort betreten, Europäer ›alter Junge‹ nennen, Whisky-Soda trinken und auf dem grünen Tisch weiße Kugeln hin und her stoßen. Ma Kin, das Dorfmädchen, das zuerst das Licht durch die Spalten einer mit Palmblättern gedeckten Bambushütte gesehen hatte, würde auf einem hohen Stuhl sitzen, die Füße in seidene Strümpfe und hochhackige Schuhe gezwängt (ja, dort würde sie tatsächlich Schuhe tragen!) und sich mit englischen Damen auf Hindostani über Baby windeln unterhalten! Es war eine Aussicht, die jeden schwindeln gemacht hätte.

Lange blieb Ma Kin stumm und dachte, die Lippen halb geöffnet, an den Europäischen Club und die Pracht, die er wohl enthielt. Zum erstenmal in ihrem Leben betrachtete sie U Po Kyins Intrigen ohne Mißbilligung. Vielleicht war es eine noch größere Heldentat als die Erstürmung des Clubs, daß er in Ma Kins gütiges Herz ein Körnchen Ehrgeiz gesät hatte.

XIII

Als Flory durch das Tor des Krankenhausgrundstückes ging,

kamen vier zerlumppte Kloputzer an ihm vorbei, die einen in Sackleinwand gewickelten toten Kuli zu einem fußtiefen Grab im Dschungel trugen. Flory überquerte die ziegelrote Erde des Hofes zwischen den Krankenhausschuppen. Überall auf den breiten Veranden lagen stumm und regungslos Reihen von graugesichtigen Männern auf unbezogenen *Charpoys*. Ein paar schmutzige Köter, die angeblich amputierte Gliedmaßen verschlangen, dösten zwischen den Pfeilern des Gebäudes vor sich hin oder fingen Flöhe. Die ganze Anstalt machte einen verschlammten und verkommenen Eindruck. Dr. Veraswami bemühte sich mit besten Kräften, sie sauber zu halten, konnte aber gegen den Staub und die Wasserknappheit und die Trägheit der Straßenkehrer und der nur halb ausgebildeten chirurgischen Assistenten nicht ankommen.

Flory erhielt die Auskunft, der Doktor sei in der Abteilung für ambulante Patienten. Es war ein Raum mit getünchten Wänden, nur mit einem Tisch und zwei Stühlen möbliert, und an der Wand hing ein kaum zu erkennendes, verstaubtes Porträt der Königin Victoria. Ein Zug von burmanischen Bauern mit knorrigen Muskeln unter ihren verblichenen Lumpen kam im Gänsemarsch herein und stellte sich am Tisch an. Der Doktor war in Hemdsärmeln und triefte von Schweiß. Er sprang mit einem Freudenruf auf, nötigte Flory mit seiner üblichen nervösen Hast auf den leeren Stuhl und holte aus einer Schublade des Tuches eine Blechschachtel mit Zigaretten.

»Was für ein reizender Besuch, Mr. Flory! Bitte, machen Sie sich's gemütlich - das heißt, soweit man sich's in einem solchen Raum gemütlich machen kann, haha! Nachher werden wir uns bei mir zu Hause bei einem Bier und anderen Annehmlichkeiten unterhalten. Entschuldigen Sie mich freundlichst, wenn ich diesen Haufen hier behandle.«

Flory setzte sich, und sofort brach ihm heißer Schweiß aus, der sein Hemd durchnäßte. Es war in dem Raum zum Ersticken heiß. Die Bauern dünsteten Knoblauch aus allen Poren. Bei

jedem, der an den Tisch trat, sprang der Doktor aus seinem Stuhl auf, gab dem Patienten einen Stoß in den Rücken, legte sein schwarzes Ohr an seine Brust, bombardierte ihn mit mehreren Fragen in erbärmlichem Burmanisch, dann sprang er wieder zum Tisch und kritzelte ein Rezept. Die Patienten brachten die Rezepte über den Hof zu dem Lager-Apotheker, der ihnen Flaschen mit Wasser und verschiedenen Pflanzenfarbstoffen gab. Der Apotheker erhielt sich größtenteils durch den Verkauf von Drogen, denn die Regierung bezahlte ihm nur fünfundzwanzig Rupien im Monat. Davon wußte der Doktor allerdings nichts.

An den meisten Vormittagen hatte der Doktor keine Zeit, die ambulanten Patienten selbst zu behandeln, sondern überließ sie einem seiner Chirurgie-Assistenten. Die diagnostischen Methoden der Assistenten waren kurz und bündig. Man fragte einfach den Patienten: »Wo haben Sie Schmerzen? Kopf, Rücken oder Bauch?«, und je nach der Antwort händigte man ihm ein Rezept von einem der drei Stapel aus, die vorher vorbereitet wurden. Die Patienten hatten diese Methode viel lieber als die des Doktors. Der Doktor hatte so eine Art, sie zu fragen, ob sie eine Geschlechtskrankheit gehabt hätten - eine unfeine, sinnlose Frage -, und manchmal entsetzte er sie noch mehr, indem er eine Operation vorschlug - »Bauch schneiden« nannten sie es. Die meisten von ihnen wären lieber ein dutzendmal gestorben, als sich den »Bauch schneiden« zu lassen.

Als der letzte Patient verschwand, sank der Doktor auf seinen Stuhl und fächelte sich das Gesicht mit dem Rezeptblock.

»Ach, diese Hitze! Manchmal denke ich nach solch einem Vormittag, ich kriege den Knoblauchgeruch nie wieder aus der Nase! Ich finde es erstaunlich, wie sie bis aufs Blut davon durchtränkt sind. Sind Sie nicht erstickt, Mr. Flory? Ihr Engländer habt einen fast zu hoch entwickelten Geruchssinn. Was für Qualen müssen Sie alle in unserem schmutzigen Osten

leiden.«

»Laßt eure Nasen hinter euch, ihr, die ihr hier eintretet, was? Das könnten sie über den Suezkanal schreiben. Sie haben offenbar heute vormittag viel zu tun?«

»Wie immer. Aber, mein Freund, wie entmutigend ist die Arbeit eines Arztes in diesem Lande! Diese Dorfbewohner schmutzige, unwissende Wilde! Wir können nicht mehr tun als sie auffordern, ins Krankenhaus zu kommen, und sie werden lieber am Brand sterben oder zehn Jahre lang einen melonengroßen Tumor mit sich herumtragen, als sich dem Messer auszuliefern. Und was für Medikamente ihnen ihre eigenen sogenannten Doktoren geben! Bei Neumond gesammelte Kräuter, Barthaare von Tigern, Rhinoceroshorn, Urin, Menstruationsblut! Wie Menschen so die Medizin trinken können, ist widerlich.«

»Immerhin pittoresk! Sie sollten ein burmanisches Arzneibuch zusammenstellen, Doktor. Es würde fast so gut werden wie Culpeper.«

»Barbarisches Vieh, barbarisches Vieh«, sagte der Doktor, während er sich in sein weißes Jackett kämpfte. »Wollen wir zu mir nach Hause gehen? Da ist Bier, und vielleicht sind noch ein paar Stückchen Eis da. Ich habe um zehn eine Operation, eingeklemmter Bruch, sehr dringend. Bis dahin habe ich frei.«

»Ja. Ehrlich gesagt, hätte ich gern etwas mit Ihnen besprochen.«

Sie gingen über den Hof zurück und stiegen die Stufen zur Veranda des Doktors hinauf. Nachdem der Doktor in der Eistruhe nachgefühlt und festgestellt hatte, daß das Eis zu lauwarmem Wasser geschmolzen war, machte er eine Flasche Bier auf und rief nervös den Dienern zu, noch einige Flaschen in eine mit nassem Stroh gefüllte Schaukel zu legen. Flory stand an der Verandabrüstung und blickte hinaus; seinen Hut hatte er noch auf. Tatsächlich war er hergekommen, um sich zu

entschuldigen. Er war dem Doktor fast vierzehn Tage lang aus dem Wege gegangen - seit er seinen Namen unter die beleidigende Bekanntmachung im Club gesetzt hatte. Aber die Entschuldigung mußte ausgesprochen werden. U Po Kyin war ein sehr guter Menschenkenner, aber er hatte sich geirrt, wenn er annahm, daß zwei anonyme Briefe genügten, um Flory auf die Dauer von seinem Freund zu verscheuchen.

»Hören Sie, Doktor, Sie wissen doch, was ich Ihnen sagen wollte?«

»Ich? Nein.«

»Doch, Sie wissen es. Es geht um diesen gemeinen Streich, den ich Ihnen vorige Woche gespielt habe. Als Ellis im Club diese Bekanntmachung angeschlagen hat und ich mit unterzeichnet habe. Sie müssen davon gehört haben. Ich möchte versuchen, Ihnen zu erklären ...«

»Nein, nein, mein Freund, nein, nein!« Der Doktor war so bekümmert, daß er über die Veranda lief und Flory beim Arm ergriff. »Sie werden *nichts* erklären! Bitte, erwähnen Sie es nie wieder! Ich verstehe vollkommen - ganz und gar.«

»Nein, Sie verstehen nicht. Sie können nicht. Sie können sich nicht vorstellen, was für eine Art Druck ausgeübt wird. Ich wurde nicht gezwungen, die Bekanntmachung zu unterzeichnen. Nichts wäre geschehen, wenn ich mich geweigert hätte. Es gibt kein Gesetz, das uns vorschreibt, Orientalen gemein zu behandeln - ganz im Gegenteil. Aber - es ist einfach so, daß man sich nicht traut, für einen Orientalen gegen alle anderen einzustehen. Es geht einfach nicht. Wenn ich mich gegen die Unterschrift gewehrt hätte, wäre ich im Club für ein bis zwei Wochen in Ungnade gefallen. So habe ich mich davor gedrückt, wie üblich.«

»Bitte, Mr. Flory, bitte! Sie bringen mich wirklich in Verlegenheit, wenn Sie fortfahren. Als ob ich nicht volle Nachsicht für Ihre Situation hätte!«

»Sie wissen ja, unser Motto ist ›In Indien mit den Engländern heulen.««

»Natürlich, natürlich. Und ein sehr nobles Motto. ›Zusammenhängen‹, wie Sie es nennen. Das ist das Geheimnis Ihrer Überlegenheit über uns Orientalen.«

»Nun, es hat nicht viel Zweck zu sagen, daß es einem leid tut. Aber eigentlich bin ich hergekommen, um zu sagen, daß es nicht wieder vorkommen wird. Tatsächlich ...«

»Also, Mr. Flory, ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie nichts mehr zu diesem Thema sagen würden. Es ist alles begraben und vergessen. Bitte, trinken Sie Ihr Bier aus, bevor es so heiß wird wie Tee. Außerdem muß ich Ihnen was sagen. Sie haben noch nicht nach meinen neuesten Nachrichten gefragt.«

»Ach ja, Ihre Nachrichten. Was haben Sie übrigens für Nachrichten? Wie ist in der letzten Zeit alles gegangen? Wie geht's Mamma Britannia? Noch immer moribund?«

»Ach ja, sehr schlecht, sehr schlecht! Aber nicht so schlecht wie mir. Ich bin in Schwierigkeiten, mein Freund.«

»Was? Wieder U Po Kyin? Hat er Sie wieder verleumdet?«

»Ja, und wie! Diesmal ist es - ja, es ist etwas Teuflisches. Mein Freund, Sie haben von diesem Aufstand gehört, der in unserem Distrikt kurz vor dem Ausbruch steht?«

»Ich habe viel Gerede gehört. Westfield war dort, um sie abzuschlachten, aber wie ich höre, kann er keine Aufständischen finden. Nur die üblichen Aufmucker, die ihre Steuern nicht zahlen wollen.«

»Ach ja. Diese elenden Idioten! Wissen Sie, wie hoch die Steuer ist, die die meisten von ihnen nicht zahlen wollen? Fünf Rupien! Sie werden es bald satt haben und bezahlen. Wir haben dieses Theater jedes Jahr. Aber was den Aufstand betrifft - den *sogenannten* Aufstand, Mr. Flory -, so möchte ich Ihnen sagen, daß mehr daran ist, als man auf den ersten Blick sieht.«

»So? Was denn?«

Zu Florys Überraschung machte der Doktor eine so heftige Bewegung der Wut, daß er den größten Teil seines Biers verschüttete. Er stellte das Glas auf die Verandabrüstung, dann brach es aus ihm heraus:

»Es ist wieder U Po Kyin! Dieser unsagbare Schuft! Dieses Krokodil ohne jegliches natürliche Gefühl! Dieser - dieser ...«

»Nur weiter. ›Dieses aufgequollene, wassersüchtige Paket, dieses Faß von Gemeinheiten ...‹ nur weiter. Was hat es jetzt wieder angestellt?«

»Eine Schurkerei ohnegleichen« - und nun beschrieb der Doktor in kurzen Zügen den Plan einer Scheinrebellion, ähnlich wie U Po Kyin ihn Ma Kin erklärt hatte. Das einzige, was ihm unbekannt war, war U Po Kyins Absicht, sich in den Europäischen Club wählen zu lassen. Man konnte von dem Gesicht des Doktors nicht direkt sagen, daß es errötete, aber es wurde vor Wut um einige Nuancen schwärzer. Flory war so erstaunt, daß er unbeweglich stehenblieb.

»Dieser heimtückische alte Teufel! Wer hätte gedacht, daß er dazu fähig wäre? Aber wie haben Sie das alles herausgekriegt?«

»Ach, ich habe noch ein paar Freunde. Aber sehen Sie jetzt, mein Freund, wie er mich ruinieren will? Schon hat er mich rechts und links verleumdet. Wenn dieser alberne Aufstand ausbricht, wird er alles in seiner Macht tun, um meinen Namen damit in Verbindung zu bringen. Und ich sage Ihnen, daß der leiseste Zweifel an meiner Loyalität mein Untergang sein könnte, ja, mein Untergang! Wenn der Verdacht aufkommen sollte, daß ich auch nur mit diesem Aufstand sympathisiere, das wäre mein Ende.«

»Aber verdammt nochmal, das ist doch lächerlich! Bestimmt können Sie sich doch irgendwie verteidigen?«

»Wie kann ich mich verteidigen, wenn ich nichts beweisen kann? Ich weiß, daß all das stimmt, aber was nützt mir das?

Wenn ich eine öffentliche Untersuchung beantrage, würde U Po Kyin für jeden Zeugen fünfzig beibringen. Sie wissen nicht, welchen Einfluß dieser Mann im Distrikt hat. Niemand wagt etwas gegen ihn zu sagen.«

»Aber warum müssen Sie irgendwas beweisen? Warum gehen Sie nicht zum alten Macgregor und erzählen ihm die Sache? Er ist auf seine Art ein sehr gerechter alter Bursche. Er würde Sie anhören.«

»Zwecklos, zwecklos. Sie haben nicht die Mentalität eines Intriganten, Mr. Flory. *Qui s'excuse s'accuse*, ist es nicht so? Es lohnt sich nicht, ein Geschrei zu machen, daß es eine Verschwörung gegen einen gibt.«

»Aber was wollen Sie dann tun?«

»Ich kann nichts tun. Ich muß einfach warten und hoffen, daß mein Prestige mich durchbringt. In solchen Affären, wo der Ruf eines eingeborenen Beamten auf dem Spiel steht, ist es nicht eine Frage von Beweisen, von Zeugenaussagen. Alles hängt davon ab, wie man mit den Europäern steht. Wenn ich gut mit ihnen stehe, werden sie so etwas nicht von mir glauben; wenn schlecht, werden sie's glauben. Prestige ist alles.«

Sie schwiegen ein Weilchen. Flory verstand sehr wohl, daß ›Prestige alles ist‹. Er war diese nebulösen Streitigkeiten gewohnt, bei denen Verdacht höher zählt als Beweis und Ruf für mehr als Zeugenaussagen. Ein Gedanke ging ihm durch den Kopf, ein unbehaglicher, bedrückender Gedanke, der ihm vor drei Wochen nie in den Sinn gekommen wäre. Es war einer dieser Augenblicke, wo man seine Pflicht ganz eindeutig erkennt und auch mit dem besten Willen der Welt, sich darum zu drücken, genau weiß, daß man sie erfüllen muß. Er sagte:

»Nehmen Sie beispielsweise an, Sie würden in den Club gewählt? Würde das Ihrem Prestige etwas nützen?«

»Wenn ich in den Club gewählt würde? O ja, allerdings! Der Club! Das ist eine unangreifbare Festung! Wenn ich da einmal

drin wäre, würde niemand mehr auf diese Geschichten über mich hören, genausowenig wie auf Geschichten über Sie oder Mr. Macgregor oder jeden anderen europäischen Gentleman. Aber welche Hoffnung habe ich, daß die Europäer mich wählen werden, nachdem jetzt ihr Geist gegen mich vergiftet worden ist?»

»Nun ja, Doktor, hören Sie zu, ich will Ihnen was sagen. Ich werde Ihren Namen bei der nächsten Generalversammlung vorschlagen. Ich weiß, daß die Frage dann zur Sprache kommen muß, und wenn jemand vortritt mit dem Namen eines Kandidaten, glaube ich sagen zu können, daß außer Ellis niemand gegen ihn stimmen wird. Und inzwischen ...«

»Ach, mein Freund, mein lieber Freund!« Der Doktor konnte vor Rührung kaum sprechen. Er ergriff Florys Hand. »Ach, mein Freund, das ist edel! Das ist wahrhaft edel! Aber es ist zuviel. Ich fürchte, Sie werden wieder Ärger mit Ihren europäischen Freunden haben. Zum Beispiel Mr. Ellis - würde er es dulden, daß Sie meinen Namen vorschlagen?»

»Ach, lassen wir Ellis beiseite. Aber Sie müssen verstehen, daß ich nicht versprechen kann, daß Sie gewählt werden. Es hängt davon ab, was Macgregor sagt und in welcher Laune die anderen sind. Vielleicht kommt aus alledem nichts heraus.«

Der Doktor hielt Florys Hand noch in der seinen, die dick und feucht war. Ihm waren tatsächlich die Tränen in die Augen getreten, die, durch die Brille vergrößert, Flory anstrahlten wie die wäßrigen Augen eines Hundes.

»Ach, mein Freund! Wenn ich doch nur gewählt würde! Das wäre ein Ende all meiner Schwierigkeiten. Aber, mein Freund, wie gesagt, überstürzen Sie nichts in dieser Angelegenheit. Hüten Sie sich vor U Po Kyn! Sicher zählt er Sie jetzt schon zu seinen Feinden. Und selbst für Sie kann seine Feindschaft eine Gefahr sein.«

»Ach, lieber Gott, an mich kann er nicht heran. Er hat bisher

nichts getan - nur ein paar dumme anonyme Briefe.«

»Ich würde mich nicht darauf verlassen. Er hat raffinierte Methoden. Und er wird bestimmt Himmel und Erde in Bewegung setzen, um meine Wahl zu verhindern. Wenn Sie eine schwache Stelle haben, passen Sie auf, mein Freund. Er wird sie herausfinden. Er trifft immer die schwächste Stelle.«

»Wie das Krokodil«, schlug Flory vor.

»Wie das Krokodil«, stimmte der Doktor düster zu. »Aber ach, mein Freund, wie erfreulich für mich, wenn ich Mitglied Ihres europäischen Clubs werden sollte! Welche Ehre, Kollege europäischer Gentlemen zu sein! Aber da ist noch etwas anderes, Mr. Flory, was ich vorher nicht gern erwähnen wollte. Nämlich - ich hoffe, das ist eindeutig klar - daß ich nicht die Absicht habe, von dem Club in irgendeiner Weise Gebrauch zu machen. Mitgliedschaft ist alles. Auch wenn ich gewählt würde, würde ich mir natürlich nie herausnehmen, in den Club zu gehen.«

»Nicht in den Club zu gehen?«

»Nein, nein! Da sei Gott davor, daß ich den europäischen Gentlemen meine Gesellschaft auf zwingen würde! Ich würde einfach meinen Beitrag bezahlen. Das ist für mich schon ein sehr hoher Vorzug. Sie verstehen das sicher?«

»Vollkommen, Doktor, vollkommen.«

Flory konnte sich des Lachens nicht erwehren, als er den Hügel hinaufging. Er war nun endgültig verpflichtet, die Wahl des Doktors vorzuschlagen. Und es würde so einen Krach geben, wenn die anderen davon hörten - oh, einen mörderischen Krach! Aber das Erstaunliche war, daß er darüber nur lachen mußte. Die Aussicht, die ihn vor einem Monat erschreckt hätte, wirkte jetzt fast erheiternd.

Warum? Und warum hatte er überhaupt dieses Versprechen gegeben? Es war etwas Kleines, ein kleines Risiko für ihn - es hatte nichts Heroisches an sich -, und doch sah es ihm nicht

ähnlich. Warum hatte er sich nach all diesen Jahren - den vorsichtigen Pukka-Sahib-Jahren - entschlossen, so plötzlich gegen alle Regeln zu verstoßen?

Er wußte, warum. Es war, weil Elizabeth in sein Leben getreten war und dieses so verändert und erneuert hatte, daß all die schmutzigen, elenden Jahre nicht gewesen zu sein schienen. Ihre Anwesenheit hatte ihn auf eine andere Bahn verwiesen. Sie hatte ihm die Luft von England mitgebracht - dem lieben England, wo die Gedanken frei sind und man nicht auf ewig verdammt ist, zur Erbauung der niederen Rassen den *danse du pukka sahib* zu tanzen. Wie hab ich nur in letzter Zeit gelebt? dachte er. Allein durch ihr Dasein hatte sie es ihm möglich, sogar natürlich gemacht, anständig zu handeln.

Wie hab ich nur in letzter Zeit gelebt? dachte er wieder, als er durch das Gartentor ging. Er war überglücklich. Denn er hatte wahrgenommen, daß die Frommen zu Recht sagen, daß es Rettung gibt und man ein neues Leben anfangen kann. Er ging den Pfad hinauf, und ihm schien, daß sein Haus, seine Blumen, seine Diener, das ganze Leben, das vor so kurzer Zeit von Langeweile und Heimweh durchtränkt gewesen war, irgendwie neu, bedeutsam, unerschöpflich schön geworden war. Wie schön konnte alles sein, wenn man nur jemanden hatte, mit dem man es teilen konnte! Wie konnte man dieses Land lieben, wenn man nur nicht allein war! Nero war draußen auf dem Pfad, der Sonne trotzend wegen ein paar Reiskörnchen, die der *Mali* fallen gelassen hatte, als er den Ziegen ihr Futter brachte. Flo sprang ihn hechelnd an, und Nero sprang flügel Schlagend in die Luft und landete auf Florys Schulter. Flory ging, den kleinen roten Hahn in den Armen, ins Haus und streichelte seine seidige Halskrause und die glatten, rautenförmigen Federn seines Rückens.

Er hatte die Veranda noch nicht betreten, als er schon wußte, daß Ma Hla May im Haus war. Es war nicht notwendig, daß Ko S'la eilig mit einer ominösen Miene herauskam. Flory hatte

ihren Duft nach Sandelholz, Knoblauch, Kokosnußöl und Jasmin gerochen. Er warf Nero über die Verandabrüstung.

»Die *Frau* ist zurückgekommen«, sagte Ko S'la.

Flory war sehr blaß geworden. Wenn er blaß wurde, machte das Muttermal ihn abscheulich häßlich. Ein Stich wie von einer Eisklinge hatte sich durch seine Eingeweide gebohrt. Sie stand mit gesenktem Gesicht da und sah ihn von unten mit zusammengezo-genen Brauen an.

»*Thakin*«, sagte sie mit leiser Stimme, halb mürrisch, halb dringend.

»Geh!« sagte Flory ärgerlich zu Ko S'la, indem er seine Angst und Wut an ihm ausließ.

»*Thakin*«, sagte sie, »komm hier ins Schlafzimmer. Ich habe dir etwas zu sagen.«

Er folgte ihr ins Schlafzimmer. In einer Woche - es war nur eine Woche - war ihr Äußeres außerordentlich verkommen. Ihr Haar sah fettig aus. All ihre Medaillons waren fort, und sie trug einen Manchester-*Ingyi* aus geblümter Baumwolle, der zwei Rupien, acht Annas gekostet haben mochte. Sie hatte eine so dicke Puderschicht auf dem Gesicht, daß es wie eine Clowns-maske aussah, und unter den Haarwurzeln, wo die Puderschicht aufhörte, war ein Band von naturfarbener brauner Haut. Sie sah wie eine Schlampe aus. Flory wollte ihr nicht ins Gesicht sehen, sondern blickte mürrisch durch die offene Tür auf die Veranda.

»Was soll das bedeuten, daß du so zurückkommst? Warum bist du nicht nach Hause gegangen in dein Dorf?«

»Ich wohne in Kyauktada bei meiner Kusine. Wie kann ich nach dem, was geschehen ist, wieder in mein Dorf gehen?«

»Und was soll es bedeuten, daß du Männer herschickst, die von mir Geld verlangen? Wie kannst du noch mehr Geld haben wollen, wo ich dir erst vor einer Woche hundert Rupien gegeben

habe?«

»Wie kann ich zurückgehen?« wiederholte sie, ohne auf das, was er gesagt hatte, zu antworten. Ihre Stimme hatte einen so scharfen Ton angenommen, daß er herumfuhr. Sie stand sehr aufrecht da, mit mürrischem Gesicht, die schwarzen Brauen zusammengezogen und die Lippen schmallend aufgeworfen.

»Warum kannst du nicht zurück?«

»Nach dem! Nach dem, was du mir angetan hast!«

Plötzlich brach sie in eine wütende Tirade aus. Ihre Stimme war zu dem ungraziösen, hysterischen Kreischen streitender Basarweiber angestiegen.

»Wie kann ich zurückgehen, um mich verhöhnen und mit Fingern auf mich zeigen zu lassen von diesen niederen, dummen Bauern, die ich verachte? Ich, die ich eine *Bokadaw* gewesen bin, die Frau eines weißen Mannes, soll heimgehen in das Haus meines Vaters und den Reiskorb schütteln mit alten Hexen und Weibern, die zu häßlich sind, um einen Mann zu finden? Ah, welche Schande, welche Schande! Zwei Jahre war ich deine Frau, du hast mich geliebt und für mich gesorgt, und dann hast du mich ohne Warnung, ohne Grund wie einen Hund von deiner Tür verjagt. Und ich muß zurück in mein Dorf, ohne Geld, und all meine Juwelen und seidenen *Longyis* sind auch weg, und die Leute werden auf mich zeigen und sagen: ›Da ist Ma Hla May, die sich für schlauer hielt als wir anderen. Und nun sehe man sie an! Ihr weißer Mann hat sie so behandelt, wie sie es immer machen.« Ich bin ruiniert, ruiniert! Welcher Mann wird mich heiraten, nachdem ich zwei Jahre in deinem Haus gelebt habe? Du hast mir meine Jugend geraubt. Ach, welche Schande!«

Er konnte sie nicht ansehen; hilflos, blaß, schuldbewußt stand er da. Jedes Wort war berechtigt, und wie konnte er ihr sagen, daß er nichts anderes tun konnte, als er getan hatte? Wie konnte er ihr sagen, daß es ein Frevel, eine Sünde gewesen wäre, weiter ihr Liebhaber zu sein? Er krümmte sich fast vor Abscheu vor

ihr, und das Muttermal trat auf seinem gelben Gesicht hervor wie ein Tintenfleck. Er nahm instinktiv seine Zuflucht zum Geld - denn Geld hatte nie seine Wirkung auf Ma Hla May verfehlt - und sagte rundweg:

»Ich werde dir Geld geben. Du sollst die fünfzig Rupien haben, um die du mich gebeten hast - später mehr. Ich habe erst nächsten Monat mehr.«

Das stimmte. Die hundert Rupien, die er ihr gegeben hatte, und seine Ausgaben für Garderobe hatten den größten Teil seines Bargeldes verschlungen. Zu seinem Ärger brach sie in lautes Gejammer aus. Ihre weiße Maske bekam Falten, und gleich flossen die Tränen und liefen ihre Wangen herunter. Bevor er sie zurückhalten konnte, war sie vor ihm auf die Knie gefallen, und sie verbeugte sich und berührte den Fußboden mit ihrer Stirn in dem ›großen‹ *Shiko* äußerster Demütigung.

»Steh auf, steh auf!« rief er. Der schändliche, verächtliche Shiko mit gebeugtem Hals und gekrümmtem Körper, als erwartete sie einen Schlag, entsetzte ihn immer. »Ich kann das nicht ertragen. Steh augenblicklich auf.«

Sie jammerte wieder und machte einen Versuch, seine Fußknöchel zu umklammern. Er trat eilig zurück.

»Steh jetzt auf und hör mit diesem furchtbaren Lärm auf. Ich weiß nicht, worüber du heulst.«

Sie stand nicht auf, sondern erhob sich nur auf die Knie und jammerte ihn von neuem an. »Warum bietest du mir Geld an? Glaubst du, ich bin nur wegen Geld zurückgekommen? Glaubst du, wenn du mich wie einen Hund von deiner Tür vertrieben hast, liegt mir nur etwas am Geld?«

»Steh auf«, wiederholte er. Er war ein paar Schritte zurückgetreten, damit sie ihn nicht ergreifen konnte. »Was willst du denn, wenn es kein Geld ist?«

»Warum haßt du mich?« jammerte sie. »Was habe ich dir getan? Ich habe dein Zigarettenetui gestohlen, aber darüber

warst du nicht böse. Du willst diese weiße Frau heiraten, ich weiß es, alle wissen es. Aber was macht das, warum mußt du mich wegschicken? Warum haßt du mich?»

»Ich hasse dich nicht. Ich kann das nicht erklären. Steh auf, bitte, steh auf.«

Sie weinte jetzt ganz ohne Scham. Schließlich war sie kaum mehr als ein Kind. Sie sah ihn durch ihre Tränen flehend an und suchte nach einem Zeichen der Barmherzigkeit. Dann, etwas Schreckliches, sie legte sich, der Länge nach ausgestreckt, flach aufs Gesicht.

»Steh auf, steh auf!« rief er auf englisch. »Ich kann das nicht ertragen - es ist zu abscheulich!«

Sie stand nicht auf, sondern kroch wie ein Wurm über den Fußboden bis zu seinen Füßen. Ihr Körper machte einen breiten Streifen auf dem staubigen Fußboden. Sie lag ausgestreckt vor ihm, das Gesicht verborgen, die Arme ausgestreckt, wie vor dem Altar eines Gottes.

»Herr, Herr«, wimmerte sie, »willst du mir nicht vergeben? Dies eine Mal, nur dies eine Mal! Nimm Ma Hla May wieder zu dir. Ich will deine Sklavin sein, niedriger als deine Sklavin. Tu alles, nur schick mich nicht weg.«

Sie hatte ihre Arme um seine Knöchel geschlungen und küßte tatsächlich seine Schuhe. Er stand hilflos, die Hände in den Taschen, da und blickte auf sie herab. Flo kam gemächlich herein, ging zu Ma Hla May und schnupperte an ihrem *Longyi*. Sie wedelte unbestimmt mit dem Schwanz, als erkenne sie den Geruch. Flory konnte es nicht ertragen. Er bückte sich, nahm Ma Hla May bei den Schultern und hob sie auf die Knie.

»Steh jetzt auf«, sagte er. »Es verletzt mich, dich so zu sehen. Ich will für dich tun, was ich kann. Was hat das Weinen für einen Zweck?«

Sofort schrie sie in neuer Hoffnung auf. »Dann willst du mich wieder zu dir nehmen? O Herr, nimm Ma Hla May wieder zu

dir! Kein Mensch wird es erfahren. Ich werde hier bleiben, wenn diese weiße Frau kommt, sie wird glauben, ich wäre die Frau von einem Diener. Willst du mich nicht wieder zu dir nehmen?»

»Ich kann nicht. Es ist unmöglich«, sagte er, sich wieder abwendend.

Sie hörte die Endgültigkeit in seinem Ton und stieß einen rauhen, häßlichen Schrei aus. Sie beugte sich wieder zu einem *Shiko* vor und schlug mit der Stirn auf den Boden. Es war furchtbar. Und noch furchtbarer als alles, was ihm in der Brust weh tat, war die Anmutlosigkeit, die Niedrigkeit des Gefühls, die diesem Flehen zugrunde lag. Denn in alledem war nicht ein Funken Liebe zu ihm. Wenn sie weinte und vor ihm kroch, so war es nur um die Stellung, die sie einmal als seine Mätresse gehabt hatte, das bequeme Leben, die teuren Kleider und die Herrschaft über die Dienstboten. Darin lag etwas Erbärmliches, für das es keine Worte gab. Hätte sie ihn geliebt, hätte er sie mit viel weniger Gewissensbissen von seiner Tür verjagen können. Kein Kummer ist so bitter wie der ohne jeglichen Edelmut. Er bückte sich und nahm sie in die Arme.

»Hör zu, Ma Hla May«, sagte er, »ich hasse dich nicht, du hast mir nichts Böses getan. Ich bin es, der dir unrecht getan hat. Aber das ist jetzt nicht zu ändern. Du mußt heimgehen, und später werde ich dir Geld schicken. Wenn du willst, kannst du im Basar einen Laden aufmachen. Du bist jung. Dies wird dir nichts ausmachen, wenn du Geld hast und einen Ehemann findest.«

»Ich bin ruiniert!« jammerte sie wieder. »Ich werde mich töten. Ich werde von der Landungsbrücke in den Fluß springen. Wie kann ich nach dieser Schande weiterleben?«

Er hielt sie in den Armen, beinahe zärtlich. Sie klammerte sich fest an ihn, drückte das Gesicht an sein Hemd, und ihr Körper schüttelte sich vor Schluchzen. Der Duft des Sandelholzes stieg ihm in die Nüstern. Vielleicht glaubte sie

auch jetzt noch, sie könne, wenn ihre Arme ihn umschlangen und ihr Körper sich an den seinen preßte, ihre Macht erneuern. Er machte sich sanft los, und als er dann sah, daß sie nicht wieder auf die Knie fiel, trat er ein Stück von ihr zurück.

»Das ist genug. Du mußt jetzt gehen. Und hier sind die fünfzig Rupien, die ich dir versprochen habe.«

Er zog seinen Blechkasten unter dem Bett hervor und nahm fünf Zehnrupienscheine heraus. Sie verstaute sie schweigend im ihres *Ingyi*. Ihre Tränen waren ganz plötzlich versiegt. Ohne zu sprechen, ging sie für einen Augenblick ins Badezimmer, und als sie wieder herauskam, war ihr Gesicht gewaschen und zeigte sein natürliches Braun, und Haar und Kleid waren in Ordnung gebracht. Sie sah mürrisch aus, aber nicht mehr hysterisch.

»Zum letztenmal, *Thakin*: du willst mich nicht wieder zu dir nehmen? Ist das dein letztes Wort?«

»Ja. Ich kann's nicht ändern.«

»Dann gehe ich, *Thakin*.«

»Sehr gut. Gott sei mit dir.«

An den hölzernen Pfeiler der Veranda gelehnt, sah er ihr nach, wie sie in dem starken Sonnenlicht den Pfad hinunterging. Sie ging sehr aufrecht, und die Haltung ihres Rückens und Kopfes verriet bittere Gekränktheit. Es stimmte, er hatte ihr die Jugend geraubt. Seine Knie zitterten unbeherrschbar. Hinter ihm erschien Ko S'la auf leisen Sohlen. Er gab ein kleines, tadelndes Hüsteln von sich, um Florys Aufmerksamkeit zu erregen.

»Was gibt es denn jetzt?«

»Das Frühstück für den Heiligen wird kalt.«

»Ich will kein Frühstück. Bring mir was zu trinken - Gin.«

Wie hab ich nur in letzter Zeit gelebt?

XIV

Wie lange gebogene Nadeln sich durch eine Stickerei fädeln,

so fädelten sich die beiden Kanus, die Flory und Elizabeth trugen, das Flößchen hinauf, das vom Ostufer des Irrawaddy landeinwärts verlief. Es war der Tag des Jagdausfluges - nur ein kurzer Nachmittagsausflug, denn sie konnten nicht eine Nacht im Dschungel zusammen verbringen. Sie wollten gegen Abend, wenn es relativ kühl war, ein paar Stunden schießen und rechtzeitig zum Dinner wieder in Kyauktada sein.

Die Kanus - beides ausgehöhlte Baumstämme - glitten rasch dahin, kaum das dunkelbraune Wasser kräuselnd. Wasserhyazinthen mit üppigem schwammigem Laub und blauen Blüten hatten den Fluß halb erstickt, so daß der schiffbare Kanal nur ein meterbreites, gewundenes Band war. Das Licht sickerte grünlich durch die verschlungenen Zweige. Dann und wann hörte man über sich Papageien kreischen, aber keine wilden Tiere zeigten sich, nur einmal schwamm eine Schlange eilig davon und verschwand zwischen den Wasserhyazinthen.

»Wie lange ist es noch bis zum Dorf?« rief Elizabeth zu Flory zurück. Er saß in dem größeren Kanu hinter ihr, zusammen mit Flo und Ko S'la, das von einer in Lumpen gekleideten, runzligen alten Frau gepaddelt wurde.

»Wie weit, Großmama?« fragte Flory die Kanufrau.

Die alte Frau nahm die Zigarre aus dem Mund und legte das Paddel auf die Knie, um nachzudenken. »So weit, wie ein Mann schießen kann«, sagte sie nach einigem Überlegen.

»Etwa eine halbe Meile«, übersetzte Flory.

Sie waren bereits zwei Meilen weit gepaddelt. Elizabeth tat der Rücken weh. Die Kanus kippten bei einer unbedachten Bewegung leicht um, und man mußte kerzengerade auf dem schmalen Sitz ohne Rückenlehne sitzen und die Füße so gut wie möglich aus der Bilge heraushalten, in der tote Garnelen schwammen und die am Boden des Kanus hin- und herschwappte. Der Burmane, der Elizabeth paddelte, war sechzig Jahre alt, halbnackt, tabakbraun, sein Körper so

vollkommen wie der eines jungen Mannes. Sein Gesicht war verwittert, gütig und humorvoll. Sein schwarzer Haarschopf, feiner als das Haar der meisten Burmanen, war über einem Ohr lose geknotet, und ein paar Strähnen fielen ihm über die Wange. Elizabeth hielt das Gewehr ihres Onkels sorgsam auf den Knien. Flory hatte angeboten, es zu tragen, aber sie hatte abgelehnt; in Wirklichkeit machte es ihr solche Freude, es zu halten, daß sie es nicht über sich bringen konnte, es abzugeben. Sie hatte bis heute noch nie ein Gewehr in der Hand gehabt. Sie trug einen Rock aus rauhem Stoff mit derben Sportschuhen und einem seidenen Männerhemd, und sie wußte, daß ihr diese Aufmachung zusammen mit dem Terai-Hut gut stand. Sie war sehr glücklich trotz ihres schmerzenden Rückens, des heißen Schweißes, der sie im Gesicht kitzelte, und den großen, gefleckten Moskitos, die ihre Fußknöchel umsirrten.

Der Fluß verengte sich, und die Hyazinthenbeete wichen steilen Ufern aus schokoladebraunem, glänzendem Schlamm. Bauwürdige schilfgedeckte Hütten überragten den Fluß, ihre Pfähle standen im Flußbett. Ein nackter Junge stand zwischen zwei Hütten und ließ einen grünen Käfer wie einen Drachen an einem Stück Faden fliegen. Er schrie beim Anblick der Europäer, woraufhin weitere Kinder aus dem Nichts auftauchten. Der alte Burmane lenkte das Kanu zu einer Anlegestelle, die aus einem einzigen Palmstamm bestand, den man in den Schlamm gelegt hatte - er war mit Entenmuscheln bedeckt, so daß die Füße einen Halt hatten; dann sprang er hinaus und half Elizabeth an Land. Die anderen folgten mit Taschen und Munition, und Flo fiel, wie immer bei solchen Gelegenheiten, in den Schlamm und sank bis zu den Schultern ein. Ein knochiger alter Mann in einem magentaroten *Paso*, auf der Wange einen Leberfleck, dem vier meterlange graue Haare entsprossen, kam heran mit Verbeugungen und ohrfeigte die Kinder, die sich rund um die Anlegestelle geschart hatten.

»Der Dorfälteste«, sagte Flory.

Der Alte führte sie zu seinem Haus; er ging ihnen voraus mit einem ungewöhnlichen gekrümmten Gang - wie ein auf den Kopf gestelltes L -, eine Folge von Rheumatismus, verbunden mit den ständigen Verbeugungen eines untergeordneten Regierungsbeamten. Eine Kinderschar marschierte schnell hinter den Europäern her, und immer mehr Hunde kamen, alle kläffend, so daß Flo sich hinter Florys Fersen flüchtete. Aus den Türen aller Hütten glotzten haufenweise ländliche Mondgesichter auf die »Ingaleikma«. Das Dorf war düster im Schatten der breiten Blätter. In der Regenzeit trat der Fluß über die Ufer und verwandelte den tiefergelegenen Teil des Dorfes in ein schmutziges hölzernes Venedig, wo die Dorfbewohner aus der Haustür direkt in ihre Kanus stiegen.

Das Haus des Ältesten war ein bißchen größer als die anderen und hatte ein Wellblechdach, das trotz des unerträglichen Lärms, den es in der Regenzeit verursachen mußte, sein größter Stolz war. Er hatte den Bau einer Pagode aufgegeben und damit seine Chancen auf Nirwana erheblich vermindert. Er hastete die Stufen hinauf und versetzte einem Jüngling, der schlafend auf der Veranda lag, einen sanften Rippenstoß. Dann wandte er sich zu den Europäern, verbeugte sich wieder und bat sie, ins Haus zu kommen.

»Wollen wir hineingehen?« fragte Flory. »Ich denke, wir werden eine halbe Stunde warten müssen.«

»Könnten Sie ihm nicht sagen, er möchte ein paar Stühle auf die Veranda herausbringen?« sagte Elizabeth. Nach ihren Erfahrungen in Li Yeiks Haus hatte sie für sich entschieden, nie wieder ins Haus eines Eingeborenen zu gehen, wenn es sich vermeiden ließ.

Im Hause wurde es geschäftig, dann schleppten der Älteste, der Jüngling und eine Frau zwei Stühle heraus, die ganz außerordentlich mit roten Hibiskusblüten und außerdem zwei Begonien in Kerosinbüchsen dekoriert waren. Offenbar war im Hause eine Art Doppelthron für die Europäer vorbereitet

worden. Als Elizabeth sich gesetzt hatte, erschien der Älteste wieder mit einer Teekanne, einem Büschel sehr langer, hellgrüner Bananen und sechs kohlschwarzen Stumpen. Aber als er ihr eine Tasse Tee eingeschenkt hatte, schüttelte Elizabeth den Kopf, denn der Tee sah womöglich noch schlechter aus als der bei Li Yeik.

Der Älteste sah verlegen aus und rieb sich die Nase. Er wandte sich zu Flory und fragte ihn, ob die junge *Thakinma* Milch in ihren Tee haben möchte. Er hatte gehört, daß die Europäer Milch im Tee tranken. Die Dorfleute würden auf Wunsch eine Kuh einfangen und sie melken. Aber Elizabeth lehnte den Tee trotzdem ab; doch sie war durstig und bat Flory, jemanden nach einer der Flaschen Sodawasser zu schicken, die Ko S'la in seiner Tasche mitgebracht hatte. Angesichts dessen zog sich der Älteste zurück, schuldbewußt, weil seine Vorbereitungen ungenügend waren, und überließ die Veranda den Europäern.

Elizabeth hielt noch immer zärtlich ihr Gewehr auf den Knien, während Flory an der Verandabrüstung lehnte und so tat, als rauchte er einen der Stumpen der Ältesten. Elizabeth sehnte sich danach, daß das Schießen endlich anfinge. Sie überschüttete Flory mit unzähligen Fragen.

»Wann können wir aufbrechen? Glauben Sie, daß wir genug Patronen haben? Wie viele Treiber werden wir nehmen? Ach, ich hoffe so, daß wir Glück haben! Sie glauben doch, daß wir etwas erbeuten werden, nicht wahr?«

»Nichts Wunderbares wahrscheinlich. Wir werden uns mit ein paar Tauben und vielleicht Dschungelvögeln begnügen müssen. Sie sind jetzt nicht jagdbar, aber es schadet nichts, wenn wir die Hähne schießen. Es heißt, daß hier in der Gegend ein Leopard ist, der letzte Woche ganz nah beim Dorf einen Ochsen gerissen hat.«

»Oh, ein Leopard! Wie herrlich, wenn wir den schießen

könnten!«

»Das ist ziemlich unwahrscheinlich, fürchte ich. Die einzige Regel für die Jagd in Burma ist, auf nichts zu hoffen. Es ist ausnahmslos enttäuschend. Der Dschungel wimmelt von Wild, aber sehr oft kommt man gar nicht zum Schießen.«

»Wie kommt das?«

»Der Dschungel ist so dicht. Ein Tier braucht nur fünf Meter weit weg sein und ist schon unsichtbar, und in vielen Fällen bringen sie es fertig, den Treibern auszuweichen. Selbst wenn man sie sieht, ist es nur für den Bruchteil einer Sekunde. Und dann ist überall Wasser, so daß kein Tier an eine bestimmte Stelle gebunden ist. Ein Tiger zum Beispiel wird Hunderte von Meilen umherstreifen, wenn es ihm paßt, und da es so viel Wild gibt, brauchen sie nie zu einer Beute zurückzukommen, wenn irgend etwas daran verdächtig ist. Als Junge habe ich Nacht für Nacht neben scheußlich stinkenden toten Kühen auf Tiger gewartet, die nie kamen.«

Elizabeth rieb ihre Schulterblätter an der Stuhllehne. Diese Bewegung machte sie manchmal, wenn ihr etwas sehr gut gefiel. Sie liebte Flory, liebte ihn wirklich, wenn er so etwas erzählte. Die belangloseste Mitteilung über die Jagd faszinierte sie. Wenn er nur immer über die Jagd reden wollte statt über Bücher und Kunst und diese ekle Poesie! In einem plötzlichen Anfall von Bewunderung fand sie, daß Flory auf seine Weise wirklich ein recht gut aussehender Mann sei. Er sah so prachtvoll männlich aus mit seinem am Hals offenen Hemd aus Pagri-Stoff und seinen Shorts und Wickelgamaschen und Jagdstiefeln! Und sein zerfurchtes sonnengebräuntes Gesicht wie das eines Soldaten! Er hatte die Wange mit dem Muttermal von ihr abgewandt. Sie drängte ihn, weiterzusprechen.

»Bitte, erzählen Sie mehr von der Tigerjagd. Es ist so schrecklich interessant!«

Er schilderte die Jagd auf einen rüdisen alten

Menschenfresser, der vor Jahren einen seiner Kulis getötet hatte. Das Warten auf dem von Moskitos umschwirrten *Machan*; die durch den dunkeln Dschungel näherkommenden Tigeraugen wie große, grüne Laternen; das Keuchen und Sabbern, während er den unten an einen Pfahl gebundenen Körper des Kulis verschlang. Flory erzählte das alles ganz leichthin - war der sprichwörtliche Anglo-Inder nicht immer voll von langweiligen Tigerjagdgeschichten? -, aber Elizabeth rieb wieder ihre Schulterblätter voller Entzücken. Er war sich nicht klar darüber, wie sehr solche Geschichten sie beruhigten und für alles, womit er sie gelangweilt und beunruhigt hatte, entschädigten. Sechs strubbelköpfige Jünglinge kamen den Pfad herunter; sie trugen *Dabs* über der Schulter und wurden von einem flehsigen, aber aktiven alten Mann mit grauem Haar angeführt. Sie hielten vor dem Haus des Ältesten, und einer von ihnen stieß einen rauen Schrei aus, woraufhin der Älteste erschien und erklärte, daß diese die Treiber seien. Sie waren jetzt aufbruchbereit, wenn die junge *Thakinma* es nicht zu heiß finde.

Sie brachen auf. Die dem Fluß abgewandte Seite des Dorfes war durch eine sechs Fuß hohe und zwölf Meter dicke Kaktushecke geschützt. Man ging einen schmalen Weg zwischen den Kakteen entlang, dann einen ausgefahrenen, staubigen Ochsenkarrenweg, der zu beiden Seiten von Bambus gesäumt war, der so hoch war wie Fahnenstangen. Die Treiber marschierten sehr schnell im Gänsemarsch an der Spitze, jeder den breiten *Dab* am Unterarm entlanggelegt. Der alte Jäger marschierte direkt vor Elizabeth. Sein *Longyi* war wie ein Lendentuch hochgerafft, und seine mageren Schenkel waren mit dunkelblauen, so komplizierten Mustern tätowiert, daß es so aussah, als hätte er Unterhosen aus blauer Spitze an. Ein Bambusstock von der Dicke eines Männerhandgelenks war heruntergefallen und hing quer über den Pfad. Der Anführer der Treiber durchschnitt ihn mit einem kurzen Aufwärtsschlag seines *Dab*; das eingeschlossene Wasser stürzte wie Diamanten

blitzend heraus. Nach einer halben Meile erreichten sie die freie Ebene, und alle schwitzten, denn sie waren schnell gegangen, und die Sonne brannte mörderisch.

»Dort werden wir schießen, da drüben«, sagte Flory.

Er deutete über das Stoppelfeld, eine breite staubfarbene Ebene, die durch Schlammbegrenzungen in ein bis zwei Morgen große Flecken unterteilt war. Sie war gräßlich flach und leblos bis auf die schneeweißen Reiher. Am anderen Ende erhob sich abrupt ein Dschungel aus großen Bäumen wie eine dunkelgrüne Klippe. Die Treiber waren zu einem zwanzig Meter entfernten weißdornartigen kleinen Baum gegangen. Einer von ihnen kniete nieder, verbeugte sich vor dem Baum und plapperte etwas, während der alte Jäger aus einer Flasche eine trübe Flüssigkeit auf die Erde goß. Die anderen sahen mit ernsten, gelangweilten Gesichtern zu, als säßen sie in einer Kirche.

»Was machen diese Männer?« fragte Elizabeth.

»Nur ein Opfer für die Götter des Ortes. ›Nats‹ nennt man sie - eine Art Dryaden. Sie beten zu dem Baum, damit er uns Glück bringt.«

Der Jäger kam zurück und erklärte mit brüchiger Stimme, daß sie drüben rechts einen kleinen Fleck Unterholz schlagen mußten, bevor man zu dem Hauptdschungel weitergehen könne. Anscheinend hatte der Nat das geraten. Der Jäger zeigte mit seinem *Dab*, wo sich Flory und Elizabeth hinstellen sollten. Die sechs Treiber stürzten sich in das Unterholz; sie wollten einen Umweg machen und sich zurück zu den Reisfeldern durchschlagen. Dreißig Meter vom Rand des Dschungels standen ein paar wilde Rosenbüsche, und hinter einem davon gingen Flory und Elizabeth in Deckung, während Ko S'la sich hinter einen anderen, nahestehenden Busch kauerte und Flo am Halsband hielt und sie streichelte, um sie ruhig zu halten. Flory schickte Ko S'la immer ein Stück weit weg, wenn er schießen wollte, denn er hatte eine irritierende Angewohnheit, mit der

Zunge zu schnalzen, wenn ein Schuß fehlging. Bald hörte man einen weithin widerhallenden Ton - ein Klopfen und seltsam hohles Geschrei; das Treiben hatte begonnen. Elizabeth begann sofort so unkontrollierbar zu zittern, daß sie ihren Gewehrlauf nicht still halten konnte. Ein wunderschöner Vogel, ein bißchen größer als eine Drossel, mit grauen Flügeln und leuchtend scharlachrotem Körper, brach aus den Bäumen und kam im Tauchflug auf sie zu. Das Klopfen und Geschrei kam näher. Einer der Büsche am Rande des Dschungels schwankte heftig - ein großes Tier kam heraus. Elizabeth hob ihre Büchse und bemühte sich, sie ruhig zu halten. Aber es war nur ein nackter gelber Treiber, den *Dah* in der Hand. Er sah, daß er hinausgekommen war, und rief den anderen zu, sie sollten zu ihm kommen.

Elizabeth ließ ihr Gewehr sinken. »Was ist geschehen?«

»Nichts. Das Treiben ist aus.«

»Es war also nichts da!« rief sie in bitterer Enttäuschung.

»Macht nichts, man kriegt nie etwas beim ersten Treiben. Beim nächsten Mal werden wir mehr Glück haben.«

Sie überquerten das klumpige Stoppelfeld, kletterten über die Schlammbegrenzungen, die die Felder teilten, und nahmen ihre Position gegenüber der hohen grünen Wand des Dschungels ein. Elizabeth hatte schon ihr Gewehr laden gelernt. Diesmal hatte das Treiben kaum angefangen, als Ko S'la einen scharfen Pfiff ausstieß. Ein Flug grüner Tauben kam vierzig Meter hoch mit unglaublicher Geschwindigkeit auf sie zu. Sie waren wie eine Handvoll geschleuderter Steine, die über den Himmel wirbelten. Elizabeth war hilflos vor Aufregung. Einen Augenblick konnte sie sich nicht rühren, dann warf sie den Gewehrlauf in die Luft, irgendwo in Richtung der Vögel, und riß heftig am Abzug. Nichts geschah - sie zog am Abzugbügel. Gerade als die Vögel über sie wegflogen, fand sie die Abzüge und zog an beiden gleichzeitig. Es gab einen betäubenden Knall, und sie wurde

einen Schritt zurückgeworfen, wobei sie sich fast das Schlüsselbein brach. Sie hatte dreißig Meter hinter die Vögel geschossen. Im selben Augenblick sah sie Flory sich umwenden und sein Gewehr heben. Zwei der Tauben, die plötzlich in ihrem Flug gestutzt hatten, wirbelten herum und fielen wie Pfeile auf die Erde. Ko S'la schrie, und er und Flo rannten hin.

»Aufgepaßt!« sagte Flory, »da ist eine Kaisertaube. Die müssen wir kriegen! « Ein großer, schwerer Vogel, der viel langsamer flog als die anderen, flatterte über ihnen. Elizabeth wollte nach ihrem Fehlschuß vorhin nicht schießen. Sie sah, wie Flory eine Patrone in den Verschuß steckte und sein Gewehr hob, und aus der Mündung sprang die weiße Rauchfahne. Der Vogel kam mit gebrochenem Flügel schwer herunter. Flo und Ko S'la kamen aufgeregt angerannt, Flo mit der großen Kaisertaube im Maul, während Ko S'la grinsend zwei grüne Tauben aus seiner Kachin-Tasche zum Vorschein brachte.

Flory nahm eine der beiden kleinen grünen Leichen, um sie Elizabeth zu zeigen. »Sehen Sie sich's an. Sind sie nicht wunderhübsch? Der schönste Vogel in Asien.«

Elizabeth berührte die glatten Federn mit der Fingerspitze. Sie war von bitterem Neid erfüllt, weil sie den Vogel nicht geschossen hatte. Und doch empfand sie merkwürdigerweise fast eine Art Bewunderung für Flory, da sie jetzt gesehen hatte, wie er schießen konnte.

»Sehen Sie nur diese Brustfedern; wie ein Edelstein. Es ist Mord, sie zu schießen. Die Burmanen sagen, wenn man einen dieser Vögel schießt, übergeben sie sich, womit sie sagen wollen: ›Sieh, hier ist alles, was ich besitze, und ich habe dir nichts weggenommen. Warum tötest du mich?‹ Ich muß allerdings gestehen, daß ich es noch nie gesehen habe.«

»Schmecken sie gut?«

»Sehr gut. Trotzdem habe ich immer das Gefühl, daß es schade ist, sie zu töten.«

»Ich wollte, ich könnte so schießen wie Sie!« sagte sie neiderfüllt.

»Das ist nur so ein Kniff, Sie werden ihn bald raushaben. Sie wissen, wie Sie Ihr Gewehr halten müssen, und das ist schon mehr, als die meisten Leute können, wenn sie anfangen.«

Doch bei den nächsten beiden Treiben traf Elizabeth nichts. Sie hatte gelernt, nicht aus beiden Läufen auf einmal zu schießen, aber die Aufregung lahmte sie so, daß sie gar nicht zielen konnte. Flory schoß noch ein paar Tauben, außerdem eine kleine Taube mit braunen Flügeln und grüspanfarbenem Rücken. Die Dschungelvögel waren zu schlau, sich zu zeigen, obgleich man ihr Schnalzen ringsum hören konnte, und ein- oder zweimal auch den scharfen Trompetenruf eines Hahnes. Sie drangen jetzt tiefer in den Dschungel ein. Das Licht war graugrün mit blendenden Sonnenflecken. Wohin man auch blickte, war die Aussicht versperrt durch die mannigfaltigen Reihen der Bäume und das Gewirr von Büschen und Schlingpflanzen, die sich um ihre Basis wanden wie das Meer um die Pfosten einer Landungsbrücke. Es war so dicht wie ein sich meilenweit erstreckender Dornenstrauch und bedrückend für das Auge. Manche der Schlingpflanzen waren riesig wie Schlangen. Flory und Elizabeth kämpften sich schmale Wildpfade entlang, schlüpfrige Ufer hinauf, und ihre Kleider wurden von Dornen zerrissen. Ihre Hemden waren von Schweiß durchtränkt. Es war drückend heiß und roch nach zerquetschtem Laub. Manchmal ließen unsichtbare Zikaden minutenlang ein schrilles, metallisches Pfeifen hören wie das Schwirren einer stählernen Gitarre, und dann hörten sie ganz plötzlich auf, und das folgende Schweigen erschreckte einen.

Als sie zum fünften Treiben gingen, kamen sie an einen großen Bobaum, auf dem man hoch oben Kaisertauben gurren hören konnte. Es klang wie das sehr ferne Muhen von Kühen. Ein Vogel flatterte aus dem Geäst und saß allein auf dem obersten Zweig, eine kleine graue Gestalt.

»Versuchen Sie im Sitzen zu schießen«, sagte Flory zu Elisabeth. »Visieren Sie ihn an und drücken Sie ab, ohne zu warten. Nicht das linke Auge zukneifen.«

Elisabeth hob ihr Gewehr, das wie üblich zu zittern begonnen hatte. Die Treiber blieben in einer Gruppe stehen, um zuzusehen, und einige von ihnen konnten sich nicht enthalten, mit der Zunge zu schnalzen; sie fanden es sonderbar und ziemlich abstoßend, zu sehen, wie eine Frau mit einem Gewehr umging. Mit größter Willensanstrengung hielt Elisabeth ihr Gewehr einen Augenblick still und drückte ab. Sie hörte den Schuß nicht; man hört ihn nie, wenn man getroffen hat. Der Vogel schien von dem Zweig in die Höhe zu hüpfen, dann fiel er, sich immer wieder überschlagend, herunter und blieb zehn Meter über ihnen in einer Astgabel stecken. Einer der Treiber legte seinen *Dahhm* und warf einen abschätzenden Blick auf den Baum; dann ging er zu einer großen Schlingpflanze, so dick wie ein Mannerschenkel und verdreht wie ein Stück Gerstenzucker, das von einem Zweig weit herunterhing. Er kletterte die Schlingpflanze hinauf, so leicht, als wäre sie eine Leiter, ging aufrecht den dicken Zweig entlang und holte die Taube herunter. Er legte sie Elisabeth schlaff und warm in die Hand.

Sie konnte sie kaum sein lassen, so entzückte es sie, ihre Beute zu fühlen. Sie hätte sie küssen, an die Brust drücken können. Alle Männer, Flory und Ko S'la und die Treiber, lächelten einander zu, als sie sahen, wie sie den toten Vogel streichelte. Zögernd gab sie ihn Ko S'la, der ihn in die Tasche tat. Sie wurde sich des außergewöhnlichen Wunsches bewußt, Flory die Arme um den Hals zu werfen und ihn zu küssen; und dies irgendwie, weil sie eine Taube getötet hatte.

Nach dem fünften Treiben erklärte der Jäger Flory, sie müßten eine Lichtung überqueren, die für die Ananaszucht verwendet wurde, und das nächste Treiben würde jenseits der Lichtung in einem anderen Teil des Dschungels stattfinden. Sie traten ins Sonnenlicht hinaus, das sie nach dem Dämmer des

Dschungels blendete. Die Lichtung war ein bis zwei Morgen großes Rechteck, das aus dem Dschungel herausgehackt war wie ein gemähtes Rasenstück in hochstehendem Grase; darauf wuchsen die Ananaspflanzen, mit Stacheln bewehrt wie Kaktusse, in Reihen, fast erstickt von Unkraut. Eine niedrige Dornenhecke teilte das Feld in der Mitte. Sie hatten kaum das Feld überquert, als hinter der Hecke ein durchdringendes Kikeriki ertönte.

»Oh, hören Sie!« sagte Elizabeth stehenbleibend. »War das ein Dschungelhahn?«

»Ja. Um diese Zeit kommen sie heraus und suchen Futter.«

»Können wir nicht hingehen und ihn schießen?«

»Wir können's versuchen, wenn Sie wollen. Sie sind listige Burschen. Passen Sie auf, wir werden uns die Hecke entlangschleichen, bis wir gegenüber von ihm sind. Wir müssen völlig geräuschlos gehen.«

Er schickte Ko S'la und die Treiber weiter, und sie beide umgingen das Feld und krochen an der Hecke entlang. Sie mußten sich ganz tief bücken, damit sie nicht zu sehen waren. Elizabeth kroch voran. Der heiße Schweiß rieselte ihr übers Gesicht, kitzelte ihre Oberlippe, und ihr Herz klopfte heftig. Sie fühlte, daß Flory von hinten ihre Ferse berührte. Sie standen beide auf und blickten über die Hecke.

Zehn Meter von ihnen pickte ein kleiner Hahn von der Größe eines Perlhuhnes heftig in der Erde. Er war schön mit seinen langen, seidigen Nackenfedern, dem hochstehenden Kamm und dem gebogenen, lorbeergrünen Schweif. Bei ihm waren sechs Hennen, kleinere braune Vögel mit rautenförmigem Gefieder auf dem Rücken, ähnlich wie Schlangenschuppen. All dies sahen Elizabeth und Flory im Zeitraum einer Sekunde, dann flogen die Vögel mit Kreischen und Schwirren auf und flogen wie Geschosse in den Dschungel. Sofort hob Elizabeth scheinbar automatisch ihr Gewehr und schoß. Es war einer

dieser Schüsse, wo man nicht zielt, sich des Gewehrs in der Hand gar nicht bewußt ist, wo man im Geiste hinter der Ladung herzufliegen und sie zum Ziel zu lenken scheint. Sie wußte, daß der Vogel verloren war, noch bevor sie abdrückte. Er taumelte, seine Federn flogen dreißig Meter weit. »Guter Schuß, guter Schuß!« rief Flory. In ihrer Aufregung ließen beide ihre Gewehre fallen, durchbrachen die Dornhecke und rannten Seite an Seite zu der Stelle, wo der Vogel lag.

»Guter Schuß!« wiederholte Flory, ebenso aufgeregt wie sie. »Donnerwetter, ich habe noch nie gesehen, daß jemand an seinem ersten Tag einen Vogel im Fluge getötet hat, nie! Sie haben ja geschossen wie der Blitz. Einfach phantastisch!«

Sie knieten einander gegenüber, den toten Vogel zwischen sich. Erschrocken merkten sie, daß ihre Hände, seine rechte und ihre linke, sich fest aneinander klammerten. Sie waren Hand in Hand zu der Stelle gelaufen, ohne es zu merken.

Eine plötzliche Stille kam über die beiden, ein Gefühl von etwas Bedeutsamem, das geschehen mußte. Flory langte herüber und nahm ihre andere Hand. Sie fügte sich nachgiebig, willig. Einen Augenblick knieten sie so mit verschlungenen Händen. Die Sonne brannte auf sie nieder, und die Wärme stieg aus ihren Körpern auf; sie schienen auf Wolken von Hitze und Freude zu schweben. Er ergriff sie bei den Oberarmen, um sie an sich zu ziehen.

Dann wandte er plötzlich den Kopf ab und stand auf, Elizabeth mit hochziehend. Er ließ ihre Arme los. Sein Muttermal war ihm eingefallen. Er wagte es nicht. Nicht hier, nicht bei Tageslicht. Die Zurückweisung, die es herausforderte, war zu schrecklich. Um die Verlegenheit des Augenblicks zu überspielen, bückte er sich und hob den Dschungelhahn auf.

»Es war großartig«, sagte er. »Ihnen braucht man nichts beizubringen. Sie können bereits schießen. Wir wollen lieber weitergehen zum nächsten Treiben.«

Sie waren gerade über die Hecke zurückgegangen und hatten ihre Gewehre aufgehoben, als sie vom Rande des Dschungels her eine Reihe Rufe hörten. Zwei Treiber kamen mit Riesensprüngen auf sie zugerannt, die Arme wild in der Luft schwenkend.

»Was ist los?« fragte Elizabeth.

»Ich weiß nicht. Sie müssen ein Tier gesehen haben. Etwas Gutes, so wie sie aussehen.«

»Oh, hurrah! Kommen Sie!«

Sie liefen los und überquerten eilig das Feld, sich durch die Ananaspflanzen und die steifen, stacheligen Unkräuter durchschlagend. Ko S'la und fünf Treiber standen auf einem Haufen und redeten alle zugleich, und die anderen zwei winkten Flory und Elizabeth aufgeregt. Als sie herankamen, sahen sie in der Mitte der Gruppe eine alte Frau, die mit einer Hand ihren zerlumpten *Longyi* hochhielt und mit der anderen, in der sie eine große Zigarre hielt, gestikulierte. Elizabeth hörte ein Wort, das immer wiederholt wurde, es klang wie ›Char‹.

»Was sagen sie?« fragte sie.

Die Treiber scharten sich um Flory, alle redeten eifrig und zeigten in den Dschungel. Nach ein paar Fragen winkte er ihnen zu schweigen und wandte sich zu Elizabeth:

»Also, das ist aber wirklich Glück! Diese Alte kam durch den Dschungel, und bei dem Knall von Ihrem Schuß hat sie einen Leoparden über den Pfad laufen sehen, sagt sie. Diese Männer wissen, wo er sich wahrscheinlich versteckt. Wenn wir schnell machen, können sie ihn vielleicht einkreisen, bevor er sich davonschleicht, und ihn heraustreiben. Wollen wir's versuchen?«

»O ja, bitte! Oh, das wird ein Spaß! Wie schön, wie schön, wenn wir diesen Leoparden erwischen könnten!«

»Aber Sie wissen doch, daß es gefährlich ist? Wir werden

dicht zusammen bleiben, und wahrscheinlich wird alles gutgehen, aber zu Fuß ist es nie absolut sicher. Sind Sie bereit?«

»Aber natürlich, natürlich! Ich habe keine Angst. O bitte, machen wir schnell und fangen wir an!«

»Einer von euch kommt mit uns und zeigt uns den Weg«, sagte er zu den Treibern. »Ko S'la, nimm Flo an die Leine und geh mit den anderen. Wenn sie bei uns ist, wird sie nie ruhig bleiben. Wir müssen uns beeilen.«

Ko S'la und die Treiber eilten am Rande des Dschungels entlang. Sie würden weiter oben eindringen und mit dem Treiben beginnen. Der andere Treiber, derselbe Jüngling, der die Taube vom Baum geholt hatte, tauchte in den Dschungel, und Flory und Elizabeth folgten ihm. Mit kurzen, schnellen Schritten, fast rennend, führte er sie durch ein Labyrinth von Wildpfaden. Das Gebüsch hing so tief herunter, daß sie zuweilen fast kriechen mußten, und die Schlingpflanzen hingen wie Fallstricke über dem Pfad. Der Boden war staubig, und man hörte keine Schritte. An einem Punkt im Dschungel blieb der Treiber stehen, deutete auf den Boden zum Zeichen, daß hier die richtige Stelle sei, und legte den Finger an die Lippen. Flory nahm vier SG-Patronen aus seiner Tasche und nahm Elizabeths Gewehr, um es schweigend zu laden.

Hinter ihnen raschelte es leise, und sie fuhren alle zusammen. Ein fast nackter Jüngling mit einem Schrotkorn-Bogen, von irgendwoher, hatte das Gebüsch geteilt. Er sah den Treiber an, schüttelte den Kopf und deutete den Pfad hinauf. Die beiden Jünglinge verständigten sich durch Zeichensprache, dann schien der Treiber einverstanden zu sein. Alle vier stahlen sich vierzig Meter weiter auf dem Pfad, um eine Biegung, dann blieben sie wieder stehen. Im selben Augenblick brach ein Höllenlärm von Geschrei, unterbrochen von Flos Gebell, ein paar hundert Meter weiter aus.

Elizabeth fühlte die Hand des Treibers auf ihrer Schulter, die

sie nach unten drückte. Alle vier hockten sich hin, gedeckt von einem Dornbusch, die Europäer vorn, die Burmanen hinten. In der Ferne hörte man einen solchen Tumult und das Klirren von *Dahs* gegen Baumstämme, daß man kaum glauben konnte, wie sechs Männer so viel Lärm machen könnten. Die Treiber achteten sehr darauf, daß der Leopard nicht umkehrte und auf sie losging. Elizabeth sah einige große gelbe Ameisen wie Soldaten über die Dornen des Busches marschieren. Eine fiel ihr auf die Hand und kroch ihren Unterarm hinauf. Sie wagte sich nicht zu bewegen, um sie wegzuwischen. Sie betete im stillen: »Bitte, lieber Gott, laß den Leoparden kommen! Ach, bitte, lieber Gott, laß den Leoparden kommen!«

Plötzlich hörte man ein lautes Getrappel auf dem Laub. Elizabeth hob ihr Gewehr, aber Flory schüttelte heftig den Kopf und drückte den Lauf wieder nach unten. Ein Dschungelvogel huschte mit langen, lärmenden Schritten über den Pfad.

Das Geschrei der Treiber schien kaum näher zu kommen; im übrigen Teil des Dschungels war es totenstill. Die Ameise auf Elizabeths Arm biß sie schmerzhaft und ließ sich dann zu Boden fallen. Eine schreckliche Verzweiflung stieg auf; der Leopard kam nicht, er war irgendwohin entschlüpft, sie hatten ihn verloren. Fast wünschte sie, sie hätten nie von dem Leoparden gehört, die Enttäuschung war so qualvoll. Dann fühlte sie den Treiber sie in den Ellbogen zwicken. Er hatte den Kopf vorgestreckt, seine glatte, mattgelbe Wange befand sich nur ein paar Zentimeter von der ihren: sie konnte das Kokosnußöl in seinem Haar riechen. Seine rauhen Lippen waren wie zum Pfeifen gespitzt; er hatte etwas gehört. Dann hörten es auch Flory und Elizabeth, ein ganz leises Geflüster, als glitte ein Luftgeschöpf durch den Dschungel und streifte den Boden nur mit dem Fuß. Im selben Augenblick tauchten Kopf und Schultern aus dem Unterholz auf, fünfzehn Meter weiter unten auf dem Pfad.

Er blieb, die Vorderpfoten auf dem Pfad, stehen. Sie konnten

seinen gedrunghenen Kopf mit den anliegenden Ohren sehen, seinen entblößten Augenzahn und seine dicken, mächtigen Schenkel. Im Schatten sah er nicht gelb aus, sondern grau. Er lauschte gespannt. Elizabeth sah Flory aufspringen, sein Gewehr anlegen und sofort abdrücken. Der Schuß dröhnte, und fast gleichzeitig hörte man ein schweres Rascheln, als das Raubtier flach ins Kraut fiel. »Aufpassen!« rief Flory, »er ist noch nicht tot!« Er schoß noch einmal, und man hörte wiederum einen dumpfen Aufschlag: der Schuß hatte getroffen. Der Leopard keuchte. Flory riß sein Gewehr auf und suchte in seiner Tasche nach einer Patrone, dann warf er alle Patronen auf den Pfad und kniete sich hin, um in fliegender Hast zu suchen.

»Verdammt und zugenäht!« rief er. »Nicht eine einzige SG ist darunter. Wo hab ich die bloß hingetan?«

Der Leopard war verschwunden, als er fiel. Er wälzte sich im Unterholz wie eine große, verwundete Schlange und schrie mit einem knurrenden, schluchzenden Laut, wild und kläglich. Das Geräusch schien näher zu kommen. Jede Patrone, die Flory umdrehte, hatte auf ihrem Ende eine 6 oder 8 eingepreßt. Die übrigen Großwildpatronen waren tatsächlich bei Ko S'la geblieben. Das Krachen und Knurren waren jetzt kaum fünf Meter weit weg, aber sie konnten nichts sehen, der Dschungel war zu dicht.

Die beiden Burmanen schrien: »Schießen! Schießen! Schießen!« Ihr Ruf entfernte sich, sie sprangen zu dem nächsten Baum, den man erklettern konnte. Im Unterholz krachte es jetzt so nah, daß der Busch, an dem Elizabeth stand, erschüttert wurde.

»Mein Gott, er ist schon beinahe hier!« sagte Flory. »Wir müssen ihn irgendwie abhalten. Schießen Sie los!«

Elizabeth hob ihr Gewehr. Ihre Knie bebten wie Kastagnetten, aber ihre Hand war so ruhig wie Stein. Sie feuerte sehr schnell, einmal, zweimal. Das Krachen entfernte sich. Der Leopard

kroch weg, angeschossen, aber flink, und noch immer unsichtbar.

»Gut! Sie haben ihn erschreckt«, sagte Flory.

»Aber er entkommt! Er entkommt!« rief Elizabeth, aufgereggt herumhüpfend. Sie wollte ihm folgen. Flory sprang auf und zog sie zurück.

»Keine Angst! Sie bleiben hier. Warten Sie!«

Er lud sein Gewehr mit zwei Schrotkugeln und lief in Richtung des Geräusches. Einen Augenblick konnte Elizabeth weder Tier noch Mann sehen, dann tauchten sie auf einem dreißig Meter entfernten kahlen Fleck wieder auf. Der Leopard kroch sich windend auf dem Bauch und schluchzte dabei. Flory richtete sein Gewehr auf ihn und schoß aus vier Meter Entfernung. Der Leopard sprang hoch wie ein Kissen, wenn man darauf schlägt, dann rollte er zur Seite, rollte sich zusammen und lag still. Flory stieß den Leichnam mit seinem Gewehrkolben an. Er rührte sich nicht.

»Alles in Ordnung, er ist tot«, rief er. »Kommen Sie her und sehen Sie ihn sich an.«

Die beiden Burmanen sprangen von ihrem Baum, und sie und Elizabeth gingen zu Flory hinüber. Der Leopard, ein Männchen, lag zusammengerollt da, den Kopf zwischen den Vorderpfoten. Er sah jetzt viel kleiner aus, eigentlich rührend, wie ein totes Kätzchen. Elizabeths Knie zitterten immer noch. Sie und Flory standen und blickten auf den Leoparden nieder, dicht nebeneinander, aber diesmal ohne sich bei den Händen zu halten.

Fast sofort erschienen Ko S'la und die anderen, mit großem Freudengeschrei. Flo schnupperte einmal an dem toten Leoparden, dann zog sie den Schwanz ein und stürzte winselnd fünfzig Meter weit davon. Sie ließ sich nicht dazu bringen, sich ihm noch einmal zu nähern. Alle hockten sich um den Leoparden und starrten ihn an. Sie streichelten seinen schönen

weißen Bauch, der weich war wie ein Hasenfell, und drückten seine breiten Pranken, damit die Krallen herauskamen, und zogen seine schwarzen Lippen zurück, um die Fangzähne zu untersuchen. Bald fällten zwei von den Treibern einen hohen Bambus und hängten den Leopard an den Pfoten daran auf; sein langer Schwanz schleppte nach, und dann marschierten sie im Triumph zurück ins Dorf. Von weiterem Schießen war keine Rede, obgleich es noch hell genug gewesen wäre. Sie alle, auch die Europäer, drängte es nach Hause, wo sie sich mit ihren Taten rühmen konnten.

Flory und Elizabeth gingen Seite an Seite über das Stoppelfeld. Die anderen mit den Gewehren und dem Leopard waren ihnen dreißig Meter voraus, und Flo schlich ein großes Stück hinter ihnen her. Die Sonne ging hinter dem Irrawaddy unter. Das Licht schien gleichmäßig über das Feld und vergoldete die Stoppeln und beleuchtete ihre Gesichter mit sanftem, gelbem Glanz. Elizabeths Schulter berührte fast Florys Schulter beim Gehen. Der Schweiß, der ihre Hemden durchnäßt hatte, war wieder getrocknet. Sie sprachen nicht viel. Sie waren glücklich es war dieses Übermaß an Glück, wie es sich vor Erschöpfung nach einer Leistung einstellt und mit dem nichts anderes zu vergleichen ist - keine Freude des Körpers oder der Seele.

»Das Leopardenfell gehört Ihnen«, sagte Flory, als sie sich dem Dorf näherten.

»Oh, aber Sie haben ihn geschossen!«

»Macht nichts, Sie kriegen das Fell. Teufel, ich möchte wissen, wie viele Frauen in diesem Lande so klaren Kopf behalten hätten wie Sie! Ich sehe sie direkt kreischen und in Ohnmacht fallen. Ich werde das Fell für Sie im Gefängnis von Kyauktada beizen lassen. Da ist ein Häftling, der kriegt die Felle so weich wie Samt. Er ist zu sieben Jahren verurteilt, hat also Zeit gehabt, sein Handwerk zu lernen.«

»O ja, vielen vielen Dank!«

Mehr sagten sie fürs erste nicht. Später, wenn sie Schweiß und Schmutz abgewaschen, etwas gegessen und sich ausgeruht hatten, würden sie sich wieder im Club treffen. Es brauchte keine Verabredung, es war selbstverständlich, daß sie sich treffen würden. Ebenso selbstverständlich war es, daß Flory Elizabeth bitten würde, ihn zu heiraten, obwohl auch darüber nichts gesagt wurde.

Im Dorf zahlte Flory jedem Treiber acht Annas, überwachte das Abhäuten des Leoparden und gab dem Anführer eine Flasche Bier und zwei von den Kaisertauben. Das Fell und der Schädel wurden in das eine Kanu gepackt. Alle Barthaare waren trotz Ko S'las wachsamen Bemühungen gestohlen worden. Einige junge Männer aus dem Dorf trugen den Kadaver fort, um das Herz und verschiedene andere Organe zu essen, was sie ihrem Glauben nach so stark und flink wie den Leoparden machen würde.

XV

Als Flory in den Club kam, fand er die Lackersteens in ungewöhnlich verdrossener Stimmung. Mrs. Lackersteen saß wie üblich auf dem besten Platz unter dem Punkah und las die Zivilliste, den Debrett von Burma. Sie war nicht gut auf ihren Mann zu sprechen, der ihr die Stirn geboten und sich gleich beim Eintreten einen ›Doppelten‹ bestellt hatte und sie außerdem noch dadurch ärgerte, daß er den *Pink'un* las. Elizabeth saß allein in der stickigen kleinen Bibliothek und blätterte in einer alten Nummer von *Blackwood's*.

Nach ihrer Trennung von Flory hatte Elizabeth ein sehr unangenehmes Abenteuer gehabt. Sie war aus dem Bad gekommen und halb fertig mit dem Umziehen zum Dinner gewesen, als ihr Onkel plötzlich in ihrem Zimmer erschienen war - unter dem Vorwand, noch weiteres über ihre

Jagderlebnisse zu hören - und angefangen hatte, sie in schlechthin unmißverständlicher Weise ins Bein zu kneifen. Elizabeth war entsetzt. Es war ihre erste Erfahrung mit der Tatsache, daß manche Männer imstande sind, sich ihren eigenen Nichten zu nähern. Man lernt nie aus. Mr. Lackersteen hatte versucht, das Ganze als einen Scherz abzutun, aber dazu war er zu plump und auch schon fast zu betrunken.

Zum Glück war seine Frau nicht in Hörweite, sonst hätte es einen erstklassigen Skandal abgesetzt.

Das Dinner danach war eine etwas unbehagliche Mahlzeit, Mr. Lackersteen grollte. Was für ein Quatsch, wie sich diese Frauen zierten und einen an seinem Vergnügen hinderten! Das Mädchen war so hübsch, daß sie ihn an die Illustrationen in *La Vie Parisienne* erinnerte, und zum Teufel! bezahlte er nicht ihren Unterhalt? Es war eine Schande. Aber für Elizabeth war die Lage sehr ernst. Sie besaß keinen Pfennig und kein Zuhause außer dem Haus ihres Onkels. Sie war achttausend Meilen weit gereist, um hier zu bleiben. Es wäre schrecklich, wenn nach nur vierzehn Tagen das Haus ihres Onkels für sie ungeeignet würde.

Infolgedessen war sie sich einer Sache jetzt viel sicherer als vorher: wenn Flory sie bat, ihn zu heiraten (und daran war kaum zu zweifeln), würde sie ja sagen. Möglicherweise hätte sie sich zu einer anderen Zeit anders entschieden. Diesen Nachmittag, im Zauber dieses herrlichen, aufregenden, kurzum: »wunderschönen« Abenteuers war sie nahe daran gewesen, Flory zu lieben; so nahe, wie es nur möglich war. Doch selbst nach diesem Nachmittag wären ihre Zweifel vielleicht zurückgekehrt. Denn es war immer etwas Fragwürdiges an Flory gewesen - sein Alter, sein Muttermal, seine verrückte, perverse Art zu reden - dieses »Hochgestochene« Gerede, zugleich unverständlich und beunruhigend. Es hatte Tage gegeben, an denen sie sogar etwas gegen ihn gehabt hatte. Aber jetzt hatte das Benehmen ihres Onkels den Ausschlag gegeben. Was auch immer geschah, sie mußte zusehen, daß sie aus dem Haus ihres

Onkels entkam, und zwar bald. Ja, zweifellos würde sie Flory heiraten, wenn er sie fragte.

Er las ihre Antwort auf ihrem Gesicht, als er in die Bibliothek trat. Ihre Miene war sanfter, nachgiebiger, als er sie je gesehen hatte. Sie trug dasselbe fliederfarbene Kleid, das sie am ersten Morgen getragen hatte, und der Anblick des bekannten Kleides gab ihm Mut. Es schien sie ihm näherzubringen, die Fremdheit und die Eleganz, die ihn manchmal irritiert hatten, zu beseitigen.

Er nahm die Zeitschrift zur Hand, in der sie gelesen hatte, und machte eine Bemerkung; ein Weilchen plauderten sie in der banalen Art, die anscheinend so selten zu vermeiden war. Es ist sonderbar, wie das reine Gefasel im Gespräch fast zu allen Zeiten obenaufschwingt. Doch selbst während sie plauderten, schlenderten sie fast unbewußt zur Tür und dann hinaus und bald zu dem großen Jasminbaum am Tennisplatz. Es war eine Vollmondnacht. Blendend wie eine weißglühende Münze, so glänzend, daß es den Augen weh tat, schwamm der Mond schnell aufwärts an einem rauchblauen Himmel, über den ein paar gelbliche Federwölkchen trieben. Die Sterne waren noch nicht zu sehen. Die Krotonbüsche, am Tage häßliche Dinger wie gelbsüchtiger Lorbeer, waren durch den Mond in gezackte schwarzweiße Muster wie phantastische Holzschnitte verwandelt. Nahe dem Zaun des Grundstücks gingen zwei drawidische Kulis die Straße entlang, auch sie verwandelt mit glänzenden weißen Lumpen. Durch die laue Luft strömte der Duft der Jasminbüsche wie von einem unerträglichen Präparat aus einem Groschenautomaten.

»Sehen Sie den Mond, sehen Sie ihn nur an!« sagte Flory. »Er ist wie eine weiße Sonne. Er ist heller als an einem englischen Wintertag.«

Elizabeth blickte auf in die Zweige des Jasminbaumes, die der Mond in silberne Gerten verwandelt zu haben schien. Das Licht lag so dick, als könnte man es greifen, auf allem, es überzog die Erde und die rauhe Rinde der Bäume wie mit einem glänzenden

Salz, und jedes Blatt schien eine feste Decke von Licht zu tragen wie Schnee. Selbst Elizabeth, der solche Dinge gleichgültig waren, war erstaunt.

»Es ist wunderbar. Einen solchen Mondschein sieht man zu Hause nie. Er ist so - so -« Da ihr außer ›hell‹ kein Adjektiv einfiel, schwieg sie. Sie hatte die Gewohnheit, ihre Sätze unvollendet zu lassen.

»Ja, der alte Mond tut sein Bestes in diesem Land. Wie dieser Baum stinkt, finden Sie nicht? Diese bestialischen Tropenpflanzen! Ich hasse Bäume, die das ganze Jahr über blühen, Sie auch?«

Er sprach halb geistesabwesend, um die Zeit hinzubringen, bis die Kulis außer Sicht sein würden. Als sie verschwanden, legte er den Arm um Elizabeths Schulter, und als sie nicht zurückschreckte oder sprach, drehte er sie um und zog sie an sich. Ihr Kopf lag an seiner Brust, und ihr kurzes Haar streifte seine Lippen. Er legte die Hand unter ihr Kinn und hob ihr Gesicht zu seinem empor. Sie trug keine Brille.

»Es stört Sie nicht?«

»Nein.«

»Ich meine, dieses - Ding da stört Sie nicht?« Er schüttelte leicht den Kopf, um auf sein Muttermal hinzuweisen. Er konnte sie nicht küssen, ohne diese Frage gestellt zu haben.

»Nein, nein. Natürlich nicht.«

Einen Augenblick nachdem ihre Lippen sich begegneten, fühlte er, wie ihr nackter Arm sich leicht um seinen Hals legte. Sie standen aneinandergepreßt an dem glatten Stamm des Jasminbaumes, Körper an Körper, Mund an Mund, eine Minute oder länger. Der kränkliche Geruch des Baumes mischte sich mit dem Duft von Elizabeths Haar. Und der Duft weckte in ihm ein Gefühl von Blamage, von Entfernthheit von Elizabeth, obwohl er sie in den Armen hielt. Alles, was dieser fremdländische Baum für ihn symbolisierte, sein Exil, die

heimlichen, vergeudeten Jahre - es lag wie eine unüberbrückbare Kluft zwischen ihnen. Wie sollte er je bei ihr Verständnis dafür finden, was er von ihr wollte? Er machte sich frei und drückte ihre Schultern sanft gegen den Baum und blickte auf ihr Gesicht nieder, das er sehr deutlich sehen konnte, obwohl der Mond hinter ihr stand.

»Es ist zwecklos, zu versuchen, Ihnen zu sagen, was Sie für mich bedeuten«, sagte er. »»Was Sie für mich bedeutend. Diese abgegriffenen Phrasen! Sie wissen nicht, Sie können nicht wissen, wie ich Sie liebe. Aber ich muß versuchen, es Ihnen zu sagen. Ich muß Ihnen so viel sagen. Wollen wir lieber wieder in den Club gehen? Vielleicht suchen sie nach uns. Wir können uns auf der Veranda unterhalten.«

»Ist mein Haar sehr unordentlich?« fragte sie.

»Nein, sehr schön.«

»Aber ist es nicht unordentlich geworden? Streichen Sie es glatt, ja, bitte?«

Sie neigte ihm den Kopf zu, und er glättete mit der Hand die kurzen, kühlen Locken. Die An, wie sie ihm den Kopf zuneigte, gab ihm ein merkwürdiges Gefühl der Intimität, viel intimer als der Kuß, als wäre er schon ihr Gatte. Ach, er mußte sie haben, das war gewiß! Nur wenn er sie heiratete, konnte sein Leben noch geborgen werden. Gleich würde er sie fragen. Sie gingen langsam durch die Baumwollbüsche und zum Klub zurück, sein Arm noch um ihre Schulter gelegt.

»Wir können uns auf der Veranda unterhalten«, wiederholte er. »Irgendwie haben wir uns nie richtig gesprochen, Sie und ich. Mein Gott, wie habe ich mich all diese Jahre nach jemandem gesehnt, zu dem ich sprechen kann! Wie ich zu Ihnen sprechen könnte, unendlich, unendlich! Das klingt langweilig. Ich fürchte, es wird langweilig sein. Ich muß Sie bitten, es sich für ein Weilchen gefallen zu lassen.«

Bei dem Wort ›langweilig‹ äußerte sie so etwas wie einen

kleinen Protest.

»Nein, es ist langweilig. Das weiß ich. Wir Anglo-Inder werden immer als Langweiler betrachtet. Und das *sind* wir auch. Aber wir können es nicht ändern. Wissen Sie, da ist - wie soll ich es sagen? - ein Dämon in uns, der uns zum Sprechen treibt. Wir gehen mit einer Last von Erinnerungen herum, die wir mit jemand teilen möchten, und irgendwie können wir das nie. Das ist der Preis, den wir dafür bezahlen müssen, daß wir in diesem Lande leben.«

Sie waren auf der Seitenveranda ziemlich sicher vor Unterbrechungen, denn hier führte keine Tür direkt heraus. Elizabeth hatte sich hingesetzt, die Arme auf dem kleinen Korbtisch, aber Flory schlenderte weiter auf und ab, die Hände in den Jackettaschen, bald im Mondlicht, das unter der östlichen Dachtraufe auf die Veranda fiel, bald wieder im Schatten.

»Ich habe eben gesagt, daß ich Sie liebe. Liebe! Das Wort ist so oft gebraucht worden, bis es keine Bedeutung mehr hat. Aber ich will zu erklären versuchen. Als wir heute nachmittag zusammen auf der Jagd waren, dachte ich: mein Gott! hier ist endlich jemand, der mein Leben mit mir teilen kann, wirklich teilen, wirklich mit mir *leben* - verstehen Sie -«

Er wollte sie bitten, ihn zu heiraten - er hatte wirklich beabsichtigt, sie ohne weiteres Zögern zu fragen. Aber die Worte wurden noch nicht gesprochen; statt dessen redete er weiter und weiter über sich selbst. Er konnte nicht anders. Es war so wichtig, daß sie etwas davon verstand, wie sein Leben in diesem Lande gewesen war; daß sie die Art der Einsamkeit begriff, die sie aufheben sollte. Und es war so teuflisch schwer zu erklären. Es ist teuflisch, unter einem Schmerz zu leiden, der namenlos ist. Gesegnet sind jene, die nur mit klassifizierbaren Krankheiten geschlagen sind! Gesegnet sind die Armen, die Kranken, die unglücklich Liebenden, denn wenigstens wissen die anderen, was mit ihnen los ist, und hören sich ihre Bauchschmerzen mitfühlend an. Aber wer versteht die

Schmerzen des Exils, der sie nicht selbst erlitten hat? Elizabeth sah ihn hin- und hergehen, bald in, bald außerhalb des Teiches von Mondschein, der sein seidenes Jackett in Silber verwandelte. Ihr klopfte noch das Herz von dem Kuß, und doch wanderten ihre Gedanken, während er sprach. Würde er sie um ihre Hand bitten? Er ging darin so langsam vor. Ihr wurde undeutlich bewußt, daß er etwas über Einsamkeit sagte. Ach, natürlich! Er erzählte ihr von der Einsamkeit, mit der sie sich im Dschungel würde abfinden müssen, wenn sie verheiratet waren. Er hätte sich darüber keine Sorgen zu machen brauchen. Vielleicht fühlte man sich wirklich im Dschungel manchmal ziemlich einsam? Meilenweit von allem entfernt, kein Kinematograph, keine Tanzereien, niemand zur Unterhaltung als den Ehemann, abends nichts zu tun außer lesen - ziemlich langweilig klang das. Aber man konnte ein Grammophon anschaffen. Wie anders würde es sein, wenn diese neuen tragbaren Radioapparate nach Burma kämen! Sie wollte das gerade sagen, als er fortfuhr:

»Habe ich mich Ihnen überhaupt verständlich gemacht? Haben Sie von dem Leben, das wir hier führen, ein Bild bekommen? Die Fremde, die Einsamkeit, die Melancholie! Fremde Bäume, fremde Blumen, fremde Landschaften, fremde Gesichter. Das alles ist so fremd wie auf einem anderen Planeten. Aber sehen Sie - und eben das möchte ich Ihnen so gern klarmachen -, sehen Sie, vielleicht ist es gar nicht so schlecht, auf einem anderen Planeten zu leben, vielleicht ist es sogar das Interessanteste, was man sich vorstellen kann, wenn man nur einen Menschen hat, mit dem man es teilen kann. Einen Menschen, der es mit ähnlichen Augen sehen könnte wie man selbst. Dieses Land ist für mich so etwas wie eine einsame Hölle gewesen - das ist es für die meisten von uns -, und doch kann ich Ihnen sagen, es könnte ein Paradies sein, wenn man nicht allein wäre. Kommt Ihnen das alles ganz sinnlos vor?«

Er war am Tisch stehen geblieben und nahm ihre Hand. Im

Halbdunkel konnte er ihr Gesicht nur als blasses Oval sehen, wie eine Blume, aber als er ihre Hand fühlte, wußte er sofort, daß sie von dem, was er gesagt hatte, kein Wort verstanden hatte. Wie sollte sie auch? Es war so fruchtlos, dieses verschlungene Gerede! Er würde jetzt sofort zu ihr sagen: Wollen Sie mich heiraten? Hatten sie nicht das ganze Leben vor sich, um sich auszusprechen? Er nahm ihre andere Hand und zog sie sanft hoch.

»Verzeihen Sie mir all den Quatsch, den ich geredet habe.«

»Ist schon gut«, murmelte sie undeutlich, denn sie erwartete, daß er sie küssen würde.

»Nein, es ist Unsinn, so zu reden. Manches läßt sich in Worte fassen, manches nicht. Außerdem war es eine Unverschämtheit, immerfort nur über mich selbst zu quengeln. Aber ich wollte auf etwas hinaus. Schauen Sie, was ich sagen wollte: Wollen Sie -«

»Elizabeth!«

Es war Mrs. Lackersteens hochgeschraubte, klagende Stimme, die vom Club her rief.

»Elizabeth! Wo bist du, Elizabeth!«

Offenbar näherte sie sich der Eingangstür - würde im nächsten Augenblick auf der Veranda sein. Flory zog Elizabeth an sich. Sie küßten einander eilig. Er ließ sie los, behielt nur ihre Hände in den seinen.

»Schnell, wir haben gerade noch Zeit. Beantworten Sie mir dies: Wollen Sie -«

Aber mit diesem Satz kam er nie weiter. Im selben Augenblick geschah etwas Außerordentliches unter seinen Füßen - der Fußboden wogte und rollte wie ein Meer - er taumelte, dann schwindelte ihm, und er fiel hin und schlug mit dem Oberarm auf, als der Fußboden sich ihm entgegenhob. Als er da lag, wurde er heftig hin- und hergeschleudert, als ob unter ihnen ein riesiges Tier das ganze Gebäude auf seinem Rücken

schaukelte.

Der betrunkene Fußboden kam ganz plötzlich wieder zur Ruhe, und Flory setzte sich auf, benommen aber nicht ernstlich verletzt. Er bemerkte undeutlich, daß Elizabeth ausgestreckt neben ihm lag und aus dem Innern des Clubhauses Schreie kamen. Draußen vor dem Tor rannten zwei Burmanen durch den Mondschein, ihr langes Haar nach hinten geweht. Sie schrien so laut sie konnten:

»Nga Yin schüttelt sich! Nga Yin schüttelt sich!«

Flory sah ihnen verständnislos nach. Wer war Nga Yin? Nga ist die Vorsilbe vor dem Namen eines Verbrechers. Nga Yin mußte ein Bandit sein. Warum schüttelte er sich? Dann fiel es ihm ein. Nga Yin war ein Riese, der nach dem Glauben der Burmanen wie Typhon unter der Erdkruste begraben war. Natürlich! Es war ein Erdbeben.

»Ein Erdbeben!« rief er, und dann fiel ihm Elizabeth ein, und er wollte sie aufheben. Aber sie hatte sich schon aufgesetzt, war unverletzt und rieb sich den Hinterkopf.

»War das ein Erdbeben?« fragte sie mit ziemlich eingeschüchterter Stimme.

Mrs. Lackersteens hohe Gestalt kam um die Ecke der Veranda gekrochen, sich an die Mauer klammernd wie eine in die Länge gezogene Eidechse. Sie rief hysterisch:

»Mein Gott, ein Erdbeben! Oh, was für ein furchtbarer Schock! Ich kann das nicht ertragen - mein Herz wird es nicht aushaken. Ach je, ach je! Ein Erdbeben!«

Mr. Lackersteen torkelte ihr nach mit seltsam ataktischen Schritten, deren Ursache teils in dem Erdbeben zu suchen war, teils im Gin.

»Ein Erdbeben, verdammt noch mal!« sagte er.

Flory und Elizabeth kamen langsam auf die Füße. Sie gingen alle hinein mit diesem merkwürdigen Gefühl in den Fußsohlen,

das man hat, wenn man aus einem schaukelnden Boot an Land geht. Der alte Butler kam eilig aus den Dienstenräumen, sich im Gehen seinen *Pagri* auf den Kopf drückend und gefolgt von einem Trupp schnatternder *Chokras*.

»Erdbeben, Sir, Erdbeben!« blubberte er eifrig.

»Das kann ich mir selber denken, daß es ein Erdbeben war«, sagte Mr. Lackerstein, während er sich vorsichtig in einen Sessel fallen ließ. »Hier, bringen Sie was zu trinken, Butler. Bei Gott, jetzt könnte ich schon was zu trinken vertragen.«

Sie nahmen alle was zu trinken. Der Butler stand schüchtern, aber strahlend auf einem Bein neben dem Tisch und hielt das Tablett. »Erdbeben, Sir, *großes* Erdbeben!« wiederholte er begeistert. Er platzte vor Mitteilungsbedürfnis; das taten die anderen übrigens auch. Eine ungewöhnliche *joie de vivre* hatte sie alle überkommen, sobald das zitterige Gefühl aus ihren Beinen gewichen war. Ein Erdbeben ist etwas sehr Amüsantes, wenn es vorbei ist. Es ist so erheiternd, sich zu überlegen, daß man nicht, wie es sehr wohl sein könnte, tot unter einem Trümmerhaufen liegt. Einstimmig fingen sie alle an zu reden: »Mein Gott, ich bin noch nie so erschrocken - ich bin einfach *platt* auf den Rücken gefallen - ich dachte, es wäre so ein verfluchter Straßenköter, der sich unterm Fußboden kratzt ich glaubte, es müßte irgendwo eine Explosion gewesen sein -« und so weiter und so fort; das übliche Erdbeben-Geschwätz. Selbst der Butler wurde ausnahmsweise ins Gespräch gezogen.

»Ich nehme an, Sie erinnern sich an ziemlich viele Erdbeben, Butler, nicht wahr?« sagte Mrs. Lackerstein, für ihre Verhältnisse sehr leutselig.

»O ja, Madam, viele Erdbeben! 1887, 1899, 1906, 1912 - an viele kann ich mich erinnern, Madam!«

»Das von 1912 war ein ziemlich großes«, sagte Flory.

»Oh, Sir, aber 1906 war größer! Sehr schlimmer Stoß, Sir! Und großes heidnisches Götzenbild im Tempel herunterfallen

auf den *Thathanabaing*, das ist buddhistischer Bischof, Madam, das bedeutet, wie die Burmanen sagen, schlechtes Omen für mißratene Reisernte und Maul- und Klauenseuche. Und 1887, das erste Erdbeben, das ich erinnere, als ich ein kleiner *Chokra* war, und Major Maclagan Sahib lag unter dem Tisch und versprach am nächsten Morgen Abstinenzlereid zu schwören. Er wußte nicht, daß es ein Erdbeben war. Und zwei Kühe von einfallenden Dächern erschlagen«, usw. usw.

Die Europäer blieben bis Mitternacht im Club, und der Butler schaute mindestens ein halbes dutzendmal herein, um eine neue Anekdote zu erzählen. Die Europäer ließen ihn keineswegs links liegen, sondern ermutigten ihn sogar zum Erzählen. Ein Erdbeben bringt die Leute zusammen wie nichts anderes. Noch ein Erdstoß oder vielleicht zwei, und sie hätten den Butler gebeten, sich zu ihnen an den Tisch zu setzen.

Inzwischen machte Florys Heiratsantrag keine Fortschritte. Man kann nicht unmittelbar nach einem Erdbeben ein Mädchen um seine Hand bitten. Jedenfalls sah er Elizabeth an diesem Abend nicht mehr allein. Aber das machte nichts, er wußte, sie war jetzt die Seine. Nächsten Morgen würde Zeit genug sein. Mit diesem Gedanken und ruhigen Gemütes und nach dem langen Tag hundemüde ging er zu Bett.

XVI

Die Geier auf den großen Pyinkado-Bäumen am Friedhof flatterten von den kotweißen Ästen hoch, brachten sich im Fluge ins Gleichgewicht und stiegen in weiten Spiralen hoch in die Luft hinauf. Es war früh, aber Flory war schon draußen. Er wollte zum Club, um dort auf Elizabeth zu warten und sie in aller Form um ihre Hand zu bitten. Ein Instinkt, den er nicht verstand, drängte ihn, es zu tun, bevor die anderen Europäer aus dem Dschungel zurückkehrten.

Als er aus dem Gartentor trat, sah er, daß es in Kyauktada

Neuankömmlinge gab. Ein Jüngling mit einem langen nadelspitzen Speer in der Hand ritt im leichten Galopp auf einem weißen Pony über den Platz. Einige Sikhs, die wie Sepoys aussahen, liefen hinter ihm her, zwei andere führten Ponys, ein rotbraunes und ein kastanienbraunes, am Zügel. Als er mit dem Reiter auf gleicher Höhe war, blieb Flory auf der Straße stehen und rief guten Morgen. Er kannte den Jüngling nicht, aber in kleinen Stationen ist es üblich, Fremde willkommen zu heißen. Der andere sah, daß er begrüßt wurde, lenkte das Pony lässig herum und brachte es an den Straßenrand. Er war ein etwa fünfundzwanzigjähriger junger Mann, hoch aufgeschossen, aber mit sehr gerader Haltung - augenscheinlich ein Kavallerieoffizier. Er hatte das bei englischen Soldaten häufige Kaninchengesicht mit hellblauen Augen und einem kleinen Dreieck von Vorderzähnen, das zwischen den Lippen zu sehen war; dabei hart, furchtlos und sogar in lässiger Art brutal - vielleicht ein Kaninchen, aber ein zähes und kriegerisches Kaninchen. Er saß auf seinem Pferd, als wäre er ein Teil davon, und er sah unangenehm jung und durchtrainiert aus. Sein frisches Gesicht hatte genau die Nuance von Sonnenbräune, die zu seinen hellen Augen paßte, und mit seinem weißen wildledernen Tropenhelm und seinen wie eine alte Meerschampfeife glänzenden Polostiefeln war er so elegant wie ein Bild. Flory fühlte sich von Anfang an unbehaglich.

»Guten Morgen«, sagte Flory. »Sind Sie gerade angekommen?«

»Gestern abend, mit dem Spätzug.« Er hatte eine mürrische, jungenhafte Stimme. »Ich bin mit einer Kompanie hergeschickt worden, um Beistand zu leisten, falls Ihre Banditen hier Ärger machen. Mein Name ist Verrall - Militärpolizei«, setzte er hinzu, fragte aber nicht nach Florys Namen.

»O ja. Wir hörten, daß jemand geschickt werden soll. Wo sind Sie untergebracht?«

»*Dak-Bungalow*, fürs erste. Da wohnte so'n schwarzer Kerl

drin, als ich gestern abend ankam - Steuerbeamter oder so was. Ich hab ihn rausgeschmissen. Das ist ein Dreckloch hier, was?« sagte er mit einer Rückwärtsbewegung des Kopfes, um das ganze Kyauktada einzubeziehen.

»Es ist wohl so wie all diese kleinen Stationen. Bleiben Sie lange?«

»Nur einen Monat oder so, Gott sei Dank. Bis der Regen losgeht. Was für einen verkommenen Maidan Sie hier haben, was? Schade, daß man das Zeug nicht mähen kann«, setzte er hinzu und ließ seine Speerspitze durch das vertrocknete Gras sausen. »Ist doch absolut hoffnungslos für Polo und dergleichen.«

»Ich fürchte, aus Polo wird hier nichts«, sagte Flory. »Tennis ist das Höchste, was wir hier erreichen. Wir sind hier nur insgesamt zu acht, und die meisten von uns verbringen dreiviertel ihrer Zeit im Dschungel.«

»Herrgott! Was für ein Loch!«

Danach schwiegen sie. Die großen, bärtigen Sikhs standen in einer Gruppe um die Köpfe ihrer Pferde herum und beäugten Flory ohne viel Wohlwollen. Es war völlig klar, daß die Unterhaltung Verrall langweilte und daß er entweichen wollte. Flory hatte sich nie in seinem Leben so völlig *de trop* gefühlt oder auch so alt und schäbig. Er bemerkte, daß Verralls Pony ein schöner Araber war, eine Stute mit stolzem Nacken und gewölbtem, helmbuschähnlichem Schweif; ein schönes, milchweißes Tier, das mehrere tausend Rupien wert sein mochte. Verrall hatte bereits seinen Zügel gestrafft, um sich abzuwenden; offenbar hatte er das Gefühl, er habe für einen Morgen genug geredet.

»Sie haben da ein wunderbares Pony«, sagte Flory.

»Ja, es ist nicht schlecht, besser als diese burmanischen Gäule. Ich bin rausgekommen, um ein bißchen Tent-Pegging zu üben. Es ist hoffnungslos, in diesem Dreck einen Poloball

herumschlagen zu wollen. Heh, Hira Singh!« rief er und wendete sein Pony.

Der Sepoy, der das braune Pony hielt, reichte seinen Zügel einem Kameraden, lief etwa vierzig Meter weit und schlug einen schmalen Buchsbaumpflock in die Erde. Verrall kümmerte sich nicht weiter um Flory. Er hob seinen Speer und brachte sich ins Gleichgewicht, als zielte er auf den Pflock, während die Inder ihre Pferde aus dem Weg zogen und kritisch zusahen. Mit einer kaum bemerkbaren Bewegung drückte Verrall dem Pony seine Knie in die Flanken. Es sprang vorwärts wie eine von einem Katapult abgeschossene Kugel. Mühelos wie ein Zentaur lehnte der schlanke, aufrechte Jüngling sich im Sattel zur Seite, senkte den Speer und trieb ihn genau durch den Pflock. Einer der Inder brummte mürrisch »*Shabash!*«, Verrall hob den Speer hinter sich in der üblichen Weise, brachte sein Pferd zum Kantern, kehrte um und reichte dem Sepoy den durchbohrten Pflock.

Verrall ritt noch zweimal nach dem Pflock und traf ihn jedesmal. Es geschah mit unvergleichlicher Anmut und außerordentlichem Ernst. Die ganze Gruppe, Engländer und Inder, war auf das Treffen des Pflocks konzentriert, als handelte es sich um eine rituelle Handlung. Flory stand noch unbeachtet daneben und sah zu - Verralls Gesicht schien speziell dafür geschaffen, unwillkommene Fremde zu übersehen -, aber gerade die Tatsache, daß man ihn schnitt, machte ihn unfähig, sich loszureißen. Irgendwie hatte Verrall in ihm ein grauenhaftes Gefühl der Unterlegenheit geweckt. Er suchte nach einem Vorwand, das Gespräch wieder anzuknüpfen, als er den Hang hinaufblickte und Elizabeth in Hellblau aus dem Tor ihres Onkels kommen sah. Sie mußte das dritte Durchbohren des Pflocks gesehen haben. Sein Herz zog sich schmerzhaft zusammen. Ein Gedanke schoß ihm durch den Kopf, einer jener überstürzten Gedanken, die gewöhnlich zu Ärger führen. Er rief Verrall, der ein paar Meter von ihm entfernt stand, und deutete mit seinem Stock auf die Pferde.

»Können die anderen beiden das auch?«

Verrall blickte mit mürrischer Miene über die Schulter. Er hatte erwartet, daß Flory gehen würde, nachdem er ihn nicht mehr beachtet hatte.

»Was?«

»Können die anderen zwei das auch?«

»Der Braune ist nicht schlecht. Geht aber durch, wenn Sie ihn lassen.«

»Darf ich's einmal mit dem Pflock versuchen?«

»Na schön«, sagte Verrall unliebenswürdig. »Aber zerschneiden Sie ihm nicht das Maul.«

Ein Sepoy brachte das Pony, und Flory tat so, als untersuchte er den Zaum. In Wirklichkeit wollte er nur Zeit gewinnen, bis Elizabeth dreißig bis vierzig Meter weit weg war. Er beschloß, daß er den Pflock genau in dem Augenblick treffen würde, wenn sie vorüberkam (es ist ziemlich leicht auf den kleinen Burma-Ponys, vorausgesetzt, daß sie gestreckt galoppieren), dann mit dem Pflock auf seiner Lanzenspitze zu ihr zu reiten. Das war offensichtlich das richtige Vorgehen. Sie sollte nicht glauben, daß dieser rosenwangige Balg der einzige wäre, der reiten konnte. Er trug Shorts, die zum Reiten unbequem sind, aber er wußte, daß er wie fast jedermann auf dem Pferd am besten aussah.

Elizabeth kam näher. Flory schwang sich in den Sattel, nahm die Lanze von dem Inder und schwenkte sie grüßend zu Elizabeth hinüber. Sie reagierte jedoch nicht. Wahrscheinlich war sie vor Verrall zu schüchtern. Sie blickte fort, zum Friedhof hin, und ihre Wangen waren gerötet.

»*Chalo*«, sagte Flory zu dem Inder und drückte seine Knie in die Flanken des Pferdes.

Im nächsten Augenblick, bevor das Pferd zwei Sprünge gemacht, flog Flory durch die Luft und schlug derart heftig auf

dem Boden auf, daß er sich fast die Schulter ausrenkte und immer weiter rollte. Zum Glück fiel ihm die Lanze aus der Hand. Erlag auf dem Rücken, über sich das verschwommene Bild von blauem Himmel und schwebenden Geiern. Dann fand sein Blick den khakifarbenen *Pagri* und das dunkle Gesicht eines bis an die Augen bärtigen Sikhs, der sich über ihn beugte.

»Was ist passiert?« fragte er auf englisch und stützte sich unter Schmerzen auf den Ellbogen. Der Sikh brummte irgend etwas und deutete in die Ferne. Flory sah das kastanienbraune Pony, den Sattel unter dem Bauch hängend, über den Platz davorrasen. Der Satteltgurt war nicht festgezogen gewesen und herumgerutscht; daher Florys Sturz.

Als sich Flory aufsetzte, spürte er größte Schmerzen. Sein Hemd war an der rechten Schulter aufgerissen und bereits blutdurchtränkt, und er fühlte, daß auch seine Wange blutete. Der harte Boden hatte sie aufgeschürft. Auch sein Helm war fort. Mit einem schrecklichen Stich fiel ihm Elizabeth ein, und er sah sie, kaum zehn Meter entfernt, auf sich zukommen und ihn starr ansehen, wie er da so schimpflich am Boden lag. Mein Gott, mein Gott! dachte er. O mein Gott, wie idiotisch muß ich aussehen! Der Gedanke daran vertrieb sogar den Schmerz. Er legte eine Hand über sein Muttermal, obwohl die andere Wange die verletzte war.

»Elizabeth! Hallo, Elizabeth! Guten Morgen!«

Er hatte so dringend, so flehend gerufen, wie man es tut, wenn man sich bewußt ist, daß man idiotisch aussieht. Sie antwortete nicht, und das Unglaubliche war, daß sie weiterging, ohne auch nur einen Augenblick stehenzubleiben, als hätte sie ihn weder gesehen noch gehört.

»Elizabeth!« rief er noch einmal bestürzt: »Haben Sie mich fallen sehen? Der Sattel ist gerutscht. Der blöde Sepoy hatte ihn nicht -«

Ohne Frage hatte sie ihn jetzt gehört. Sie wandte ihm ihr

Gesicht einen Augenblick voll zu und sah ihn an und durch ihn hindurch, als existierte er nicht. Dann blickte sie fort, ins Weite, über den Friedhof hinaus. Es war schrecklich. Er rief ihr erschrocken nach - »Elizabeth! Hören Sie doch, Elizabeth!«

Sie ging weiter ohne ein Wort, ohne ein Zeichen, ohne einen Blick. Sie ging rasch die Straße hinunter, ihm den Rücken zukehrend, mit klappernden Absätzen.

Die Sepoys hatten sich jetzt um ihn geschart, und auch Verrall war herübergeritten, wo Flory lag. Einige Sepoys hatten Elizabeth begrüßt; Verrall hatte sie nicht beachtet, vielleicht hatte er sie nicht gesehen. Flory kam steif auf die Beine. Er war häßlich zerschlagen, hatte aber nichts gebrochen. Die Inder brachten ihm Helm und Stock, entschuldigten sich aber nicht für ihre Nachlässigkeit. Sie machten ein wenig verächtliche Gesichter, als dächten sie, daß er nur bekommen habe, was er verdiente. Es war denkbar, daß der Sattelgurt mit Absicht gelockert worden war.

»Der Sattel ist gerutscht«, sagte Flory schwächlich und dumm, wie man eben in solchen Augenblicken ist.

»Warum zum Teufel konnten Sie nicht nachsehen, bevor Sie aufgestiegen sind?« sagte Verrall kurz. »Sie sollten wissen, daß man diesen Kerlen nicht trauen kann.«

Mit diesen Worten zog er an seinem Zügel und ritt davon; für ihn war der Vorfall erledigt. Die Sepoys folgten ihm, ohne Flory zu grüßen. Als Flory an sein Tor kam, blickte er zurück und sah, daß das braune Pony schon eingefangen und neu gesattelt war und daß Verrall darauf Tent-Pegging übte.

Der Sturz hatte ihn so erschüttert, daß er selbst jetzt kaum seine Gedanken sammeln konnte. Was konnte sie veranlaßt haben, sich so zu verhalten? Sie hatte ihn blutend und schmerzgequält liegen sehen und war an ihm vorübergegangen, als wäre er ein toter Hund. Wie konnte das geschehen? *War es* geschehen? Es war unglaublich. Konnte sie ihm böse sein?

Konnte er sie irgendwie beleidigt haben? Alle seine Diener warteten am Gartenzaun. Sie waren herausgekommen, um beim Tent-Pegging zuzusehen, und jeder von ihnen hatte seine bittere Demütigung mit beobachtet. Ko S'la kam einen Teil des Weges den Hügel heruntergelaufen, ihm entgegen, sein Gesicht war besorgt.

»Hat der Gott sich verletzt? Soll ich den Gott zum Hause zurück tragen?«

»Nein«, sagte der Gott. »Geh und hol mir einen Whisky und ein sauberes Hemd.«

Als sie ins Haus kamen, hieß Ko S'la Flory sich aufs Bett setzen und schälte das zerrissene, von Blut klebende Hemd von seinem Körper. Ko S'la schnalzte mit der Zunge.

»*Ah ma lay!* Diese Wunden sind voller Schmutz. Sie sollten nicht solche Kinderspiele auf fremden Ponies spielen, *Thakin*. Nicht in Ihrem Alter. Es ist zu gefährlich.«

»Der Sattel ist gerutscht«, sagte Flory.

»Solche Spiele«, fuhr Ko S'la fort, »sind schön und gut für den jungen Polizeioffizier. Aber Sie sind nicht mehr jung, *Thakin*. Ein Sturz schmerzt in Ihrem Alter. Sie sollten mehr auf sich aufpassen.«

»Hältst du mich für einen alten Mann?« sagte Flory ärgerlich. Seine Schulter tat scheußlich weh.

»Sie sind fünfunddreißig, *Thakin*«, sagte Ko S'la höflich, aber fest.

Es war alles sehr demütigend. Ma Pu und Ma Yi, die sich vorübergehend einmal vertrugen, hatten einen Topf mit einem grauenhaften Brei gebracht, den sie als gut für Wunden anpriesen. Flory sagte Ko S'la heimlich, er solle ihn aus dem Fenster werfen und statt dessen Borsalbe auf die Wunden tun. Während er dann in einem lauwarmen Bad saß und Ko S'la den Schmutz aus seinen Abschrüpfungen wusch, grübelte er hilflos

und, als sein Kopf klarer wurde, mit zunehmend tieferem Ärger darüber nach, was geschehen war. Er hatte sie bitter beleidigt, das war klar. Aber wie *konnte* er sie beleidigt haben, wo er sie doch seit gestern abend nicht einmal gesehen hatte? Und darauf fand er keine einleuchtende Antwort.

Er erklärte Ko S'la mehrmals, daß der rutschende Sattel an seinem Sturz schuld war. Aber Ko S'la hatte zwar Mitgefühl, glaubte ihm aber offensichtlich nicht. Bis ans Ende seiner Tage, sagte sich Flory, würde man den Sturz seiner schlechten Reitkunst zuschreiben. Andererseits hatte er vor vierzehn Tagen unverdienten Ruhm geerntet, indem er den harmlosen Büffel in die Flucht schlug. Das Schicksal ist eben ausgeglichen, auf seine Weise.

XVII

Flory sah Elizabeth nicht wieder, bis er nach dem Dinner in den Club hinüberging. Er hatte nicht, was er hätte tun können, nach ihr gesucht und eine Erklärung verlangt. Wenn er sein Gesicht im Spiegel ansah, verlor er jeglichen Mut. Mit dem Muttermal auf der einen und der Abschürfung auf der anderen Seite sah es so jammervoll, so häßlich aus, daß er sich bei Tageslicht nicht zu zeigen wagte. Als er den Clubsalon betrat, bedeckte er das Muttermal mit der Hand - unter dem Vorwand eines Moskitobisses auf der Stirn. Es wäre für seine Nerven zuviel gewesen, in so einem Augenblick sein Muttermal nicht zu verdecken. Doch Elizabeth war nicht da.

Statt dessen purzelte er in einen unerwarteten Streit. Ellis und Westfield waren gerade vom Dschungel zurückgekommen, saßen schlechtgelaunt da und tranken. Aus Rangun war die Nachricht gekommen, daß der Herausgeber des *Burma-Patrioten* für seine Verleumdung gegen Mr. Macgregor nur vier Monate Gefängnis bekommen hatte, und Ellis steigerte sich in eine Mordswut über diese leichte Strafe hinein. Sobald Flory hereinkam, begann Ellis ihn mit Bemerkungen über »diesen

kleinen Nigger Schwammischlammi« zu piesacken. Im Augenblick brachte allein der Gedanke an einen Streit Flory zum Gähnen, aber er antwortete unvorsichtig und geriet in eine Auseinandersetzung. Sie wurden immer hitziger, und nachdem Ellis Flory *Muttersöhnchen* eines Nigger-Bubi genannt und Flory entsprechend erwidert hatte, verlor auch Westfield die Beherrschung. Er war ja ein gutmütiger Mann, aber Florys »Bolschewiken-Ideen« ging ihm zuweilen auf die Nerven. Er konnte nicht verstehen, wieso sich Flory, wo es doch eindeutig über alles eine richtige und eine falsche Meinung gab, immer mit Vergnügen für die falsche entschied. Er sagte zu Flory, er solle nicht anfangen, »wie ein verdammter Hyde-Park-Agitator zu reden«, und dann hielt er ihm eine schnippische kleine Predigt über den Text der fünf Seligkeiten des Pukka Sahib, nämlich:

Unser Prestige aufrecht erhalten, Die feste Hand (ohne Samthandschuh), Wir Weißen müssen zusammenhalten, Gib ihnen den kleinen Finger, und sie nehmen die ganze Hand, und *Esprit de Corps*.

Die ganze Zeit nahm ihn das Verlangen nach Elizabeth so sehr ein, daß er kaum hörte, was man zu ihm sagte. Zudem hatte er das alles so oft gehört, so schrecklich oft - hundertmal, tausendmal vielleicht, seit seiner ersten Woche in Rangun, als sein Burra Sahib (ein alter schottischer Ginsäuer und großer Züchter von Rennponies, der später wegen schmutziger Geschäfte vom Rennplatz verwiesen wurde, weil er dasselbe Pferd unter zwei verschiedenen Namen laufen lassen hatte) sah, wie er vor einem Eingeborenenbegräbnis den Topi abnahm, und vorwurfsvoll zu ihm sagte: »Vergiß nicht, Bürschchen, vergiß nie, daß wir *sahiblog* sind und sie Dreck!« Jetzt hatte er solchen Unsinn einfach über. Er schnitt also Westfield das Wort ab, indem er lästernd sagte:

»Ach, halt den Mund! Dieses Thema kotzt mich an. Veraswami ist ein verdammt guter Kerl - einiges besser als

manche Weiße, die ich kenne. Jedenfalls werde ich seinen Namen für den Club bei der Generalversammlung vorschlagen. Vielleicht wird er ein bißchen Leben in diesen blöden Verein bringen.«

Woraufhin der Krach ernsthaft geworden wäre, hätte er nicht so geendet wie die meisten Krache im Club - mit dem Erscheinen des Butlers, der die erhobenen Stimmen gehört hatte.

»Hat der Herr gerufen, Sir?«

»Nein. Geh zum Teufel«, sagte Ellis verdrießlich.

Der Butler zog sich zurück, aber das war fürs erste das Ende des Disputs. Denn in diesem Augenblick hörte man draußen Schritte und Stimmen; die Lackersteens waren soeben eingetroffen.

Als sie in den Salon traten, brachte Flory nicht einmal den Mut auf, Elizabeth direkt anzusehen, aber er bemerkte, daß alle drei viel eleganter gekleidet waren als gewöhnlich. Mr. Lackersteen hatte sogar einen Smoking an - einen weißen wegen der Jahreszeit - und war völlig nüchtern. Das steife Hemd und die Pique-Weste schienen ihn aufrechtzuhalten und seine moralische Struktur zu stärken wie ein Brustharnisch. Mrs. Lackersteen in einem roten Kleid sah hübsch und schlangenhaft aus. Auf undefinierbare Weise machten alle drei den Eindruck, daß sie einen distinguierten Gast erwarteten.

Als man Drinks bestellt hatte und Mrs. Lackersteen sich des Platzes unter dem Punkah bemächtigt hatte, nahm Flory einen Stuhl außerhalb der Gruppe. Er wagte noch nicht, Elizabeth anzusprechen. Mrs. Lackersteen hatte angefangen, in ungewöhnlichem, albernem Ton über den lieben Prince of Wales zu sprechen, sie hatte sich einen Akzent zugelegt wie eine vorübergehend beförderte Choristin, die in einem Musical die Rolle einer Herzogin spielen darf. Die anderen fragten sich insgeheim, was zum Teufel mit ihr los war. Flory hatte fast hinter Elizabeth Platz genommen. Sie trug ein gelbes Kleid,

nach der damaligen Mode sehr kurz, dazu champagnerfarbene Strümpfe und passende Pumps und einen großen Fächer aus Straußenfedern. Sie sah so modisch, so erwachsen aus, daß er sie mehr fürchtete denn je. Es war unglaublich, daß er sie je geküßt hatte. Sie plauderte leichthin mit allen anderen zugleich, und dann und wann wagte er, ein Wort in die allgemeine Konversation einzuwerfen: aber sie antwortete ihm nie direkt, und er hätte nicht sagen können, ob sie ihn übersehen wollte oder nicht.

»Nun«, sagte Mrs. Lackersteen bald, »und wer ist für einen Robbah?«

Sie sagte ganz deutlich ›Robbah‹. Ihr Akzent wurde mit jedem Wort aristokratischer. Es war unerklärlich. Augenscheinlich waren Ellis, Westfield und Mr. Lackersteen für einen ›Robbah‹. Flory lehnte ab, sobald er sah, daß Elizabeth nicht spielte. Jetzt oder nie hatte er Gelegenheit, sie allein zu sprechen. Als alle ins Spielzimmer hinüber gingen, sah er mit einer Mischung aus Angst und Erleichterung, daß Elizabeth die letzte der Gruppe war. Er blieb in der Tür stehen und versperrte ihr den Weg. Er war leichenblaß geworden. Sie scheute vor ihm ein bißchen zurück.

»Entschuldigen Sie«, sagten beide gleichzeitig.

»Einen Augenblick«, sagte er und konnte nicht verhindern, daß seine Stimme zitterte. »Kann ich Sie sprechen? Sie haben doch nichts dagegen - ich muß Ihnen etwas sagen.«

»Wollen Sie mich bitte vorbeilassen, Mr. Flory?«

»Bitte! Bitte! Wir sind jetzt allein. Sie werden mir doch nicht verwehren, zu sprechen?«

»Was gibt es denn?«

»Es ist nur folgendes. Womit ich Sie auch beleidigt habe - bitte sagen Sie mir, was es ist. Sagen Sie es und lassen Sie mich es richtigstellen. Ich möchte mir lieber die Hand abhacken als Sie beleidigen. Sagen Sie es mir einfach, lassen Sie mich nicht

weiter in dieser Ungewißheit.«

»Ich weiß wirklich nicht, wovon Sie reden. ›Ihnen sagen, womit Sie mich beleidigt haben?‹ Wieso sollten Sie *mich* beleidigt haben?«

»Aber ich muß es getan haben. Nach ihrem Verhalten zu urteilen!«

»Nach meinem Verhalten? Ich weiß nicht, was Sie meinen. Ich weiß überhaupt nicht, warum Sie in dieser ungewöhnlichen Weise mit mir sprechen.«

»Aber Sie wollen nicht einmal mit mir sprechen! Heute morgen haben Sie mich glatt geschnitten.«

»Ich kann doch wohl tun, was ich will, ohne ausgefragt zu werden?«

»Aber bitte, bitte! Verstehen Sie nicht, Sie müssen doch verstehen, wie es für mich ist, so plötzlich geschnitten zu werden. Schließlich haben Sie erst gestern abend -«

Sie errötete. »Ich finde es absolut - absolut gemein von ihnen, dergleichen zu erwähnen!«

»Ich weiß, ich weiß. Ich weiß das alles. Aber was sonst soll ich tun? Sie sind heute morgen an mir vorübergegangen, als wäre ich ein Stein. Ich weiß, daß ich Sie irgendwie beleidigt habe. Können Sie es mir vorwerfen, daß ich wissen möchte, was ich getan habe? «

Er merkte, daß über die Sache zu sprechen für sie noch schlimmer schien als die Sache selber, was immer er getan haben mochte. Sie wollte nichts erklären. Sie wollte ihn im dunkeln lassen - ihn schneiden und dann so tun, als wäre nichts passiert; das natürliche weibliche Vorgehen. Gleichwohl drängte er weiter:

»Bitte, sagen Sie mir's. Ich kann nicht zulassen, daß zwischen uns alles so zu Ende geht.«

»Zwischen uns zu Ende geht? Da gibt es nichts, was zu

Ende gehen könnte«, sagte sie kalt.

Die Gemeinheit dieser Bemerkung verletzte ihn, und er sagte rasch: »Das war Ihrer nicht würdig, Elizabeth! Es ist nicht großmütig, einen Mann so zu schneiden, nachdem Sie freundlich zu ihm gewesen sind, und sich dann zu weigern, ihm auch nur den Grund zu sagen. Sie können ganz offen zu mir sein. Bitte, sagen Sie mir, was ich getan habe.«

Sie sah ihn mit einem unaufrichtigen, bitteren Blick an, bitter nicht wegen seiner Tat, sondern weil er sie gezwungen hatte, davon zu sprechen. Aber vielleicht lag ihr nur daran, die Szene zu beenden, und sie sagte:

»Also gut, wenn Sie mich absolut dazu zwingen, davon zu sprechen -«

»Ja?«

»Ja?«

»Ich habe gehört, daß Sie zur selben Zeit, als Sie so taten - na ja, als Sie ... mit mir zusammen waren - ach nein, es ist zu gemein! Ich kann nicht davon sprechen.«

»Sprechen Sie weiter.«

»Ich habe gehört, daß Sie sich eine burmanische Frau halten. Und würden Sie mich *jetzt* bitte vorbeilassen?«

Damit segelte sie - es gab kein anderes Wort dafür - segelte sie mit einem Schwung ihrer kurzen Röcke an ihm vorüber und verschwand im Spielzimmer. Und er blieb zurück und sah ihr nach, zu entsetzt, um zu sprechen, unaussprechlich lächerlich.

Es war grauenvoll. Jetzt konnte er ihr nicht ins Gesicht sehen. Er wandte sich um, wollte hinauslaufen, wagte dann nicht einmal, an der Tür zum Spielzimmer vorbeizugehen, aus Furcht, daß sie ihn sähe. Er ging in den Salon und überlegte, wie er entkommen könnte, kletterte schließlich über die Verandabrüstung und ließ sich auf den kleinen Rasenstreifen fallen, der zum Irawadi hinunterführte. Der Schweiß rann ihm von der Stirn. Er hätte vor

Wut und Kummer schreien können. So ein verwünschtes Pech! Bei so etwas ertappt zu werden! »Eine burmanische Frau halten« - und es stimmte nicht einmal! Aber was würde es für einen Zweck haben, es abzuleugnen. Ach, durch welchen verdammten, bösen Zufall mochte es ihr zu Ohren gekommen sein?

Es war aber kein Zufall, sondern hatte eine vollkommen vernünftige Ursache, die auch die Ursache für Mrs. Lackersteens merkwürdiges Benehmen im Club war. Am gestrigen Abend, unmittelbar vor dem Erdbeben, hatte Mrs. Lackersteen in der Zivilliste gelesen. Die Zivilliste (aus der man das genaue Einkommen jedes Beamten in Burma erfährt) war eine Quelle unerschöpflichen Interesses für sie. Sie war mitten im Addieren des Gehalts und der Zuschüsse eines Waldhüters, den sie einmal in Mandalay kennengelernt hatte, als ihr einfiel, den Namen von Leutnant Verrall nachzuschlagen, der, wie sie von Mr. Macgregor gehört hatte, morgen mit hundert Militärpolizisten in Kyauktada ankommen sollte. Als sie den Namen fand, stieß sie auch auf zwei Wörter davor, die sie fast um den Verstand brachten.

Die Wörter hießen ›Der Ehrenwerte‹!

Der *Ehrenwerte*. Leutnants mit dem Titel ›Der Ehrenwerte‹ sind überall selten, selten wie Diamanten in der indischen Armee, selten wie Dodos in Burma. Und wenn man die Tante des einzigen heiratsfähigen jungen Mädchens im Umkreis von fünfzig Meilen ist und hört, daß ein Leutnant mit dem Titel ›Der Ehrenwerte‹ schon morgen kommen soll - also! Zu ihrem Ärger fiel es Mrs. Lackersteen ein, daß Elizabeth mit Flory draußen im Garten war - mit diesem versoffenen elenden Flory, dessen Monatsgehalt kaum siebenhundert Rupien betrug und der sehr wahrscheinlich, nur zu wahrscheinlich, schon drauf und dran war, um sie anzuhalten! Sie beeilte sich unverzüglich, Elizabeth hereinzurufen, aber dann kam das Erdbeben dazwischen. Auf dem Heimweg jedoch ergab sich eine Gelegenheit, Mrs.

Lackersteen legte die Hand zärtlich auf Elizabeths Arm und sagte in dem zärtlichsten Ton, den sie je hervorgebracht hatte:

»Du weißt natürlich, meine liebe Elizabeth, daß Flory sich eine burmanische Frau hält?«

Einen Augenblick platzte diese Bombe tatsächlich nicht.

Elizabeth waren die Landessitten so neu, daß die Bemerkung keinen Eindruck auf sie machte. Es klang kaum bedeutungsvoller für sie als ›sich einen Papagei halten‹.

»Sich eine burmanische Frau hält? Wofür?«

»Wofür? Mein Liebes! wofür hält ein Mann sich eine Frau?«

Na ja, und das war's.

Lange stand Flory am Flußufer. Der Mond war aufgegangen und spiegelte sich im Wasser wie ein breites Schild. Die Kühle der Außenluft hatte Florys Stimmung verändert. Er hatte nicht einmal das Herz, noch länger wütend zu sein. Denn mit der tödlichen Selbsterkenntnis und Selbstverachtung, die einen bei solchen Gelegenheiten überkommen, hatte er begriffen, daß ihm nur recht geschehen war. Einen Augenblick schien ein endloser Zug von burmanischen Frauen, ein Geisterregiment, im Mondschein an ihm vorbeizumarschieren. Himmel, wie viele es waren! Tausend - nein, aber mindestens hundert. »Augen rechts!« dachte er niedergeschlagen. Ihre Köpfe drehten sich ihm zu, aber sie hatten keine Gesichter, nur Scheiben ohne Gesichtszüge. Er erinnerte sich hier an einen blauen *Longyi*, da an ein Paar Rubinohrringe, aber kaum an ein Gesicht oder einen Namen. Die Götter sind gerecht und machen aus unseren vergnüglichen Lastern (wahrhaftig, vergnüglich!) Werkzeuge für unsere Heimsuchung. Er hatte sich rettungslos beschmutzt, und dies war seine gerechte Strafe.

Er bahnte sich langsam einen Weg durch das Krotongebüsch und um das Clubhaus herum. Er war zu benommen, um den vollen Schmerz der Katastrophe schon zu fühlen. Viel später würde es wie alle tiefen Wunden zu schmerzen beginnen. Als er

durch das Tor ging, raschelte etwas im Laub. Er fuhr zusammen. Er hörte ein Gewisper von rauen burmanischen Silben.

»*Pikesan paylike! Pikesan paylike!*«

Er wandte sich heftig um. Das »*pikesan paylike*« (Gib mir das Geld) wurde wiederholt. Er sah im Schatten des Goldmohurbaumes eine Frau stehen. Es war Ma Hla May. Wachsam, mit feindseliger Miene trat sie ins Mondlicht hinaus und blieb ein Stück entfernt, als fürchtete sie, daß er sie schlagen könnte. Ihr Gesicht war dick mit Puder bedeckt, ein kränkliches Weiß im Licht des Mondes, und es sah so häßlich aus wie ein Schädel, und herausfordernd.

Sie hatte ihn sehr erschreckt. »Was zum Teufel machst du hier?« fragte er ärgerlich auf englisch.

»*Pikesan paylike!*«

»Was für Geld? Was meinst du? Warum verfolgst du mich?«

»*Pikesan paylike!*« wiederholte sie fast kreischend. »Das Geld, das du mir versprochen hast, *Thakin!* Du gesagt, du willst mir mehr Geld geben. Ich will es jetzt, diesen Augenblick!«

»Wie kann ich es dir jetzt geben? Du bekommst es nächsten Monat. Ich habe dir schon hundertfünfzig Rupien gegeben.«

Zu seiner Bestürzung begann sie »*Pikesan paylike*« und eine Reihe ähnlicher Sätze mit lauter Stimme zu kreischen. Sie schien kurz vor einem hysterischen Anfall zu sein. Die Lautstärke des Geschreis, das sie hervorbrachte, war verblüffend.

»Sei still! Sie werden dich im Club hören!« rief er, und gleich darauf bereute er, daß er sie auf diese Idee gebracht hatte.

»Aha! Jetzt weiß ich, was dir Angst macht! Gib mir das Geld diesen Augenblick, oder ich schreie um Hilfe, und dann kommen sie alle heraus. Rasch jetzt, oder ich schreie!«

»Du Luder!« sagte er und machte einen Schritt auf sie zu. Sie entwischte ihm gewandt, riß ihren Pantoffel vom Fuß und stand

ihm trotzend gegenüber.

»Mach schnell! Fünfzig Rupien jetzt und den Rest morgen. Heraus damit! Oder ich schreie so laut, daß sie es bis zum Basar hören!«

Flory fluchte. Dies war nicht der richtige Zeitpunkt für so eine Szene. Schließlich zog er seine Brieftasche, fand fünfundzwanzig Rupien darin und warf sie auf den Boden. Ma Hla May stürzte sich auf die Scheine und zählte sie.

»Ich habe gesagt fünfzig Rupien, *Thakin!*«

»Wie kann ich sie dir geben, wenn ich sie nicht habe? Denkst du, ich trage Hunderte von Rupien mit mir herum?«

»Ich habe fünfzig Rupien gesagt!«

»Ach, geh mir aus dem Weg!« sagte er auf englisch und drängte sich an ihr vorbei.

Aber die elende Frau wollte ihn nicht in Ruhe lassen. Sie begann ihm die Straße entlang zu folgen wie ein ungehorsamer Hund und schrie dabei: »*Pikesan paylike! Pikesan paylike!*«, als könnte das bloße Geschrei das Geld hervorzaubern. Er eilte, teils um sie von dem Club wegzulocken, teils in der Hoffnung, sie abzuschütteln, aber sie schien bereit, ihm wenn nötig bis zum Haus zu folgen. Nach einer Weile konnte er es nicht mehr ertragen und wandte sich um, um sie zu verjagen.

»Geh augenblicklich weg! Wenn du mir weiter folgst, bekommst du nie wieder eine Anna.«

»*Pikesan paylike!*«

»Du Idiotin«, sagte er, »was versprichst du dir davon? Wie kann ich dir das Geld geben, wenn ich keinen Pice bei mir habe?«

»Das ist sehr wahrscheinlich!«

Er fühlte hilflos in seinen Taschen nach. Er war so erschöpft, daß er ihr alles gegeben hätte, nur um sie loszuwerden. Seine Finger fanden sein Zigarettenetui, das aus Gold war. Er zog es

heraus.

»Hier, wirst du gehen, wenn ich dir das gebe? Du kannst es für dreißig Rupien verpfänden.«

Ma Hla May schien zu überlegen, dann sagte sie mürrisch:
»Gib es mir.«

Er warf das Zigarettenetui ins Gras am Straßenrand. Sie packte es und sprang sofort zurück, ihre Beute an ihren *Ingyi* drückend, als fürchtete sie, daß er es ihr wieder wegnehmen könnte. Er wandte sich ab und ging zum Haus und dankte Gott, daß er aus dem Bereich ihrer Stimme heraus war. Das Zigarettenetui war dasselbe, das sie ihm vor zehn Tagen gestohlen hatte.

Am Tor warf er einen Blick zurück. Ma Hla May stand noch unten am Abhang, ein graubleiches Figürchen im Mondlicht.

Sie mußte ihm nachgesehen haben, wie er hinaufging, wie ein Hund, der einem verdächtigen Fremden nachsieht, bis er nicht mehr zu sehen ist. Es war sonderbar. Ein Gedanke ging ihm durch den Kopf wie schon vor ein paar Tagen, als sie ihm den erpresserischen Brief geschickt hatte: ihr Benehmen war merkwürdig und anders als sonst gewesen. Sie bewies eine Zähigkeit, deren er sie nicht für fähig gehalten hätte - fast so, als würde sie von jemand angetrieben.

XVIII

Nach dem Krach am Vorabend freute Ellis sich auf eine Woche, in der er Flory zusetzen würde. Er hatte ihm den Spitznamen Bubi gegeben - kurz Nigger-Bubi, aber das wußten die Damen nicht - und erfand bereits wilde Skandalgeschichten über ihn. Ellis erfand immer Skandale über jeden, mit dem er sich gezankt hatte - Skandale, die sich bei wiederholten Ausschmückungen zu einer Art Saga auswuchsen. Florys unvorsichtige Bemerkung, daß Dr. Veraswami ein ›verdammnetter Bursche‹ sei, schwoll binnen kurzem zu einer Fülle von

lästerlichen und aufrührerischen Reden an, die für einen ganzen *Daily Worker* ausgereicht hätten.

»Auf meine Ehre, Mrs. Lackersteen«, sagte Ellis - Mrs. Lackersteen hatte, nachdem sie das große Geheimnis um Verrall entdeckt hatte, eine plötzliche Abneigung gegen Flory gefaßt und war durchaus bereit, sich Ellis' Geschichten anzuhören - »auf meine Ehre, wenn Sie gestern abend hier gewesen wären und gehört hätten, was dieser Flory gesagt hat - also, es hätte Sie schaudern gemacht!«

»Wirklich! Wissen Sie, ich fand immer, daß er so merkwürdige Ideen hat. Wovon hat er jetzt wieder geredet? Hoffentlich doch nicht über Sozialismus?«

»Schlimmer.«

Es folgten ausführliche Schilderungen. Doch zu Ellis' Enttäuschung war Flory gar nicht in Kyauktada geblieben, um sich ködern zu lassen. Er war am Tage nach seiner Abfuhr bei Elizabeth ins Lager zurückgekehrt. Elizabeth vernahm die meisten Skandalgeschichten. Sie verstand seinen Charakter jetzt voll und ganz. Sie verstand, warum er sie so oft gelangweilt und gereizt hatte. Er war ein Intellektueller - die tödlichste Verurteilung, die sie kannte -, ein Intellektueller, von derselben Sorte wie Lenin, A. J. Cook und die dreckigen kleinen Dichter in den Cafés am Montparnasse. Sie hätte ihm sogar seine burmanische Mätresse leichter verzeihen können als das. Flory schrieb ihr drei Tage später; einen schwachen, geschraubten Brief, den er durch Boten schickte - sein Lager war einen Tagesmarsch von Kyauktada entfernt. Elizabeth antwortete nicht.

Zum Glück war Flory gegenwärtig zu beschäftigt, um nachzudenken. Das ganze Lager stand seit seiner langen Abwesenheit auf dem Kopf. An die dreißig Kulis fehlten, der kranke Elefant war kränker denn je, und große Stapel von Teakholzstämmen, die vor zehn Tagen hätten abgeschickt

werden sollen, warteten noch immer, weil die Lokomotive nicht ging. Flory, in technischen Dingen unbeholfen, kämpfte mit den Innereien der Maschine, bis er schwarz vor Ruß war und Ko S'la scharf zu ihm sagte, weiße Männer sollten keine Kuliarbeit verrichten. Die Maschine konnte schließlich zu torkelnder Fahrt bewogen werden. Der kranke Elefant litt, wie sich herausstellte, an Bandwürmern. Die Kulis hatten desertiert, weil ihre Opiumration herabgesetzt worden war - sie wollten nicht im Dschungel bleiben ohne Opium als Vorbeugungsmittel gegen Fieber. U Po Kyin, der Flory gern einen schlechten Dienst erwies, hatte die Steuerbeamten veranlaßt, in einer Razzia das Opium zu beschlagnahmen. Flory schrieb an Dr. Veraswami und bat ihn um Hilfe. Der Doktor schickte ihm eine Portion Opium, die er sich illegal verschafft hatte, Medizin für den Elefanten und einen Brief mit sorgfältigen Anweisungen. Ein Bandwurm von einundzwanzig Fuß Länge wurde herausgezogen.

Flory arbeitete täglich zwölf Stunden. Wenn er abends nichts mehr zu tun hatte, stürzte er sich in den Dschungel und lief und lief, bis der Schweiß ihm in den Augen brannte und seine Knie vom Dorngebüsch bluteten. Die Nächte waren seine schlimmste Zeit. Die Schmerzlichkeit dessen, was geschehen war, sank, wie das gewöhnlich der Fall ist, langsam und allmählich in ihn ein.

Inzwischen waren mehrere Tage verstrichen, und Elizabeth hatte Verrall noch nicht näher als auf hundert Meter Entfernung zu Gesicht bekommen. Es war eine große Enttäuschung gewesen, daß er am Abend seiner Ankunft nicht im Club erschienen war. Mr. Lackersteen war richtig ärgerlich, daß er sich für nichts und wieder nichts in seinen Smoking gezwängt hatte. Am nächsten Morgen ließ Mrs. Lackersteen ihren Mann eine zudringliche Note in den Dak-Bungalow überbringen, mit der Verrall in den Club eingeladen wurde; aber es kam keine Antwort. Weitere Tage vergingen, ohne daß Verrall Miene machte, sich der hiesigen Gesellschaft anzuschließen. Er hatte

sogar seine offiziellen Besuche versäumt, sich nicht einmal die Mühe genommen, in Mr. Macgregors Büro vorzusprechen. Der Dak-Bungalow war am anderen Ende der Stadt in der Nähe des Bahnhofs, und er hatte sich dort ganz gemütlich eingerichtet. Nach Vorschrift muß man einen solchen Bungalow nach einer bestimmten Anzahl von Tagen räumen, aber Verrall übersah diese Vorschrift behaglich. Die Europäer sahen ihn nur morgens und abends auf dem Maidan. Am zweiten Tag nach seiner Ankunft erschienen fünfzig seiner Männer mit Sicheln und mähten ein großes Stück des Platzes, auf dem man von da an Verrall hin und her galoppieren und Poloschläge üben sah. Die Europäer, die auf der Straße vorbeiging, beachtete er nicht im mindesten. Westfield und Ellis waren wütend, und selbst Mr. Macgregor fand Verralls Benehmen ›unfreundlich‹. Sie alle wären einem ›Ehrenwerten‹ Leutnant zu Füßen gefallen, hätte er nur die geringste Höflichkeit gezeigt; aber so verabscheuten ihn alle, bis auf die beiden Frauen, von Anfang an. Adlige werden immer angebetet oder aber gehaßt. Wenn sie einen akzeptieren, so ist es reizende Schlichtheit, wenn sie einen übersehen, so ist es widerlicher Snobismus; dazwischen liegt nichts.

Verrall war der jüngste Sohn eines Pairs und keineswegs reich, aber durch sein Geschick, Rechnungen erst zu bezahlen, wenn ein Zahlungsbefehl gegen ihn einging, brachte er es zu dem einzigen, woran ihm ernstlich etwas lag: Kleidung und Pferde. Er war mit einem britischen Kavallerieregiment nach Indien gekommen und zur Indischen Armee hinübergewechselt, weil es billiger war und ihm mehr Freiheit für Polo ließ. Nach zwei Jahren waren seine Schulden so enorm angewachsen, daß er in die Militärpolizei von Burma eintrat, in der es notorisch möglich war, Geld zu sparen; aber er verabscheute Burma - nicht ein Land für einen Reiter und Pferdekennner - und hatte sich schon um Zurückversetzung in sein Regiment beworben. Er war die Art Soldat, dem Versetzungen auf Wunsch gelangen. Inzwischen sollte er in Kyauktada nur für einen Monat bleiben,

und er hatte nicht die Absicht, sich auf all die kleinlichen *Sahiblog* des Distrikts einzulassen. Er kannte die Gesellschaft dieser kleinen burmanischen Stationen - ein widerliches Gesindel, affektiert, ohne Pferde, das sich bei den Damen einschmeichelte.

Er verachtete sie.

Sie waren jedoch nicht die einzigen Leute, die Verralls Verachtung traf. Es würde lange dauern, seine verschiedenen Verachtungen im einzelnen zu katalogisieren. Er verachtete die gesamte nichtmilitärische Bevölkerung von Indien, ausgenommen ein paar berühmte Polospieler. Er verachtete auch die gesamte Armee mit Ausnahme der Kavallerie. Er verachtete alle indischen Regimenter, Infanterie und Kavallerie gleichermaßen. Zwar gehörte er selbst zu einem Eingeborenenregiment, aber das geschah nur seiner eigenen Bequemlichkeit zuliebe. Er interessierte sich nicht für Inder, und sein Urdu bestand in der Hauptsache aus Flüchen, und alle Verben gebrauchte er in der dritten Person singular. Seine Militärpolizisten betrachtete er als nichts Besseres als Kulis. »Herrgott, was für gottverlassene Schweine!« hörte man ihn oft murmeln, wenn er bei der Inspektion die Reihen entlangritt, wobei der alte Subahdar ihm den Degen hinterhertrug. Verrall war sogar einmal wegen seiner unverblümten Ansichten über die Eingeborenentruppen in Schwierigkeiten geraten. Es war bei einer Parade, und Verrall befand sich in der Gruppe von Offizieren, die hinter dem General standen. Ein indisches Infanterieregiment näherte sich zum Vormarsch.

»Das 18. Schützenregiment«, sagte jemand.

»Und man sehe sie sich an«, sagte Verrall mit seiner mürrischen Knabenstimme.

Der weißhaarige Hauptmann des 18. Regiments stand in der Nähe. Er errötete bis an den Hals und meldete Verrall dem General. Verrall erhielt einen Verweis, aber der General, selbst

ein Offizier der britischen Armee, ritt nicht weiter darauf herum. Irgendwie passierte Verrall nie etwas wirklich Ernstes, wie ungehörig er sich auch benahm. In ganz Indien, wo immer er stationiert war, hinterließ er eine Spur von gekränkten Leuten, vernachlässigten Pflichten und unbezahlten Rechnungen. Doch die Ungnade, die ihn hätte treffen sollen, verschonte ihn immer. Er schien durch einen Zauber unverwundbar zu sein, und nicht nur sein Titel rettete ihn. Vor etwas in seinem Blick schreckten Gläubiger, Burra Memsahibs und sogar Offiziere zurück.

Es waren beunruhigende Augen, hellblau und ein bißchen vorstehend, aber außerordentlich klar. Sie musterten einen, wogen einen ab und befanden einen zu leicht, in einer einzigen kalten Prüfung von vielleicht fünf Sekunden. Wenn man von der richtigen Sorte war - das heißt Kavallerieoffizier und Polospieler -, wurde man akzeptiert und mit mürrischem Respekt behandelt; wenn man aber zu irgendeinem anderen Typ gehörte, wurde man so gründlich verachtet, daß Verrall es, auch wenn er gewollt hätte, nicht hätte verbergen können. Es machte auch nicht viel aus, ob man reich oder arm war, denn gesellschaftlich war er nur ein landläufiger Snob. Natürlich fand er wie alle Söhne reicher Familien Armut abstoßend und daß die Armen deshalb arm sind, weil sie abstoßende Gewohnheiten vorziehen. Aber er verachtete Verweichlichung. Obwohl er für seine Garderobe märchenhafte Summen schuldig blieb, lebte er fast so asketisch wie ein Mönch. Er trainierte unaufhörlich und gnadenlos, schränkte seine Drinks und Zigaretten ein, schlief (in einem seidenen Schlafanzug) auf einem Feldbett und badete auch im kältesten Winter in kaltem Wasser. Reiten und körperliche Tüchtigkeit waren die einzigen Götter, die er kannte. Das Stampfen von Hufen auf dem Maidan, das kräftige, ausgeglichene Gefühl seines Körpers, wie ein Zentaur mit dem Sattel verwachsen, den Poloschläger federnd in der Hand - das war seine Religion, sein Lebensatem. Die Gewohnheiten der Europäer in Burma - versoffene, hurende, gelbgesichtige

Faulenzer - machten ihn geradezu krank. Seine vielfachen gesellschaftlichen Verpflichtungen, die er Schoßhündeleien nannte, ignorierte er einfach. Frauen verabscheute er. Seiner Ansicht nach waren sie so etwas wie Sirenen mit dem alleinigen Ziel, Männer vom Polo wegzulocken und sie in Tee-Gequengel und Tenniskränzchen zu verstricken. Allerdings war er gegen Frauen nicht völlig unempfindlich. Er war jung, und Frauen fast aller Arten warfen sich ihm an den Hals; hin und wieder unterlag er. Aber bald ekelte ihn vor seinen Fehlritten, und wenn es zum Äußersten kam, war er fühllos genug, um seinen Schwierigkeiten zu entkommen, was während seiner zwei Jahre in Indien vielleicht ein dutzendmal geschehen war.

Eine ganze Woche verging. Elizabeth war es nicht einmal gelungen, mit Verrall Bekanntschaft zu schließen. Es war so quälend! Jeden Tag gingen sie und ihre Tante morgens und abends zum Club, vorbei am Maidan und wieder zurück; und Verrall war da, schlug die Polobälle, welche die Sepoys für ihn warfen, und beachtete die beiden Damen überhaupt nicht. So nah und doch so fern! Was es noch schlimmer machte, war, daß keine der beiden Frauen es für anständig hielt, direkt darüber zu sprechen. Eines Abends sauste ein Poloball, zu fest geschlagen, durchs Gras und rollte vor ihnen über die Straße. Elizabeth und ihre Tante blieben unwillkürlich stehen. Aber nur ein Sepoy kam angerannt, um den Ball zu holen. Verrall hatte die Damen gesehen und hielt Distanz.

Am nächsten Morgen blieb Mrs. Lackersteen stehen, als sie aus dem Tor traten. Sie hatte neuerdings ihre Rikscha aufgegeben. Unten auf dem Maidan war die Militärpolizei aufmarschiert, eine staubfarbene Reihe mit blitzenden Bajonetten. Verrall stand ihnen gegenüber, aber nicht in Uniform - er zog sie selten zur Morgenparade an, bei der Militärpolizei hielt er dies nicht für notwendig. Die beiden Damen sahen alles an, außer Verrall, verstanden es aber zugleich, in gewisser Weise ihn anzusehen.

»Das Unglückliche ist«, sagte Mrs. Lackersteen - ohne erkennbaren Zusammenhang, aber das Thema bedurfte keiner Einführung -, »das Unglückliche ist, fürchte ich, daß dein Onkel in Kürze einfach ins Lager zurück muß.«

»Muß er wirklich?«

»Ich fürchte, ja. Es ist so gräßlich im Lager in dieser Jahreszeit! Oh, diese Moskitos!«

»Kann er nicht ein bißchen länger bleiben? Vielleicht eine Woche?«

»Ich kann mir nicht denken, wie. Er ist jetzt fast einen Monat im Quartier gewesen. Die Firma wäre wütend, wenn sie es hörte. Und natürlich werden wir beide mit ihm gehen müssen. Ach, wie lästig! Die Moskitos - einfach schrecklich!«

Allerdings schrecklich! Fortgehen müssen, bevor Elizabeth Verrall auch nur kennengelernt hatte! Aber sie würden bestimmt mit müssen, wenn Mr. Lackersteen ins Lager ging. Es war einfach unmöglich, ihn sich selbst zu überlassen. Der Satan findet immer irgendwelchen Unfug, selbst im Dschungel. Eine kleine Welle wie Feuer lief die Linie der Sepoys entlang; sie machten ihre Bajonette los, bevor sie abmarschierten. Die staubige Formation machte links kehrt, grüßte und marschierte in Viererreihen ab. Die Ordonnanzen traten mit den Ponies und Poloschlägern aus den Reihen der Polizisten. Mrs. Lackersteen faßte einen heroischen Entschluß.

»Ich glaube«, sagte sie, »wir gehen einen Abkürzungsweg über den Maidan. Es geht so viel schneller, als wenn man auf der Straße drum herum geht.«

Der Weg war etwa fünfzig Meter kürzer, aber niemand ging ihn zu Fuß wegen der Grassamen, die sich an die Strümpfe setzten. Mrs. Lackersteen stieg kühn mitten ins Gras und ging dann, ohne die Richtung auf den Club hin auch nur vorzutäuschen, schnurstracks auf Verrall los, mit Elizabeth im Schlepptau. Beide Damen wären lieber auf der Folterbank

gestorben als zuzugeben, daß sie etwas anderes beabsichtigten als eine Abkürzung. Verrall sah sie kommen, fluchte und zügelte sein Pony. Er konnte sie jetzt, da sie ganz offensichtlich auf ihn los kamen, nicht gut schneiden. Die verdammte Unverfrorenheit dieser Weiber! Er ritt ihnen langsam entgegen mit mürrischem Gesichtsausdruck, den Poloball mit kleinen Schlägen vor sich hertreibend.

»Guten Morgen, Mr. Verrall!« rief Mrs. Lackersteen mit süßlicher Stimme aus zwanzig Meter Entfernung.

»Morgen! « erwiderte er unwirsch ; er hatte ihr Gesicht gesehen und sie als eine der üblichen hageren alten Suppenhühner einer indischen Station abgetan.

Im nächsten Augenblick wurde Elizabeth neben ihrer Tante sichtbar. Sie hatte die Brille abgenommen und schwenkte ihren *Teraï* in der Hand. Was machte ihr ein Sonnenstich schon aus? Sie wußte ganz genau, wie hübsch sie mit dem kurzgeschnittenen Haar aussah. Ein Windstoß - oh, diese segensreichen Luftzüge, die an diesen drückend heißen Tagen aus dem Nichts kamen! - hatte ihr Baumwollkleid gepackt und an ihren Körper geblasen und umriß ihre Figur, schlank und kräftig wie ein Baum. Ihr plötzliches Auftauchen neben der älteren, von der Sonne ausgedörrten Frau war für Verrall eine Offenbarung. Er zuckte derart zusammen, daß die Araberstute es spürte und sich auf den Hinterbeinen aufgebäumt hätte, so daß er den Zügel straffen mußte. Bis zu diesem Augenblick hatte er, ohne sich um Auskunft überhaupt zu bemühen, gar nicht gewußt, daß es in Kyauktada auch junge Frauen gab.

»Meine Nichte«, sagte Mrs. Lackersteen.

Er antwortete nicht, hatte aber den Poloschläger weggeworfen und nahm sein *Topi* ab. Ein Weilchen starrten er und Elizabeth einander unverwandt an. Ihre frischen Gesichter waren makellos in dem erbarmungslosen Licht. Die Grassamen kitzelten Elizabeths Schienbeine, so daß es eine Qual war, und ohne ihre

Brille konnte sie Verrall und sein Pferd nur als verschwommenen weißen Fleck sehen. Aber sie war glücklich, glücklich! Ihr Herz klopfte, und das Blut stieg ihr ins Gesicht und verlieh ihm die Farbe eines zarten Aquarells. Der Gedanke »Ein Pfirsich, bei Gott!« fuhr Verrall fast heftig durch den Kopf. Die mißmutigen Inder, die die Köpfe der Ponies hielten, starrten neugierig auf die Szene, als ob die Schönheit der beiden jungen Leute sogar sie beeindruckt hätte.

Mrs. Lackersteen brach das Schweigen, das eine halbe Minute gedauert hatte.

»Wissen Sie, Mr. Verrall«, sagte sie schelmisch, »wir finden es recht unfreundlich von Ihnen, uns arme Leute die ganze Zeit so zu vernachlässigen. Wo wir uns doch so nach einem neuen Gesicht im Club sehnen.«

Er sah noch immer Elizabeth an, als er antwortete, aber sein Ton hatte sich bemerkenswert verändert.

»Ich wollte schon seit ein paar Tagen kommen. Hatte so fürchterlich viel zu tun - meine Männer in ihren Quartieren unterbringen und all das. Entschuldigen Sie«, setzte er hinzu - es war nicht seine Gewohnheit, sich zu entschuldigen, aber wirklich, hatte er entschieden, dieses Mädchen war ein ganz besonderer Bissen -, »entschuldigen Sie, daß ich Ihr Briefchen nicht beantwortet habe.«

»Oh, das macht doch nichts. Wir hatten volles Verständnis. Aber wir hoffen wirklich, daß wir Sie heute Abend im Club sehen werden. Sonst, wissen Sie«, schloß sie noch schelmischer, »wenn Sie uns noch länger enttäuschen, müssen wir Sie allmählich für einen ziemlich schlimmen jungen Mann halten!«

»Entschuldigen Sie«, wiederholte er, »ich werde heute Abend kommen.«

Viel mehr war nicht zu sagen, und die beiden Damen gingen weiter zum Club. Aber sie blieben kaum fünf Minuten. Die Grassamen juckten so qualvoll an ihren Schienbeinen, daß sie

schnellstens nach Hause mußten, um sofort die Strümpfe zu wechseln.

Verrall hielt sein Versprechen und kam diesen Abend in den Club. Er kam ein bißchen früher als die anderen und hatte seine Anwesenheit bereits gründlich spürbar gemacht, als er noch keine fünf Minuten da war. Als Ellis eintraf, stürzte der alte Butler, der ihm aufgelauret hatte, aus dem Spielzimmer. Er war tief bekümmert, die Tränen rollten über seine Wangen.

»Sir! Sir!«

»Was zum Teufel ist jetzt schon wieder los?« fragte Ellis.

»Sir! Sir! Neuer Master mich geschlagen, Sir!«

»Was?«

»Mich *geschlagen*, Sir!« Seine Stimme stieg bei dem Wort ›geschlagen‹ zu einem langen, tränenreichen Klagelaut an - »geschlaaagen!«

»Dich geschlagen? Tut dir ganz gut. Wer hat dich geschlagen?«

»Neuer Master, Sir. Militärpolizei Sahib. Mich mit sein Fuß geschlagen, Sir - hier!« Er rieb sich sein Hinterteil.

»Teufel!« sagte Ellis.

Er ging in den Salon. Verrall las im *Field* und war unsichtbar bis auf das untere Ende seiner Palm Beach-Hosen und zwei glänzende dunkelbraune Schuhe. Er rührte sich nicht, als er jemand anders hereinkommen hörte. Ellis blieb stehen.

»Heh, Sie da - wie heißen Sie doch gleich - Verrall!«

»Was?«

»Haben Sie unserm Butler einen Tritt gegeben?«

Verralls mürrisches blaues Auge erschien hinter der Ecke des *Field* wie das Auge eines Krebses, der um einen Fels späht.

»Was?« wiederholte er schroff.

»Ich sage, haben Sie unseren verdammten Butler in den

Hintern getreten?«

»Ja.«

»Was, zum Teufel, soll das heißen?«

»Der Kerl wurde unverschämt. Ich bestellte einen Whisky-Soda, und er brachte mir einen warmen. Ich sagte, er soll Eis hineintun, und das wollte er nicht - redete Quatsch von wegen das letzte Stück Eis sparen. Also gab ich ihm einen Tritt in den Hintern. Geschieht ihm recht.«

Ellis wurde ganz düster. Er war wütend. Der Butler war ein Stück Clubinventar und durfte nicht von Fremden in den Hintern getreten werden. Aber was Ellis am meisten ärgerte, war, daß Verrall möglicherweise annahm, der Butler täte ihm *leid* - das heißt, er mißbilligte das Treten *an sich*.

»Geschieht ihm recht? Kann man wohl sagen, verdammt recht. Aber was zum Teufel hat das damit zu tun? Wer sind *Sie*, daß Sie herkommen und unsere Dienstboten in den Hintern treten?«

»Quatsch, mein Lieber. Der hatte es nötig, getreten zu werden. Sie haben Ihre Dienstboten nicht mehr im Griff.«

»Sie verdammt frecher junger Spund, was geht das Sie an, ob er den Tritt nötig hatte? Sie sind nicht einmal Mitglied dieses Clubs. Es ist unsere Sache, die Dienstboten in den Hintern zu treten, nicht Ihre.«

Verrall ließ den *Field* sinken und brachte auch sein anderes Auge ins Spiel. Seine mürrische Stimme änderte ihren Ton nicht. Er verlor einem Europäer gegenüber nie die Beherrschung; es war nie notwendig.

»Mein Lieber, wenn jemand unverschämt wird, kriegt er einen Tritt in den Hintern. Wollen Sie einen?«

Plötzlich verlor Ellis sein ganzes Feuer. Er hatte keine Angst, er hatte nie in seinem Leben Angst gehabt; nur war er Verralls Augen nicht gewachsen. Diese Augen konnten einem das

Gefühl geben, als stände man unter dem Niagara! Die Flüche welkten auf seinen Lippen; seine Stimme versagte fast. Er sagte quengelig und sogar kläglich:

»Aber verdammt nochmal, er hatte ganz recht, Ihnen nicht das letzte Stück Eis zu geben. Glauben Sie, wir kaufen das Eis nur für Sie? Wir kriegen hier das Zeug nur zweimal die Woche.«

»Dann habt ihr das verdammt schlecht organisiert«, sagte Verrall und zog sich hinter den *Field* zurück, bereit, das Thema fallenzulassen.

Ellis war hilflos. Wie Verrall sich gelassen wieder seiner Zeitung zuwandte und die Existenz von Ellis ganz einfach vergaß, war zum Wahnsinnigwerden. Sollte er diesem jungen Trottel nicht einen guten, ermunternden Tritt versetzen?

Aber irgendwie kam es nicht zu diesem Tritt. Verrall hatte in seinem Leben viele Tritte verdient, aber noch nie einen bekommen und würde es wohl auch nicht. Ellis verdrückte sich hilflos ins Spielzimmer, um seine Gefühle an dem Butler auszulassen, und überließ Verrall den Salon.

Als Mr. Macgregor durch das Clubtor kam, hörte er Musik. Gelbes Laternenlicht schimmerte durch die Schlingpflanzen, die das Gitter des Tennisplatzes berankten. Mr. Macgregor war heute abend in glücklicher Stimmung. Er hatte sich ein gutes, langes Gespräch mit Miss Lackersteen vorgenommen - ein außerordentlich gescheites Mädchen war das! -, und er hatte ihr eine höchst interessante Anekdote zu erzählen (sie hatte zwar bereits in einem seiner kleinen Artikel in *Blackwood's* das Licht der Öffentlichkeit erblickt) von einem Überfall 1913 in Sagaing. Sie würde begeistert sein, das wußte er. Er bog erwartungsvoll um das Tennisgitter. Auf dem Tennisplatz, im gemischten Licht des abnehmenden Mondes und der zwischen den Bäumen aufgehängten Laternen, tanzten Verrall und Elizabeth. Die *Chokras* hatten Stühle und einen Tisch für das Grammophon herausgebracht, und drum herum saßen oder standen die anderen

Europäer. Als Mr. Macgregor an der Ecke des Tennisplatzes stehenblieb, glitten Verrall und Elizabeth kaum einen Meter entfernt an ihm vorbei. Sie tanzten sehr eng aneinander, ihr Körper unter seinem rückwärts gebeugt. Keiner bemerkte Mr. Macgregor.

Mr. Macgregor ging um den Tennisplatz herum. Ein frostiges, trostloses Gefühl hatte von seinem Innern Besitz ergriffen. Adieu also seinem Gespräch mit Miss Lackersteen. Es war eine Anstrengung, sein Gesicht in die üblichen spaßiggutgelaunten Falten zu legen, als er an den Tisch trat.

»Ein musischer Abend!« bemerkte er in einem Ton, der wider Willen neidvoll klang.

Niemand antwortete. Alle beobachteten das Paar auf dem Tennisplatz. Völlig die anderen vergessend, glitten Elizabeth und Verrall herum und herum, leichtfüßig über den glatten Boden.

Verrall tanzte so wie er ritt: mit unvergleichlicher Anmut. Das Grammophon spielte »Zeig mir den Weg nach Hause«, einen Schlager, der damals wie eine Seuche um die ganze Welt ging und sogar bis nach Burma gelangt war:

Bringt mich endlich mal nach Haus, Ich bin müd, und legt mich hin! Da hab ich nur ein Glas gekippt, Mir schwindet schon der Sinn, usw.

Der trübselige, deprimierende Schund schwebte zwischen den schattigen Bäumen und den Duftwolken der Blumen, immer wieder und wieder, denn Mrs. Lackersteen setzte die Grammophonnadel immer wieder an den Anfang, wenn sie sich dem Mittelpunkt näherte. Der Mond stieg höher, sehr gelb, und wie er aus dem Dunst der dunklen Wolken am Horizont aufstieg, sah er aus wie eine kranke Frau, die aus dem Bett kriecht. Verrall und Elizabeth tanzten unermüdlich weiter, eine bleiche, sinnliche Form in der Dämmerung. Sie bewegten sich in vollkommener Übereinstimmung wie ein einziges Tier. Mr.

Macgregor, Ellis, Westfield und Mr. Lackersteen standen, die Hände in den Taschen, da und sahen ihnen zu und wußten nichts zu sagen. Die Moskitos bissen sie in die Fußknöchel. Jemand rief nach Drinks, aber der Whisky war wie Asche in ihren Mündern. Die vier älteren Männer spürten zehrenden, bitteren Neid im Bauch.

Verrall forderte Mrs. Lackersteen nicht zu einem Tanz auf und nahm auch, als er und Elizabeth sich schließlich hinsetzten, keinerlei Notiz von den anderen Europäern. Er belegte Elizabeth für eine weitere halbe Stunde mit Beschlag und verließ dann den Club mit einem kurzen Gutenacht für die Lackersteens und keinem Wort für die anderen. Nach dem langen Tanz mit Verrall war Elizabeth in einer Art Traum. Er hatte sie gebeten, mit ihm auszureiten! Er würde ihr eines von seinen Ponies leihen! Sie bemerkte überhaupt nicht, daß Ellis, über ihr Benehmen aufgebracht, sein Bestes tat, um unverhohlen unhöflich zu sein. Es war spät, als die Lackersteens nach Hause kamen, aber Elizabeth und ihre Tante dachten noch nicht an Schlaf. Sie arbeiteten fieberhaft bis Mitternacht daran, Mrs. Lackersteens Reithosen zu kürzen und an den Waden auszulassen, damit sie Elizabeth paßten.

»Hoffentlich, mein Liebes, kannst du überhaupt reiten?« sagte Mrs. Lackersteen.

»Aber natürlich! Ich bin zu Hause immer sehr viel geritten.«

Sie war mit sechzehn Jahren vielleicht im ganzen ein dutzendmal geritten. Gleichgültig, sie würde es schon irgendwie schaffen. Von Verrall begleitet, hätte sie einen Tiger geritten.

Als die Reithose schließlich fertig war und Elizabeth sie anprobte, seufzte Mrs. Lackersteen bei ihrem Anblick. Sie sah in Reithosen hinreißend aus, einfach hinreißend! Und zu denken, daß sie schon in ein bis zwei Tagen wieder ins Lager mußten, für Wochen, vielleicht Monate, und Kyauktada und diesen höchst begehrenswerten jungen Mann verlassen mußten!

Es war ein Jammer! Als sie sich anschickten, nach oben zu gehen, blieb Mrs. Lackersteen an der Tür stehen. Sie war auf den Gedanken gekommen, ein großes und schmerzliches Opfer zu bringen. Sie nahm Elizabeth bei den Schultern und küßte sie mit einer echten Zärtlichkeit, wie sie noch nie gezeigt hatte.

»Mein Liebes, es wäre so *schade* für dich, gerade jetzt von Kyauktada wegzugehen!«

»Das wäre es schon.«

»Dann will ich dir etwas sagen, Liebes. Wir werden nicht in diesen gräßlichen Dschungel gehen. Dein Onkel wird allein gehen. Du und ich, wir bleiben in Kyauktada.«

XIX

Die Hitze wurde immer schlimmer. Der April war fast vorüber, doch auf Regen durfte man erst in frühestens drei, vielleicht sogar in fünf Wochen hoffen. Sogar die schönen kurzen Dämmerstunden waren verdorben durch den Gedanken an die bevorstehenden langen blendenden Stunden mit Kopfweh und blendender Helle, die jeden Schutz durchdrang und die Augenlider mit ruhelosem Schlaf verklebte. Niemand, weder Orientale noch Europäer, konnte ohne Kampf in der Tageshitze wach bleiben; nachts hingegen, wenn die Hunde heulten und der Schweiß sich in Pfützen sammelte und den von Hitzepickeln befallenen Körper quälte, konnte niemand schlafen. Die Moskitos im Club waren so schlimm, daß man in alle Ecken brennende Räucherstäbchen stellen mußte und die Damen beim Sitzen die Beine in Kissenbezüge stecken mußten. Nur Verrall und Elizabeth waren gleichgültig gegen die Hitze. Sie waren jung und hatten frisches Blut, und Verrall war zu stoisch und Elizabeth zu glücklich, als daß sie das Klima beachtet hätten.

Es gab in jenen Tagen im Club viel Gezänk und Lästereien. Verrall hatte sie alle ausgestochen. Er hatte sich angewöhnt, abends für ein bis zwei Stunden zu kommen, aber er ignorierte

die anderen Mitglieder, lehnte die Drinks, die sie ihm anboten, ab, und antwortete auf Gesprächsversuche barsch und einsilbig. Er saß unter dem Punkah in dem Sessel, der früher Mrs. Lackersteens geheiligter Platz gewesen war, und las Zeitungen, die ihn interessierten, bis Elizabeth kam; dann tanzte er und unterhielt sich ein bis zwei Stunden mit ihr und machte sich dann davon ohne auch nur ein Gutenacht für die anderen. Inzwischen war Mr. Lackersteen allein in seinem Lager und tröstete sich nach den Gerüchten, die bald durchsickerten, in seiner Einsamkeit mit einem Kunterbunt von burmanischen Frauen.

Elizabeth und Verrall ritten jetzt fast jeden Nachmittag aus. Verralls Vormittage nach der Parade waren den Poloübungen geweiht, aber es lohnte sich, fand er nun, die Nachmittage für Elizabeth aufzugeben. Reiten kam ihr ebenso natürlich wie Schießen; sie erzählte sogar Verrall dreist, daß sie zu Hause »ziemlich viel gejagt« habe. Er sah auf den ersten Blick, daß sie log, aber wenigstens ritt sie nicht so schlecht, daß sie eine Last geworden wäre.

Sie pflegten die rote Straße hinauf in den Dschungel zu reiten, den Fluß auf dem dicken Pyinkado-Baum, der mit Orchideen bedeckt war, zu überschreiten und dann der schmalen Karrenfährte zu folgen, wo der Staub weich war und die Pferde galoppieren konnten. Es war drückend heiß in dem staubigen Dschungel, und immer hörte man weit weg Donner grollen, ohne daß es regnete. Kleine Baumschwalben flitzten um die Pferde herum und hielten mit ihnen Schritt, um die Fliegen aufzupicken, die ihre Hufe aufscheuchten. Elizabeth ritt das rotbraune Pony, Verrall das weiße. Auf dem Rückweg ließen sie ihre schweißdunklen Pferde Seite an Seite gehen, so dicht, daß zuweilen sein Knie das ihre streifte, und unterhielten sich. Verrall konnte seine rüde Art ablegen und sich sehr liebenswürdig unterhalten, wenn er wollte, und bei Elizabeth wollte er.

Die Freude dieser gemeinsamen Ritte! Die Freude, auf einem Pferd zu sitzen und in der Welt der Pferde zu sein, der Welt der Jagden und Rennen, des Polos und der Sauhatzen! Wenn Elizabeth Verrall wegen nichts anderem liebte, sie hätte ihn allein darum geliebt, weil er Pferde in ihr Leben brachte. Sie plagte ihn mit Gesprächen über Pferde, wie sie einst Flory mit Gesprächen über die Jagd geplagt hatte. Allerdings war Verrall kein Erzähler. Ein paar karge, barsche Bemerkungen über Polo und Sauhatz und eine Aufzählung von indischen Stationen und Namen von Regimentern waren schon sein Äußerstes. Und doch war das wenige für Elizabeth so aufregend, wie Florys lange Reden es nie gewesen waren. Allein sein Anblick zu Pferde rief mehr Gefühle wach als alle Worte. Die Aura des Reiters und Soldaten umgab ihn. In seinem gebräunten Gesicht und seinem festen, geraden Körper sah Elizabeth die ganze Romantik, die prachtvolle

Angeberei eines Kavalleristenlebens. Sie sah die Nordwestgrenze und den Cavalry Club, sie sah die Poloplätze und die ausgedörrten Kasernenhöfe und die braunen Schwadronen der Reiter, die mit schwebenden Lanzen und den fliegenden Schleppen ihrer *Pagris* galoppierten; sie hörte die Hornsignale und das Klingen der Sporen und die Regimentsmusik, die vor der Messe spielte, während die Offiziere in ihren steifen, prachtvollen Uniformen beim Essen saßen. Wie herrlich war sie, diese Reiterwelt, wie herrlich! Und es war *ihre* Welt, sie gehörte dazu, sie war dafür geboren. Sie lebte, dachte, träumte nichts als Pferde, fast wie Verrall selbst. Es kam eine Zeit, da sie ihre Flunkereien, ›daß sie sehr viel auf Jagd gewesen sei‹, beinahe selbst glaubte.

Sie kamen in jeglicher Hinsicht gut miteinander aus. Er langweilte und reizte sie nie, wie Flory es getan hatte. (Tatsächlich hatte sie Flory in diesen Tagen fast vergessen; wenn sie an ihn dachte, fiel ihr aus irgendeinem Grund immer sein Muttermal ein.) Es verband die beiden, daß Verrall alles

›Intellektuelle‹ noch mehr verabscheute als sie. Er eröffnete ihr, daß er seit seinem achtzehnten Jahr kein Buch gelesen habe und daß er eigentlich Bücher ›verabscheute‹; »außer, natürlich, Jorrocks und dergleichen«. Am Abend ihres dritten oder vierten Ausrittes trennten sie sich am Tor der Lackersteens. Verrall hatte allen Einladungen von Mrs. Lackersteen zu Mahlzeiten erfolgreich widerstanden; er hatte keinen Fuß in das Lackersteenske Haus gesetzt und beabsichtigte es auch nicht zu tun. Als der Groom Elizabeths Pony übernahm, sagte Verrall:

»Ich will Ihnen was sagen. Wenn wir das nächste Mal ausreiten, sollen Sie Belinda reiten. Ich den Kastanienbraunen. Ich glaube, Sie sind gut genug vorwärtsgekommen, daß Sie Belinda nicht das Maul zerschneiden werden.«

Belinda war die Araberstute. Verrall besaß sie seit zwei Jahren, und bis zu diesem Augenblick hatte er sie keinem anderen anvertraut, nicht einmal dem Groom. Es war die größte Gunst, die er sich vorstellen konnte. Elizabeth verstand die Größe dieser Gunst und würdigte sie dankbar.

Als sie am nächsten Abend Seite an Seite heimwärts ritten, legte Verrall den Arm um Elizabeths Schultern, hob sie aus dem Sattel und zog sie an sich. Er war sehr stark. Er ließ den Zügel fallen und hob mit der freien Hand ihr Gesicht zu seinem empor; ihre Münder begegneten sich. Einen Augenblick hielt er sie so, dann ließ er sie auf die Erde sinken und rutschte von seinem Pferd. Sie umarmten einander, ihre dünnen, durchnässten Hemden aneinander gepreßt, die beiden Zügel in seiner Armbeuge gehalten.

Etwa um dieselbe Zeit faßte Flory zwanzig Meilen weit weg den Entschluß, nach Kyauktada zurückzugehen. Er stand am Rande des Dschungels am Ufer eines ausgetrockneten Baches, wo er spazierengegangen war, um sich müde zu machen, und winzigkleine, namenlose Finken beobachtete, die sich von dem Samen des hohen Grases nährten. Die Hähnchen waren chromgelb, die Weibchen wie weibliche Sperlinge. Zu klein, um

die Halme zu biegen, schwirrten sie auf sie zu, ergriffen sie mitten im Fluge und drückten sie mit ihrem Gewicht zur Erde. Flory beobachtete die Vögel ohne Neugier und haßte sie beinahe, weil sie keinen Funken Interesse in ihm entzünden konnten. Müßig schlug er mit seinem *Dab* nach ihnen und verscheuchte sie. Wenn sie hier wäre, wenn sie hier wäre! Alles - Vögel, Bäume, Blumen, alles - war tot und sinnlos, weil sie nicht hier war. Mit dem Vergehen der Tage war das Bewußtsein, daß er sie verloren hatte, gewisser und gegenwärtiger geworden, bis es jeden Augenblick vergiftete.

Er bummelte ein Stückchen in den Dschungel hinein und hieb mit seinem *Dah* nach den Schlingpflanzen. Seine Gliedmaßen fühlten sich schlaff und bleiern an. Er bemerkte eine wilde Vanillepflanze, die über einem Busch hing, und bückte sich, um an ihren schlanken, duftenden Schoten zu riechen. Der Duft weckte in ihm ein Gefühl von Schalheit und tödlicher Langeweile. Allein, allein, eine Insel im Meer des Lebens! Der Schmerz war so groß, daß er mit der Faust an einen Baum schlug, sich den Arm zerkratzte und zwei Knöchel aufriß. Er mußte zurück nach Kyauktada. Es war Wahnsinn, denn kaum vierzehn Tage waren vergangen seit der Szene zwischen ihnen, und seine einzige Chance war, ihr Zeit zu lassen zum Vergessen. Trotzdem, er mußte zurück. Er konnte nicht länger an diesem tödlichen Ort bleiben, allein mit seinen Gedanken in diesem endlosen Blätterwald.

Ihm kam ein glücklicher Gedanke. Er konnte Elizabeth das Leopardenfell bringen, das für sie im Gefängnis gegerbt wurde. Das wäre ein Vorwand, sie zu sehen, und wer mit Geschenken kommt, wird im allgemeinen angehört. Diesmal würde er sich nicht wortlos von ihr schneiden lassen. Er würde erklären, beschönigen, ihr klarmachen, daß sie ihn ungerecht behandelt hatte. Es war nicht recht, daß sie ihm Ma Hla May vorwarf, die er gerade ihretwegen hinausgeworfen hatte. Sicherlich würde sie ihm verzeihen, wenn sie den wahren Sachverhalt hörte? Und

diesmal *sollte* sie ihn hören; er würde sie zwingen, ihn anzuhören, und wenn er sie dabei an den Armen festhalten mußte.

Er ging noch am selben Abend zurück. Es war ein Zwanzigmeilenmarsch auf ausgefahrenen Karrenwegen, aber Flory beschloß, nachts zu marschieren, mit der Begründung, daß es kühler war. Die Diener hätten bei der Idee eines Nachtmarsches fast gemeutert, und im allerletzten Augenblick brach der alte Sammy mit einem halbechten Anfall zusammen und mußte mit Gin gestärkt werden, ehe man aufbrechen konnte. Es war eine mondlose Nacht. Sie suchten sich ihren Weg bei Laternenlicht, in dem Flos Augen wie Smaragde glänzten und die der Ochsen wie Mondsteine. Als die Sonne aufgegangen war, hielten die Diener an, um Holz zu sammeln und das Frühstück zu bereiten, aber Flory trieb es fieberhaft nach Kyauktada, und er hastete weiter. Er empfand keine Müdigkeit. Der Gedanke an das Leopardenfell hatte ihn mit übertriebenen Hoffnungen erfüllt. Er überquerte den schimmernden Fluß im Sampan und ging geradewegs zu Dr. Veraswamis Bungalow, wo er gegen zehn ankam.

Der Doktor lud ihn zum Frühstück ein und führte ihn, nachdem er die Frauen in ein passendes Versteck gescheucht hatte, in sein eigenes Badezimmer, so daß er sich waschen und rasieren konnte. Beim Frühstück war der Doktor sehr aufgeregt und voll von Anschuldigungen gegen das ›Krokodil‹; denn anscheinend stand die Pseudorebellion kurz vor dem Ausbruch. Erst nach dem Frühstück hatte Flory Gelegenheit, das Leopardenfell zu erwähnen.

»Ach, übrigens, Doktor. Was ist mit dem Fell, das ich zum Beizen ins Gefängnis geschickt habe? Ist es schon fertig?«

»Ach ja -« sagte der Doktor ein wenig bestürzt und rieb sich die Nase. Er ging ins Haus - sie frühstückten auf der Veranda, denn die Frau des Doktors hatte heftig dagegen protestiert, daß Flory ins Haus gebracht wurde - und kam nach einem Weilchen

mit dem zu einem Bündel gerollten Fell zurück.

»Die Sache ist die -« begann er, während er es aufrollte.

»Oh, Doktor!«

Das Fell war völlig ruiniert. Es war steif wie Pappe, das Leder gesprungen und das Fell verfärbt und an manchen Stellen abgescheuert. Außerdem stank es fürchterlich; man hatte daraus ein Stück Abfall gemacht.

»Oh, Doktor! Was haben Sie damit gemacht! Wie zum Teufel ist das zugegangen?«

»Es tut mir leid, mein Freund! Ich wollte mich gerade entschuldigen. Wir haben unser Bestes getan. Es ist jetzt niemand im Gefängnis, der was vom Gerben versteht.«

»Aber verdammt, dieser Sträfling hat sie doch immer so schön gebeizt!«

»Ach ja. Aber er ist diese drei Wochen von uns fort, leider.«

»Fort? Ich dachte, er hätte sieben Jahre?«

»Was? Haben Sie nicht gehört, mein Freund? Ich dachte, Sie wissen, wer das war, der die Felle gebeizt hat. Es war Nga Shwe O.«

»Nga Shwe O?«

»Der Bandit, der mit U Po Kyins Hilfe geflüchtet ist.«

»Verdammt!«

Die Panne hatte ihn schrecklich entmutigt. Trotzdem ging er nachmittags, als er gebadet und einen frischen Anzug angezogen hatte, gegen vier zum Hause der Lackersteens. Es war für einen Besuch sehr früh, aber er wollte Elizabeth sicher antreffen, bevor sie in den Club ging. Mrs. Lackersteen, die geschlafen hatte und nicht auf Besuch vorbereitet war, empfing ihn ungnädig und bat ihn nicht einmal, sich zu setzen.

»Ich fürchte, Elizabeth ist noch nicht unten. Sie zieht sich zum Reiten um. Wäre es nicht besser, Sie hinterließen ihr eine

Nachricht?«

»Ich würde sie gern sprechen, wenn Sie nichts dagegen haben. Ich habe ihr das Fell von dem Leoparden mitgebracht, den wir zusammen geschossen haben.«

Mrs. Lackersteen ließ ihn im Wohnzimmer stehen, und er kam sich, wie es einem in solchen Fällen geht, hölzern und übermäßig groß vor. Aber sie holte Elizabeth und ergriff die Gelegenheit, ihr vor der Tür zuzuflüstern: »Sieh zu, daß du diesen gräßlichen Mann so bald wie möglich los wirst, Liebes. Ich kann ihn zu dieser Tageszeit hier im Haus nicht ausstehen.«

Als Elizabeth eintrat, klopfte Florys Herz so heftig, daß hinter seinen Augen ein rötlicher Nebel vorbeizog. Sie trug ein seidenes Hemd und Reithosen und war ein bißchen sonnengebräunt. Selbst in seiner Erinnerung war sie nie so schön gewesen. Er bebte; im Augenblick war er verloren, jedes Fetzchen seines mühsam zusammenge rafften Mutes war dahin. Statt vorzutreten und auf sie zuzugehen, scheute er tatsächlich zurück. Hinter ihm gab es einen furchtbaren Krach; er hatte ein Tischchen umgeworfen, und eine Vase mit Zinnien rollte über den Fußboden.

»Ach, entschuldigen Sie!« rief er entsetzt.

»Ach, das macht doch nichts! *Bitte*, machen Sie sich keine Gedanken darüber!«

Sie half ihm den Tisch aufheben, und die ganze Zeit plauderte sie so heiter und ungezwungen, als wäre nichts geschehen: »Sie waren aber *wirklich* lange weg, Mr. Flory! Sie sind uns ganz fremd geworden! Wir haben Sie im Club so vermißt!« usw. usw. Sie unterstrich jedes zweite Wort mit dieser tödlichen, glitzernden Lebhaftigkeit, die eine Frau annimmt, wenn sie sich vor einer Verpflichtung drücken will. Er war verängstigt. Er konnte ihr nicht einmal ins Gesicht sehen. Sie griff nach einer Schachtel Zigaretten und bot ihm eine an, aber er lehnte ab. Seine Hand zitterte zu sehr, als daß er eine nehmen konnte.

»Ich habe Ihnen dieses Fell mitgebracht«, sagte er matt.

Er entrollte es auf dem Tischchen, das sie gerade aufgehoben hatten. Es sah so schäbig und jämmerlich aus, daß er wünschte, er hätte es nicht mitgebracht. Sie trat zu ihm, um das Fell anzusehen, so nah, daß ihre blumenhafte Wange keinen halben Meter von ihm entfernt war und er die Wärme ihres Körpers spüren konnte. So groß war seine Angst vor ihr, daß er eilig einen Schritt zurücktrat. Und im selben Augenblick trat auch sie zurück mit einem Zusammenzucken des Ekels, da der faulige Geruch des Fells ihr in die Nase gestiegen war. Er schämte sich schrecklich. Es war fast so, als stänke er selbst und nicht das Fell.

»Vielen, vielen Dank, Mr. Flory!« Sie hatte einen weiteren Meter zwischen sich und das Fell gelegt. »Was für ein *wunderschönes* Fell, nicht wahr?«

»Das war es, aber man hat es leider verdorben.«

»O nein! Ich freue mich so, es zu haben! - Sind Sie für lange wieder in Kyauktada? Wie schrecklich heiß müssen Sie es im Lager gehabt haben!«

»Ja, es war sehr heiß.«

Drei Minuten lang sprachen sie tatsächlich über das Wetter. Er war hilflos. Alles, was zu sagen er sich vorgenommen hatte, all seine Argumente und Bitten waren ihm in der Kehle verdorrt. »Du Idiot, du Idiot«, dachte er, »was machst du? Bist du dafür zwanzig Meilen weit gelaufen? Los, sag, was du sagen wolltest! Nimm sie in die Arme; zwing sie, dich anzuhören, tritt sie, schlag sie - alles lieber, als dich von ihr mit diesem Geschwätz ersticken zu lassen!« Aber es war hoffnungslos, hoffnungslos. Er brachte kein Wort über die Lippen außer diesen Banalitäten. Wie konnte er bitten oder argumentieren, wenn ihre flotte mühelose Art jedes Wort auf das Niveau von Clubgeschwätz herabzog und ihn zum Schweigen brachte, bevor er überhaupt sprach? Wo lernen sie das, dieses schrecklich muntere

Geschnatter? Zweifellos in diesen flotten modernen Mädchenschulen. Das Stück Aas auf dem Tisch beschämte ihn jeden Augenblick mehr. Da stand er fast stimmlos, plump und häßlich mit seinem nach der schlaflosen Nacht gelben und faltigen Gesicht und seinem einem Schmutzfleck gleichenden Muttermal.

Sie entledigte sich seiner nach wenigen Minuten. »Und jetzt, Mr. Flory, *seien* Sie mir nicht böse, aber ich muß wirklich -«

Eher murmelnd sagte er: »Wollen Sie nicht wieder einmal mit mir herauskommen? Laufen, schießen - irgend etwas?«

»Ich habe jetzt gerade so *wenig* Zeit! *All* meine Nachmittage sind ausgefüllt. Heute nachmittag reite ich aus. Mit Mr. Verrall«, setzte sie hinzu.

Möglicherweise wollte sie ihn mit diesem Zusatz verletzen. Zum erstenmal hörte er nun von ihrer Freundschaft mit Verrall. Er konnte den toten, matten Ton des Neides nicht aus seiner Stimme verbannen, als er sagte:

»Reiten Sie viel mit Verrall aus?«

»Fast jeden Nachmittag. Er ist ein so wunderbarer Reiter! Und er hat absolut *erstklassige* Poloponies.«

»Aha. Und ich habe natürlich keine Poloponies.«

Es war seine erste Aussage, die einem ernsthaften Satz nahekam, und bewirkte nichts außer einer Kränkung. Dennoch antwortete sie ihm mit derselben leichten Heiterkeit wie vorher und führte ihn dann hinaus. Mrs. Lackersteen kam ins Wohnzimmer zurück, schnupperte und befahl sofort den Dienern, das stinkende Leopardenfell hinauszubringen und zu verbrennen.

Flory verweilte vor seinem Gartentor und tat so, als füttere er die Tauben. Er konnte dem Schmerz nicht entsagen, Elizabeth und Verrall ausreiten zu sehen. Wie gemein, wie grausam hatte sie sich ihm gegenüber benommen! Es ist furchtbar, wenn

jemand nicht einmal den Anstand hat, sich zu streiten. Bald darauf ritt Verrall auf dem weißen Pony zu dem Lackersteenschen Haus, während ein Groom das kastanienbraune ritt, dann, nach einer Pause, kamen sie zusammen heraus, Verrall auf dem kastanienbraunen Pony und Elizabeth auf dem weißen, und trabten rasch den Hügel hinauf. Sie plauderten und lachten, ihre Schulter im Seidenhemd war der seinen sehr nah. Keiner sah zu Flory hin.

Als sie im Dschungel verschwunden waren, lungerte Flory noch immer im Garten herum. Die Sonnenglut nahm ab und wurde gelb. Der *Mali* war dabei, die englischen Blumen auszugraben, die größtenteils, erschlagen von zuviel Sonne, eingegangen waren, und Springkraut, Hahnenkamm und noch mehr Zinnien zu pflanzen. Eine Stunde verging, und ein melancholischer, erdfarbener Inder kam die Auffahrt heraufgebummelt, in einem Lendentuch und lachsfarbenem *Pagri*, auf dem er einen Waschkorb balancierte. Er setzte seinen Korb ab und verbeugte sich vor Flory.

»Wer bist du?«

»*Buch-Wallah*, Sahib.«

Der *Buch-Wallah* war ein umherziehender Bücher-Hausierer, der in Oberburma von Station zu Station wanderte. Sein Tausch gründete darauf, daß man ihm für jedes Buch in seinem Bündel vier Annas und irgendein anderes Buch gab. Allerdings nicht jedes beliebige Buch, denn der *Buch-Wallah* war zwar Analphabet, hatte aber gelernt, eine Bibel zu erkennen und zurückzuweisen.

»Nein, Sahib«, sagte er dann klagend, »nein. Dieses Buch (das er jeweils mißbilligend in seinen flachen braunen Händen hin und her drehte), dieses Buch mit einem schwarzen Deckel und goldenen Buchstaben - das kann ich nicht nehmen. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber alle Sahibs bieten mir dieses Buch an, und keiner will es nehmen. Was kann wohl in diesem schwarzen

Buch sein? Etwas Böses zweifellos.«

»Zeig mal deinen Schund«, sagte Flory.

Er kramte darin herum auf der Suche nach einem guten Krimi - Edgar Wallace oder Agatha Christie oder dergleichen; irgend etwas, um die tödliche Ruhelosigkeit zu stillen. Während er sich über die Bücher beugte, sah er, daß die beiden Inder ausrufend zum Rande des Dschungels hinüberzeigten.

»Sieh da!« sagte der *Mali*.

Die beiden Ponies kamen aus dem Dschungel, aber ohne Reiter. Sie kamen den Hügel heruntergetrabt mit der dummen schuldbewußten Miene eines Pferdes, das seinem Herrn fortgelaufen ist; die Steigbügel baumelten klirrend unter ihren Bäuchen.

Flory stand da, achtlos eines der Bücher an die Brust drückend. Verrall und Elizabeth waren abgestiegen. Das war kein Unfall; aber beim besten Willen konnte man sich nicht vorstellen, daß Verrall vom Pferd fallen würde. Sie waren abgestiegen, und die Ponies waren davongelaufen.

Sie waren abgestiegen - wozu? Ach, aber er wußte, wozu! Es war keine Frage des Verdachts ; er *wußte* es. Er konnte sehen, wie das Ganze ablief, in einer dieser bis ins einzelne perfekten Halluzinationen, so schändlich obszön, daß sie nicht zu ertragen sind. Er warf das Buch heftig herunter und ging auf das Haus zu; der Buch-Wallah blieb enttäuscht zurück. Die Diener hörten ihn drinnen hin- und hergehen, und bald rief er nach einer Flasche Whisky. Er trank einen Schluck, und es nützte ihm nichts. Dann füllte er ein Wasserglas dreiviertel voll, tat so viel Wasser dazu, daß es trinkbar war, und schüttete es herunter. Die ekelhafte, Übelkeit erregende Dosis war kaum seine Kehle heruntergeflossen, als er sie wiederholte. Er hatte dasselbe einmal vor Jahren im Lager getan, als er von Zahnweh geplagt wurde und der nächste Zahnarzt dreihundert Meilen weit weg war. Um sieben kam Ko S'la wie üblich herein, um zu sagen,

daß das Badewasser heiß sei. Flory lag auf einem der Liegestühle, ohne Jackett und das Hemd am Hals aufgerissen.

»Ihr Bad, *Thakin*«, sagte Ko S'la.

Flory antwortete nicht, und Ko S'la, der glaubte, daß er schlief, berührte ihn am Arm. Flory war viel zu betrunken, um sich zu rühren. Die leere Flasche war über den Boden gerollt und hatte eine Spur von Whiskytropfen hinter sich gelassen. Ko S'la rief nach Ba Pe und nahm zungenschnalzend die Flasche auf.

»Sieh dir nur das an! Er hat mehr als dreiviertel einer Flasche getrunken!«

»Was? Wieder? Ich glaubte, er hätte das Trinken aufgegeben?«

»Das ist diese verfluchte Frau, glaub ich. Nun müssen wir ihn vorsichtig tragen. Du nimmst seine Fersen, ich werde seinen Kopf nehmen. So ist's richtig. Hoch mit ihm!«

Sie trugen Flory ins andere Zimmer und legten ihn sanft aufs Bett.

»Wird er wirklich diese ›Ingaleikma‹ heiraten?« fragte Ba Pe.

»Weiß der Himmel. Zur Zeit ist sie die Geliebte des jungen Polizeioffiziers, hab ich gehört. Denen ihre Art ist nicht unsere Art. Ich glaube, ich weiß, was er heute abend haben will«, setzte er hinzu, während er Florys Hosenträger abknöpfte - denn Ko S'la beherrschte die für den Diener eines Junggesellen so notwendige Kunst, seinen Herrn auszuziehen, ohne ihn zu wecken.

Die Diener nahmen diese Rückkehr zu Junggesellengewohnheiten mit Erleichterung wahr. Flory wachte gegen Mitternacht nackt in einem See von Schweiß auf. Sein Kopf fühlte sich an, als rollte ein großer, scharfkantiger Metallgegenstand darin hin und her. Das Moskitonetz war hochgeschlagen, und neben dem Bett saß eine junge Frau, die

ihn mit einem Strohfächer fächelte. Sie hatte ein angenehmes negroides Gesicht, bronzegolden im Kerzenlicht. Sie gab sich als eine Prostituierte zu erkennen, die Ko S'la auf eigene Verantwortung für eine Gebühr von zehn Rupien bestellt hatte.

Florys Kopf drohte zu platzen. »Um Gottes willen, bring mir was zu trinken«, sagte er schwach zu der Frau. Sie brachte Sodawasser, das Ko S'la in weiser Voraussicht kaltgestellt hatte, feuchtete ein Handtuch an und legte ihm eine nasse Kompresse um die Stirn. Sie war ein dickes, gutmütiges Geschöpf. Sie heiße Ma Sein Galay und verkaufe, wenn sie nicht ihr anderes Gewerbe ausübe, im Basar neben Li Yeiks Laden Reiskörbe. Florys Kopf wurde bald besser, und er bat um eine Zigarette; woraufhin Ma Sein Galay, nachdem sie die Zigarette geholt hatte, naiv fragte: »Soll ich mich jetzt ausziehen, *Thakin?*«

Warum nicht? dachte er verschwommen. Er machte für sie Platz im Bett. Aber als er den vertrauten Geruch von Knoblauch und Kokosnußöl roch, weigerte sich etwas Schmerzhaftes in ihm, und den Kopf auf Ma Sein Galays fette Schulter gebettet, weinte er richtig, was er seit seinem fünfzehnten Lebensjahr nicht getan hatte.

XX

Am nächsten Morgen herrschte in Kyauktada große Aufregung, denn der Aufstand, von dem schon so lange gemunkelt wurde, war endlich ausgebrochen. Flory hörte zunächst nur einen vagen Bericht darüber. Er war ins Lager zurückgegangen, sobald er sich nach der betrunkenen Nacht marschfähig fühlte, und erst mehrere Tage später erfuhr er die wahre Geschichte des Aufstandes durch einen langen, entrüsteten Brief von Dr. Veraswami.

Der Briefstil des Doktors war eigenartig. Seine Syntax war unsicher, und er schaltete mit großen Buchstaben so freigiebig wie ein Geistlicher des siebzehnten Jahrhunderts, während seine

Unterstreichungen es mit Königin Victoria aufnehmen konnten. Es waren acht Seiten seiner kleinen, aber ausladenden Schrift.

Mein Lieber Freund (lautete der Brief), - *Sie werden sehr bedauern zu hören, daß die RÄNKE DES KROKODILS herangereift sind. Der Aufstand - der SOGENANNT* Aufstand - *ist ganz vorüber und beendet. Und es ist, ach! eine Blutigere Angelegenheit gewesen, als ich hoffte, daß es der Fall sein würde.*

Alles ist so ausgefallen, wie ich es Ihnen prophezeit habe. An dem Tage, als Sie nach Kyauktada zurückkamen, haben U Po Kyins SPITZEL ihm berichtet, daß die armen unglücklichen Männer, die er irregeführt hat, sich im Dschungel bei Thongwa versammeln. In derselben Nacht macht er sich heimlich auf mit U Lugale, dem Polizeiinspektor, der ein ebenso großer Schurke ist wie er, wenn das sein kann, und zwölf Polizisten. Sie machen einen flinken Überfall auf Thongwa und überraschen die Aufständischen, von denen es nur SIEBEN gibt!! in einer verfallenen Feldhütte im Dschungel. Außerdem kam Mr. Maxwell, der Gerüchte von dem Aufstand gehört hat von seinem Lager herüber mit seinem Gewehr und war rechtzeitig da, um sich U Po Kyin und der Polizei bei ihrem Angriff auf die Hütte anzuschließen. Am nächsten Morgen erhält der Schreiber Ba Sein, der ist U Po Kyins HELFERSHELFER und DRECKARBEITER, den Auftrag, möglichst aufsehenerregend den Ruf des Auf Standes zu erheben, was geschah, und Mr. Macgregor, Mr. Westfield und Leutnant Verrall alle rasen hinaus nach Thongwa mit fünfzig mit Gewehren bewaffneten Sepoys und auch Zivil-Polizei. Aber wie sie ankommen, finden sie alles vorbei und U Po Kyin saß unter einem großen Teakbaum mitten im Dorf und TUT SEHR VORNEHM und belehrt die Bauern, worauf sie alle sich ganz erschrocken verbeugen und mit der Stirn die Erde berühren und schwören, sie werden der Regierung ewig treu sein, und der Aufstand ist schon zu Ende. Der SOGENANNT Weiksa, der nichts anderes

ist als ein Zauberünstler vom Zirkus und der LAKAI von U Po Kyin, ist verschwunden nach Unbekannter Gegend, aber sechs Aufständische sind VERHAFTET worden. Das ist also zu Ende.

Außerdem sollte ich Ihnen mitteilen, daß es sehr bedauerlicherweise einen Toten gegeben hat. Mr. Maxwell war glaube ich zu EIFRIG, sein Gewehr zu gebrauchen, und als einer der Rebellen weglaufen versucht, gab er Feuer und schoß ihn in den Leib, wovon er starb. Ich glaube, die Bauern tragen darum Mr. Maxwell etwas nach. Aber vom gesetzlichen Standpunkt ist alles gut für Mr. Maxwell, weil der Mann zweifellos gegen die Regierung konspiriert hat.

Aber ach, mein Freund, Sie verstehen sicher, wie katastrophal das alles für mich sein kann! Sie werden einsehen, glaube ich, welches seine Bedeutung für den Streit zwischen U Po Kyin und mir ist und die überragende HILFE, die es ihm geben muß. Es ist der TRIUMPH DES KROKODILS. U Po Kyin ist jetzt der Held im Distrikt. Er ist das SCHOSTIER der Europäer. Wie ich höre, hat selbst Mr. Ellis sein Verhalten gelobt. Wenn Sie die abscheuliche Selbstgefälligkeit sehen könnten und die LÜGEN, die er jetzt erzählt, daß es nicht sieben Aufständische waren, sondern Zweihundert! und wie er, den Revolver in der Hand, auf sie zugestürzt ist - er, der nur die Operationen geleitet hat von einer SICHEREN Hütte aus - Sie würden es wahrhaft ekelerregend finden, das versichere ich Ihnen. Er hat die Frechheit gehabt, einen offiziellen Bericht über die Affäre einzusenden, der anfang: »Durch meine loyale Promptheit und meinen kühnen Wagemut«, und wie ich höre, hat er eindeutig diese Anhäufung von Lügen schon TAGE VOR DEM EREIGNIS in Bereitschaft niedergeschrieben. Es ist widerlich. Und zu denken, daß er jetzt, wo er auf der HÖHE seines Triumphes ist, wieder anfangen wird, mich zu verleumden mit all dem Gift, über das er verfügt usw. usw.

Das gesamte Waffenlager der Rebellen war beschlagnahmt worden. Die Ausrüstung, die sie, wenn alle Anhänger

versammelt waren, gegen Kyauktada hatten einsetzen wollen, bestand aus folgenden Waffen:

Posten 1, ein Schießgewehr mit beschädigtem linkem Lauf, vor drei Jahren einem Forstbeamten entwendet.

Posten 2, sechs selbstgemachte Gewehre mit Läufen aus Zinkrohr, bei der Eisenbahn gestohlen. Mit diesen wäre Feuer möglich gewesen, gewissermaßen, indem man einen Nagel durch das Zündloch steckte und mit einem Stein draufschlug.

Posten 3, neununddreißig Zwölfkaliber-Patronen.

Posten 4: elf Exerziergewehre, aus Teakholz geschnitzt.

Posten 5: einige große chinesische Knallfrösche zur Verwendung *in terrorem*.

Später wurden zwei Rebellen zu fünfzehn Jahren Deportation, drei zu drei Jahren Gefängnis und fünfundzwanzig Peitschenhieben und einer zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt.

Der ganze elende Aufstand war so offensichtlich zu Ende, daß man die Europäer nicht für gefährdet hielt und Maxwell ohne Bewachung in sein Lager zurückgegangen war. Flory beabsichtigte, bis zum Beginn der Regenzeit im Lager zu bleiben, wenigstens aber bis zur Generalversammlung des Clubs. Er hatte versprochen, dafür zurückzukommen, um die Wahl des Doktors zu beantragen; obwohl ihn jetzt, da er an seinen eigenen Kummer zu denken hatte, die ganze Intrige zwischen U Po Kyin und dem Doktor anwiderte.

Noch einige Wochen krochen dahin. Die Hitze war jetzt furchtbar. Der längst fällige Regen schien in der Luft ein Fieber ausgebrütet zu haben. Flory war kränklich und arbeitete doch unaufhörlich, ärgerte sich über Kleinigkeiten, die er dem Aufseher hätte überlassen sollen, und zog sich den Haß der Kulis und sogar der Diener zu. Er trank zu allen Tageszeiten Gin, aber nicht einmal das Trinken konnte ihn jetzt ablenken. Die Vorstellung von Elizabeth in Verralls Armen verfolgte ihn wie eine Neuralgie oder Ohrenscherzen. Jeden Augenblick

konnte es ihn überkommen, lebendig und abstoßend, verwirrte seine Gedanken, riß ihn vom Rande des Schlafes, verwandelte die Speisen in seinem Mund in Staub. Zu Zeiten floh er in wilde Wutanfälle, und einmal schlug er sogar Ko S'la. Schlimmer als alles waren die Einzelheiten - die immer schmutzigen Einzelheiten -, in denen die Szene in seiner Phantasie erschien. Gerade die Vollkommenheit der Einzelheiten schien zu beweisen, daß sie stimmten.

Gibt es etwas Unwürdigeres, Entehrenderes, als eine Frau zu begehren, die man nie bekommen wird? Während all dieser Wochen gab es in Florys Kopf kaum einen Gedanken, der nicht mörderisch oder obszön war. Das ist die übliche Wirkung der Eifersucht. Einst hatte er Elizabeth seelisch, ja mit seinem Gefühl geliebt und sich ihr Mitgefühl mehr gewünscht als ihre Zärtlichkeit; jetzt, da er sie verloren hatte, wurde er von der niedrigsten körperlichen Begierde gefoltert. Er idealisierte sie nicht einmal mehr. Er sah sie jetzt fast so, wie sie war - dumm, snobbisch, herzlos - und es änderte nichts an seinem Verlangen nach ihr. Ändert es jemals etwas? Wenn er nachts wach lag, auf seinem Bett, das man wegen der Kühle vor das Zelt gestellt hatte, und in das samtige Dunkel starrte, aus dem man manchmal einen *Gyi* bellen hörte, dann haßte er sich wegen der Bilder, die in ihm aufstiegen. Er war so niedrig, dieser Neid auf den besseren Mann, der ihn geschlagen hatte. Denn es war nur Neid - sogar Eifersucht war ein zu guter Name dafür. Mit welchem Recht war er denn eifersüchtig? Er hatte sich einem Mädchen angeboten, das zu jung und zu hübsch für ihn war - und es hatte ihm - mit Recht - einen Korb gegeben. Er hatte die Abfuhr bekommen, die er verdiente. Auch gab es keinen Einspruch gegen diese Entscheidung; nichts würde ihn je wieder jung machen oder sein Muttermal oder seine zehn Jahre der einsamen Ausschweifungen ungeschehen machen. Er konnte nur dastehen und zusehen, wie der bessere Mann sie nahm, und ihn beneiden wie - aber der Vergleich war nicht einmal

erwähnenswert. Neid ist etwas Grauenhaftes, insofern anders als alle anderen Arten des Leidens, als man ihn nicht bemänteln, ihn nicht zur Tragödie erheben kann. Er ist mehr als nur qualvoll, er ist widerlich.

Aber trafen seine Vermutungen überhaupt zu? War Verrall wirklich Elizabeths Liebhaber geworden? Es läßt sich mit Gewißheit nicht sagen, aber im großen und ganzen sprach alles dagegen, denn in einem Ort wie Kyauktada hätte so etwas nicht verborgen bleiben können. Mrs. Lackersteen hätte es wahrscheinlich erraten, auch wenn die anderen nichts geahnt hätten. Eines war jedoch sicher, nämlich daß Verrall bisher nicht um Elizabeths Hand angehalten hatte. Eine Woche verging zwei Wochen, drei Wochen; drei Wochen sind eine sehr lange Zeit in einer kleinen indischen Station. Verrall und Elizabeth ritten jeden Nachmittag zusammen aus, tanzten jeden Abend miteinander; doch Verrall hatte das Lackersteenske Haus noch nicht einmal betreten. Natürlich gab es endlosen Klatsch über Elizabeth. Alle Orientalen der Stadt hielten es für selbstverständlich, daß sie Verralls Mätresse war. U Po Kyins Version (und im wesentlichen hatte er meistens recht, wenn auch nicht in den Einzelheiten) war, daß Elizabeth Florys Konkubine gewesen sei und ihn wegen Verrall verlassen habe, der ihr mehr bezahlen konnte. Auch Ellis erfand Geschichten über Elizabeth, bei denen Mr. Macgregor sich krümmte. Mrs. Lackersteen als einer Verwandten kamen diese Skandalgeschichten nicht zu Ohren, aber sie wurde nervös. Jeden Abend, wenn Elizabeth vom Reiten nach Hause kam, trat sie ihr voller Hoffnung entgegen und erwartete ein »Ach, Tante! Stell dir vor!« -- und dann die herrliche Nachricht. Aber die Nachricht kam nie, und wie sorgfältig sie auch Elizabeths Gesicht beobachtete, es ließ sich nichts erraten.

Als drei Wochen verstrichen waren, wurde Mrs. Lackersteen gereizt und schließlich etwas ungehalten. Der Gedanke an ihren Gatten, allein - oder vielmehr nicht allein - in seinem Lager,

beunruhigte sie. Schließlich hatte sie ihn ins Lager geschickt, um Elizabeth ihre Chance bei Verrall zu lassen (nicht daß Mrs. Lackersteen es so ordinär ausgedrückt hätte). Eines Abends begann sie, in ihrer versteckten Art, Elizabeth zu belehren und zu drängen. Das Gespräch bestand aus einem Monolog von Seufzern mit sehr langen Pausen - denn Elizabeth antwortete überhaupt nicht.

Mrs. Lackersteen begann mit einigen allgemeinen Bemerkungen bezüglich einer Illustration im *Tatler* über diese leichten *modernen* Mädchen, die in Strandanzügen und dergleichen herumliefen und sich für die Männer so schrecklich *billig* machten. Ein Mädchen, sagte Mrs. Lackersteen, sollte sich bei einem Mann *nie* zu billig machen; sie sollte sich - aber das Gegenteil von ›billig‹ war ja ›teuer‹, und das klang doch nicht ganz passend, und so änderte Mrs. Lackersteen ihren Kurs. Sie erzählte Elizabeth von einem Brief, den sie aus der Heimat bekommen hatte mit Neuigkeiten über dieses arme, *arme* liebe Mädchen, das eine Weile in Burma gewesen war und so töricht versäumt hatte, sich zu verheiraten. Seine Leiden waren wirklich herzerreißend gewesen, und daraus konnte man ersehen, wie froh ein Mädchen sein sollte, irgend jemanden zu heiraten, buchstäblich *irgend jemanden*. Wie es schien, hatte das arme, arme liebe Mädchen seine Stellung verloren und war lange Zeit so gut wie am *Verhungern* gewesen, und jetzt hatte es tatsächlich eine Stellung als gewöhnliches Küchenmädchen unter einer gräßlichen, ordinären Köchin, die sie ganz empörend tyrannisierte. Und in der Küche wimmelte es von Küchenschaben einfach unglaublich! Fand Elizabeth das nicht auch absolut furchtbar? *Küchenschaben!*

Mrs. Lackersteen schwieg eine Weile, um die Küchenschaben wirken zu lassen, dann fügte sie hinzu:

»Zu schade, daß Mr. Verrall uns zu Anfang der Regenzeit verlassen wird. Kyauktada wird mir ganz leer ohne ihn vorkommen!«

»Wann beginnt die Regenzeit für gewöhnlich?« fragte Elizabeth so gleichgültig, wie sie es fertigbrachte.

»Hier oben ungefähr Anfang Juni. Nur eine bis zwei Wochen bis dahin ... Mein Liebes, es kommt dir vielleicht albern vor, daß ich es wieder erwähne, aber ich kann den Gedanken an das arme, arme liebe Mädchen in der Küche zwischen den *Küchenschaben* nicht aus dem Kopf kriegen!«

Die Küchenschaben traten im Verlauf des übrigen Abends wiederholt in Mrs. Lackersteens Gespräch auf. Erst am folgenden Tag bemerkte sie in einem Ton beiläufigen Klatsches:

»Übrigens glaube ich kommt Flory Anfang Juni wieder nach Kyauktada. Er sagte, er wolle zur Generalversammlung des Clubs hier sein. Vielleicht könnten wir ihn irgendwann mal zum Dinner einladen.«

Es war das erste Mal, daß eine der beiden Damen Flory erwähnte, seit er Elizabeth das Leopardenfell gebracht hatte. Nachdem sie ihn mehrere Wochen buchstäblich vergessen hatten, war er jetzt als deprimierende Notlösung in beider Gedanken wieder aufgetaucht.

Drei Tage später schickte Mrs. Lackersteen ihrem Mann eine Nachricht, er möge nach Kyauktada zurückkommen. Er war jetzt lange genug im Lager gewesen, um sich eine kurze Zeit im Quartier verdient zu haben. Er kam zurück, rosiger denn je - Sonnenbrand, erklärte er - und mit derart zitternden Händen, daß er sich kaum eine Zigarette anzünden konnte. Nichtsdestoweniger feierte er den Abend seiner Rückkehr, indem er Mrs. Lackersteen aus dem Haus hinausmanövrierte, in Elizabeths Schlafzimmer drang und einen beschwingten Versuch unternahm, sie zu vergewaltigen, sie zu schänden.

Während dieser ganzen Zeit bereitete sich, ohne daß irgend jemand von Bedeutung etwas davon wußte, ein weiterer Aufruhr vor. Der *Weiksa* (der jetzt weit weg war und bei harmlosen Bauern in Martaban mit dem Stein der Weisen hausierte) hatte

vielleicht etwas bessere Arbeit geleistet, als er wollte. Jedenfalls bestand die Möglichkeit neuer Unruhen - einzelne, wirkungslose Gewalttaten wahrscheinlich. Selbst U Po Kyin wußte davon noch nichts. Aber wie gewöhnlich waren die Götter auf seiner Seite, denn durch jeden weiteren Aufstand würde der erste ernster erscheinen, als er gewesen war, und so zu seinem Ruhm beitragen.

XXI

Westwind, ach, wann wirst du wehn, uns mit Regen zu versehn? Es war der erste Juni, der Tag der Generalversammlung, und noch war kein Tropfen gefallen. Als Flory den Clubweg heraufkam, hatte die Nachmittagssonne, deren schräge Strahlen unter seine Hutkrempe fielen, noch genügend Kraft, um seinen Nacken unangenehm zu versengen. Der *Mali*, der zwei Kerosinfässer mit Wasser an einer Schultertrage trug, taumelte den Pfad entlang, und seine Brustmuskeln waren schlüpfrig von Schweiß. Er stellte die Fässer hin, planschte ein wenig Wasser über seine mageren braunen Füße und begrüßte Flory mit einem Selam.

»Nun, *Mali*, wird es Regen geben?«

Der Mann deutete mit einer vagen Geste gen Westen. »Die Berge halten ihn gefangen, Sahib.«

Kyauktada war fast ringsum von Hügeln umgeben, und diese fingen die ersten Regenschauer ab, manchmal bis fast Ende Juni. Das Erdreich der Blumenbeete, das zu großen unregelmäßigen Brocken gehackt war, sah grau und hart aus wie Beton. Flory ging in den Salon, wo er Westfield fand, der auf der Veranda herumstand und über den Fluß hinausblickte, denn die Bambusrohrjalousien waren hochgerollt. Am Fuß der Veranda lag ein *Chokra* auf dem Rücken in der Sonne, zog mit der Ferse das Punkahseil und beschattete sein Gesicht mit einem breiten Streifen eines Bananenblattes.

»Hallo Flory! Du bist dünn geworden wie eine Bohnenstange.«

»Du auch.«

»Hm, ja. Verdammtes Wetter. Kein Appetit außer zum Saufen. Herrgott, werde ich froh sein, wenn die Frösche anfangen zu quaken. Trinken wir einen Schluck, ehe die ändern kommen. Butler!«

»Weißt du, wer zur Generalversammlung kommen wird?« fragte Flory, als der Butler Whisky und lauwarmes Sodawasser gebracht hatte.

»So ziemlich alle, glaub ich. Lackersteen ist vor drei Tagen vom Lager zurückgekommen. Bei Gott, der Mann hat sich glänzend amüsiert, mal weg von seiner Alten! Mein Inspektor hat mir erzählt, wie es da in seinem Lager zugegangen ist. Ganze Scharen von Nutten. Muß sie extra aus Kyauktada importiert haben. Wird schon sein Fett abkriegen, wenn die Alte seine Clubrechnung sieht. Elf Flaschen Whisky in vierzehn Tagen in sein Lager rausgeschickt.«

»Kommt der junge Verrall?«

»Nein, der ist ja nur zeitweiliges Mitglied. Aber der würde sowieso nicht kommen, der junge Spund. Maxwell wird auch nicht hier sein. Kann gerade jetzt nicht vom Lager weg, sagt er.

Er hat geschrieben, Ellis soll ihn vertreten, wenn es zu einer Abstimmung kommt. Aber ich glaube nicht, daß über irgendwas abzustimmen ist, heh?« setzte er hinzu und sah Flory verstohlen an, denn beide erinnerten sich an ihren früheren Streit über dieses Thema.

»Ich nehme an, das liegt bei Macgregor.«

»Ich meine, Macgregor wird diesen Quatsch wegen der Wahl eines eingeborenen Mitgliedes unter den Tisch fallen lassen, heh? Nicht der richtige Zeitpunkt jetzt. Nach dem Aufstand und so.«

»Wie ist das übrigens mit dem Aufstand?« fragte Flory. Er wollte noch nicht mit dem Gerangel über die Wahl des Doktors anfangen. In ein paar Minuten würde es sowieso Ärger absetzen. »Gibt's was Neues? Glaubst du, daß sie's noch mal versuchen werden?«

»Nein. Alles vorbei, fürchte ich. Sie haben Schi3 bekommen, feige wie sie sind. Der ganze Distrikt ist so ruhig wie eine Mädchenschule. Äußerst enttäuschend.«

Florys Herz setzte einen Schlag aus. Er hatte im Nebenraum Elizabeths Stimme gehört. Mr. Macgregor kam in diesem Augenblick herein, gefolgt von Ellis und Mr. Lackersteen. Damit waren alle Stimmberechtigten beisammen, denn die weiblichen Clubmitglieder waren nicht stimmberechtigt. Mr. Macgregor hatte schon einen seidenen Anzug an und trug die Kassenbücher des Clubs unter dem Arm. Er brachte es fertig, selbst einer so geringfügigen Angelegenheit wie einer Clubsitzung einen halboffiziellen Charakter zu geben.

»Mir scheint, wir sind alle hier«, sagte er nach der üblichen Begrüßung. »Sollen wir also - äh - mit unserer Schwerarbeit beginnen?«

»Geh du voran, Macduff«, sagte Westfield und setzte sich.

»Ruf doch jemand den Butler, um Himmels willen«, sagte Mr. Lackersteen. »Ich traue mich nicht, meine Alte könnte es hören.«

»Bevor wir uns der Tagesordnung zuwenden«, sagte Mr. Macgregor, als er einen Drink abgelehnt hatte und die anderen einen genommen hatten, »nehme ich an, Sie möchten den Geschäftsbericht für das Halbjahr hören?«

Sie wollten es nicht unbedingt, aber Mr. Macgregor, der solcherlei Dinge genoß, gab den Rechenschaftsbericht mit großer Gründlichkeit. Florys Gedanken wanderten. Im nächsten Augenblick würde es solch einen Krach geben - oh, ja, einen teuflischen Krach! Sie würden wütend sein, wenn er den Doktor

nun doch vorschlug. Und Elizabeth war im Nebenzimmer. Gott geb's, daß sie den Krach nicht hörte, wenn er losging. Sie würde ihn noch mehr verabscheuen, wenn sie vernahm, wie die anderen ihn verhöhnten. Würde er sie heute abend sehen? Würde sie mit ihm sprechen? Er blickte über die Viertelmeile des glitzernden Flusses hinüber. Am anderen Ufer wartete ein Haufen Männer, darunter einer mit einem grünen *Gaungbaung*, neben einem Sampan. Auf dem Kanal bei dem hiesigen Ufer kämpfte eine große, plumpe indische Barke mit verzweifelter Langsamkeit gegen die starke Strömung. Bei jedem Schlag rannten die zehn Ruderer, drawidische Hungerleider, nach vorn und tauchten ihre langen, primitiven Ruder mit herzförmigen Blättern ins Wasser. Sie spannten ihre mageren Körper an, dann zerrten sie, krümmten sich, bogen sich rückwärts wie gequälte Geschöpfe aus schwarzem Gummi, und der schwerfällige Schiffskörper kroch einen oder zwei Meter weiter. Dann sprangen die Ruderer keuchend wieder nach vorn und tauchten ihre Ruder wieder ein, bevor die Strömung sie zurückwarf.

»Und jetzt«, sagte Mr. Macgregor mit ernsterer Miene, »kommen wir zum Höhepunkt der Tagesordnung. Das ist natürlich diese - äh - unangenehme Frage, der wir leider ins Auge sehen müssen, nämlich die Wahl eines Eingeborenen als Clubmitglied. Als wir früher über die Angelegenheit gesprochen haben -«

»Was zum Teufel!«

Ellis war es, der unterbrochen hatte. Er war so erregt, daß er aufgesprungen war.

»Was zum Teufel! Wir werden doch wohl *damit* nicht wieder anfangen? Über die Wahl eines verdammt Niggers in diesen Club reden, nach allem, was passiert ist! Lieber Gott, ich glaubte, selbst Flory wäre mittlerweile anderen Sinnes geworden!«

»Unser Freund Ellis scheint überrascht. Die Angelegenheit ist

schon früher diskutiert worden, glaube ich.«

»Das meine ich wohl, daß sie schon früher diskutiert worden ist! Und wir alle haben gesagt, wie wir darüber denken. Bei Gott -«

»Wenn unser Freund Ellis sich für einen Augenblick hinsetzen würde -« sagte Mr. Macgregor nachsichtig.

Ellis warf sich wieder in seinen Sessel und rief: »Verdammter Unsinn!« Jenseits des Flusses konnte Flory sehen, wie sich die Gruppe von Burmanen einschiffte. Sie hoben ein langes, plumpes Bündel in den Sampan. Mr. Macgregor hatte aus seinen Akten einen Brief herausgesucht.

»Vielleicht sollte ich lieber erklären, wie sich diese Frage überhaupt erhoben hat. Der Kommissar sagte mir, daß von der Regierung ein Rundschreiben herumgeschickt worden ist mit dem Vorschlag, daß in den Clubs, die keine eingeborenen Mitglieder haben, mindestens einer hinzugewählt werden soll; das heißt, automatisch aufgenommen werden soll. In dem Rundschreiben heißt es - ach ja! hier ist es: ›Es ist falsche Politik, eingeborene Beamte von hohem Rang gesellschaftlich zu brüskieren.‹ Ich darf wohl sagen, daß ich ganz entschieden nicht damit einverstanden bin. Das gilt zweifellos für uns alle. Wir, die wir die praktische Regierungsarbeit leisten, sehen die Dinge sehr anders als diese - äh - Sonntagsabgeordneten, die uns von oben her hereinreden. Der Kommissar ist derselben Meinung wie ich. Dennoch -«

»Aber das ist doch alles verdammter Quatsch!« unterbrach ihn Ellis. »Was hat das mit dem Kommissar oder sonst jemand zu tun? Können wir denn in unserem verdammten Club nicht mehr tun, was wir wollen? Die haben kein Recht, uns außerdienstliche Vorschriften zu machen.«

»Richtig«, sagte Westfield.

»Ihr kommt mir zuvor. Ich habe dem Kommissar gesagt, daß ich die Angelegenheit den anderen Mitgliedern unterbreiten

muß. Und er schlägt folgenden Kurs vor. Wenn der Gedanke im Club irgendwie Unterstützung findet, meint er, es wäre besser, unser eingeborenes Mitglied hinzuzuwählen. Andererseits, wenn der ganze Club dagegen ist, kann man die Sache fallenlassen. Das heißt, wenn eine einmütige Meinung herrscht.«

»Na ja, sie ist verdammt einmütig«, sagte Ellis.

»Meinst du«, sagte Westfield, »daß es von uns abhängt, ob wir sie aufnehmen oder nicht?«

»Ich stelle mir vor, daß wir es so auffassen können.«

»Na also, dann wollen wir doch sagen, daß wir geschlossen dagegen sind.«

»Und zwar sehr deutlich sollten wir das sagen, bei Gott. Wir wollen dieser Idee ein für allemal energisch entgegenreten.«

»Hört, hört!« sagte Mr. Lackersteen mürrisch. »Haltet die schwarzen Trottel heraus. *Esprit de Corps* und dergleichen.«

Auf Mr. Lackersteens vernünftige Gefühle konnte man sich in einem solchen Fall immer verlassen. Im Grunde lag ihm nichts an der britischen Herrschaft und hatte ihm nie etwas daran gelegen, er trank ebenso gern mit einem Orientalen wie mit einem weißen Mann; aber er war immer mit einem lauten ›Hört, hört!‹ bei der Hand, wenn jemand Bambusschläge für despektierliche Diener oder kochendes Öl für Nationalisten vorschlug. Er hielt sich was zugute darauf, daß er, obwohl er ein bißchen viel trank und dergleichen, loyal *war*, verdammt noch mal! Es war seine Form von Ehrbarkeit. Mr. Macgregor war insgeheim über die allgemeine Zustimmung recht erleichtert. Wenn ein orientalisches Mitglied hinzugewählt wurde, so würde dieses Mitglied Dr. Veraswami sein müssen, und er hatte das tiefste Mißtrauen gegen den Doktor, seit Nga Shwe O so verdächtigerweise aus dem Gefängnis ausgebrochen war.

»Dann kann ich annehmen, daß ihr alle einer Meinung seid?« sagte er. »Wenn ja, werde ich es dem Kommissar mitteilen. Andernfalls müssen wir mit der Diskussion über den Kandidaten

für die Wahl beginnen.«

Flory stand auf. Jetzt mußte er sein Sprüchlein sagen. Das Herz schien ihm in den Hals gestiegen zu sein und ihn zu ersticken. Nach dem, was Mr. Macgregor gesagt hatte, war es klar, daß die Wahl des Doktors in seiner Macht lag, indem er sie einfach vorschlug. Aber ach, wie langweilig, wie lästig war das alles! Was für einen höllischen Aufruhr würde es geben! Wie er wünschte, dem Doktor nie das Versprechen gegeben zu haben! Es war nicht zu ändern, er hatte es gegeben und konnte es nicht brechen. Vor kurzer Zeit hätte er es ganz leicht gebrochen, *en bon pukka sahib!* Aber jetzt nicht. Er mußte diese Sache durchstehen. Er drehte sich zur Seite, so daß sein Muttermal von den anderen abgewandt war. Schon spürte er, wie seine Stimme matt und schuldbewußt klang.

»Unser Freund Flory hat etwas vorzuschlagen?«

»Ja. Ich schlage Dr. Veraswami als Mitglied dieses Clubs vor.«

Es gab einen solchen wütenden Aufschrei von drei anderen, daß Mr. Macgregor scharf auf den Tisch klopfen und daran erinnern mußte, die Damen wären im Nebenzimmer. Ellis beachtete es nicht im mindesten. Er war wieder aufgesprungen, und die Haut um seine Nase herum war ganz grau geworden. Er und Flory blieben einander gegenüber stehen, als wollten sie sich schlagen.

»Nun, du verdammter Blödian, wirst du das zurücknehmen?«

»Nein, das will ich nicht.«

»Du schmieriges Schwein! Du Bubi von einem Nigger! Du kriecherischer, unterwürfiger, verdammter Hurensohn!«

»Zur Ordnung!« rief Mr. Macgregor.

»Aber seht ihn an, seht ihn doch an!« schrie Ellis, fast in Tränen. »Läßt uns alle im Stich wegen eines dickbäuchigen Niggers! Nach allem, was wir ihm gesagt haben! Wo wir doch

nur zusammenhalten müssen, wenn wir den Knoblauchgestank für immer von diesem Club fernhalten wollen. Mein Gott, müßtet ihr nicht alle eure Gedärme auskotzen, wenn ihr jemanden sich so benehmen seht -?«

»Nimm es zurück, Flory, alter Junge!« sagte Westfield. »Sei nicht so ein verdammter Trottel!«

»Glatter Bolschewismus, verdammt noch mal!« sagte Mr. Lackersteen.

»Glaubt ihr, ich kümmere mich darum, was ihr sagt? Was geht es euch an? Macgregor hat zu entscheiden.«

»Dann bleibst du - äh - bei deiner Entscheidung?« fragte Macgregor düster.

»Ja.«

Mr. Macgregor seufzte. »Ein Jammer! Nun, in diesem Fall habe ich wohl keine Wahl -«

»Nein, nein, nein!« schrie Ellis, in seiner Wut herumtanzend. »Gib ihm nicht nach! Laß darüber abstimmen. Und wenn dieser Hurensohn nicht wie wir anderen dagegen stimmt, werden wir zuerst ihn selber rausschmeißen, und dann - na ja! Butler!«

»Sahib!« sagte der Butler, der sofort erschien.

»Bring die Wahlurne und die Kugeln. Nun raus mit dir!« setzte er grob hinzu, als der Butler gehorcht hatte.

Die Luft war sehr stickig geworden; aus irgendeinem Grunde hatte der Punkah aufgehört zu funktionieren. Mr. Macgregor stand mit mißbilligender, aber unparteiischer Miene auf und nahm die beiden Fächer mit den schwarzen und weißen Kugeln aus der Wahlurne.

»Wir müssen ordnungsgemäß vorgehen. Mr. Flory hat Dr. Veraswami, den Zivilchirurgen, als Mitglied dieses Clubs vorgeschlagen. Ein Fehler, meiner Ansicht nach, ein großer Fehler; dennoch -! Bevor wir darüber abstimmen -«

»Ach, warum denn soviel Umstände?« sagte Ellis. »Hier ist

meine Stimme! Und noch eine für Maxwell.« Er warf zwei schwarze Kugeln in die Urne. Dann ergriff ihn einer seiner plötzlichen krampfhaften Wutanfälle, und er nahm den Kasten mit den weißen Kugeln und schleuderte sie auf den Fußboden. Sie flogen in alle Richtungen. »Da! Jetzt lies eine auf, wenn du eine haben willst!«

»Du verdammter Idiot! Was glaubst du soll das nützen?«

»Sahib!«

»Was ist?« fragte Westfield.

Alle traten ans Fenster. Der Sampan, den Flory am anderen Flußufer gesehen hatte, lag jetzt am diesseitigen Ufer am Fuß des Rasens, und einer der Männer klammerte sich an einen Busch, um ihn in Ruhe zu halten. Der Burmane in dem grünen *Gaunghaung* kletterte heraus.

»Das ist einer von Maxwells Förstern!« sagte Ellis in ganz verändertem Ton. »Mein Gott! Da ist etwas passiert!«

Der Förster sah Mr. Macgregor, verbeugte sich eilig und geistesabwesend und wandte sich wieder zu dem Sampan. Vier andere Männer, Bauern, stiegen nach ihm aus und hoben mit Mühe das seltsame Bündel, das Flory in der Ferne gesehen hatte, an Land. Es war sechs Fuß lang und wie eine Mumie in Tücher gehüllt. Jeder fühlte, wie sich etwas in seinem Innern zusammenzog. Der Förster blickte zur Veranda hinauf, sah, daß es keinen direkten Zugang gab, und führte die Bauern rund um das Clubhaus zur Vorderseite. Sie hatten sich das Bündel auf die Schultern geladen, wie die Träger bei einem Begräbnis den Sarg tragen. Der Butler war wieder in den Salon geflüht, und selbst sein Gesicht war auf seine Art blaß - nämlich grau.

»Butler!« sagte Mr. Macgregor scharf.

»Sir!«

»Geh schnell und mach die Tür zum Spielzimmer zu. Halte sie verschlossen. Die Memsahibs brauchen das nicht zu sehen.«

»Ja, Sir!«

Die Burmanen mit ihrer Last kamen schwerfällig den Gang entlang. Als sie eintraten, stolperte der Führer und fiel beinahe hin; er war auf eine der weißen Kugeln getreten, die am Boden verstreut lagen. Die Burmanen knieten nieder, senkten ihre Last auf den Boden und blieben daneben mit seltsam ehrfürchtigen Mienen stehen, leicht vorgebeugt, die Hände zu einem Shiko gefaltet. Westfield war auf die Knie gefallen und zog das Tuch zurück.

»Du lieber Himmel! Seht ihn nur an!« sagte er, aber nicht besonders überrascht. »Seht euch den armen kleinen -!«

Mr. Lackersteen hatte sich mit einem blökenden Laut ans andere Ende des Raumes zurückgezogen. Von dem Augenblick an, als das Bündel an Land gehoben worden war, hatten sie alle gewußt, was es enthielt. Es war die Leiche von Maxwell, mit *Dahs* fast in Stücke geschnitten von zwei Verwandten des Mannes, den er erschossen hatte.

XXII

Maxwells Tod hatte Kyauktada aufgerüttelt und würde noch ganz Burma aufrütteln; von dem Fall - »dem Fall Kyauktada, wissen Sie noch?« - wurde noch Jahre später gesprochen, nachdem der Name des unglücklichen jungen Mannes längst vergessen war. Aber um ihn persönlich trauerte niemand besonders. Maxwell war fast eine Null gewesen - eben ein »guter Kerl« wie jeder andere der zehntausend *ex colore* guten Kerle in Burma und hatte keine engen Freunde gehabt. Niemand unter den Europäern trauerte ehrlich um ihn. Aber das soll nicht heißen, daß sie nicht aufgebracht waren; im Gegenteil: zunächst waren sie fast wahnsinnig vor Zorn. Das Unverzeihliche war geschehen - *ein weißer Mann* war getötet worden. Wenn das geschieht, geht eine Art Schauer durch die Engländer im Osten. Etwa achthundert Menschen werden alljährlich in Burma

umgebracht; sie bedeuten nichts: aber die Ermordung *eines weißen Mannes* ist eine Ungeheuerlichkeit, ein Sakrileg. Der arme Maxwell würde gerächt werden, das war sicher. Aber nur ein oder zwei Diener und der Förster, der seine Leiche gebracht und ihn gern gehabt hatte, vergossen Tränen um seinen Tod.

Andererseits war niemand wirklich erfreut, bis auf U Po Kyin.

»Das ist geradezu ein Geschenk des Himmels!« sagte er zu Ma Kin. »Ich hätte es selbst nicht besser arrangieren können. Das einzige, was ich brauchte, damit sie meinen Aufstand ernst nahmen, war ein bißchen Blutvergießen. Und da haben wir es! Ich sage dir, Ma Kin, jeden Tag wächst meine Gewißheit, daß eine höhere Macht für mich arbeitet.«

»Ko Po Kyin, du bist wahrhaftig schamlos! Ich weiß nicht, wie du es wagen kannst, so etwas zu sagen. Schaudert es dich nicht, daß ein Mord auf deiner Seele liegt?«

»Was? Ich? Mord auf meiner Seele? Wovon redest du? Ich habe in meinem ganzen Leben nicht einmal ein Huhn getötet.«

»Aber du profitierst von dem Tod dieses armen Jungen.«

»Profitieren! Natürlich profitiere ich davon. Und warum nicht, wenn ich fragen darf? Bin ich daran schuld, wenn jemand anders einen Mord begeht? Der Fischer fängt Fische und wird dafür verdammt. Aber werden wir verdammt, weil wir den Fisch essen? Bestimmt nicht. Warum den Fisch *nicht* essen, wenn er einmal tot ist? Du solltest die Heiligen Schriften sorgfältiger studieren, meine liebe Kin Kin.«

Die Beisetzung fand am nächsten Morgen vor dem Frühstück statt. Alle Europäer waren anwesend bis auf Verrall, der fast gegenüber dem Friedhof genauso wie üblich über den Platz galoppierte. Mr. Macgregor hielt die Grabrede. Die kleine Gruppe von Engländern stand um das Grab, das *Topi* in der Hand, sie schwitzten in ihren dunklen Anzügen, die sie aus der Tiefe ihrer Kisten ausgegraben hatten. Das grelle Morgenlicht prallte erbarmungslos auf ihre Gesichter, die in den

häßlichen, schäbigen Anzügen gelber denn je aussahen. Alle Gesichter bis auf das von Elizabeth sahen faltig und alt aus. Dr. Veraswami und ein halbes Dutzend andere Orientalen waren gekommen, aber sie hielten sich taktvoll im Hintergrund. Sechzehn Grabsteine standen auf dem kleinen Friedhof; Angestellte von Holzfirmen, Beamte, Soldaten, die in vergessenen Scharmützeln gefallen waren.

»Dem Gedenken von John Henry Spagnall, vormals bei der Indischen Imperialen Polizei, geweiht, der während unablässiger Pflichterfüllung von Cholera dahingerafft wurde« usw. usw.

Flory erinnerte sich undeutlich an Spagnall. Er war ganz plötzlich im Lager nach seinem zweiten Schub von Delirium tremens gestorben. In einer Ecke waren ein paar Gräber von Eurasiern mit Holzkreuzen. Der rankende Jasmin mit winzigen orangenherzigen Blüten hatte alles überwuchert. Zwischen dem Jasmin führten große Rattenlöcher in die Gräber hinab.

Mr. Macgregor beendete die Trauerfeier mit voller, ehrfürchtiger Stimme und ging, sein graues *Topi* - die östliche Entsprechung zum Zylinder - an den Magen gedrückt, den anderen voran aus dem Friedhof. Flory verweilte am Tor in der Hoffnung, daß ihn Elizabeth ansprechen würde, aber sie ging ohne einen Blick an ihm vorbei. Alle hatten ihn heute morgen gemieden. Er stand in Ungnade; der Mord hatte seine Illoyalität von gestern abend irgendwie grausig erscheinen lassen. Ellis hatte Westfield beim Arm genommen, und sie blieben neben dem Grabe stehen und nahmen ihre Zigarettenetuis heraus. Flory konnte ihre saloppen Stimmen über das offene Grab hinweg hören.

»Mein Gott, Westfield, mein Gott, wenn ich denke, daß dieser arme kleine Bursche da unten liegt - ach, mein Gott, mir kocht das Blut! Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen, so wütend war ich.«

»Ziemlich gräßlich, geb ich zu. Aber laß man, ich verspreche

dir, daß ein paar Burschen dafür hängen sollen. Zwei Leichen gegen eine - das Beste, was wir tun können.«

»Zwei! Es sollten fünfzig sein! Wir müssen Himmel und Hölle in Bewegung setzen, damit diese Kerle gehängt werden. Hast du schon ihre Namen?«

»Ja, so ziemlich! Der ganze verfluchte Distrikt weiß, wer's gewesen ist. In solchen Fällen wissen wir immer, wer es getan hat. Die verfluchten Bauern zum Reden bringen - das ist die einzige Schwierigkeit.«

»Ja, um Gottes willen, dann bring sie diesmal zum Reden. Kümmere dich nicht um das verdammte Gesetz. Prügle es aus ihnen heraus. Foltere sie alles. Wenn du Zeugen bestechen willst, kann ich hundert Mäuse springen lassen.«

Westfield seufzte. »So was kann ich nicht machen, fürchte ich. Ich wollte, wir könnten's. Meine Jungs wüßten schon, wie man einen Zeugen ausquetscht, wenn man's ihnen befiehlt. Sie auf einen Ameisenhügel binden. Roter Pfeffer. Aber das geht heutzutage nicht. Wir müssen unsere eigenen verdammten blöden Gesetze befolgen. Aber trotzdem, diese Burschen werden schon hängen. Wir haben alle Beweise, die wir brauchen.«

»Gut! Und wenn du sie verhaftet hast und nicht sicher bist, ob sie verurteilt werden, erschieß sie - einfach erschießen! Gib Fluchtversuch an oder so was. Alles lieber als diese Hunde laufen lassen.«

»Wir lassen sie nicht laufen, keine Angst. Wir kriegen sie. Jedenfalls kriegen wir *irgendeinen*. Besser den Falschen hängen als gar keinen«, setzte er hinzu.

»So ist's richtig! Ich will nie wieder ruhig schlafen, bis ich sie nicht hängen gesehen habe«, sagte Ellis, während sie von dem Grab fortgingen. »Herrgott! Machen wir, daß wir aus dieser Sonne rauskommen. Ich sterbe vor Durst.«

Alle starben mehr oder weniger vor Durst, aber es erschien etwas ungehörig, unmittelbar nach einer Trauerfeier zu einem

Drink in den Club zu gehen. Die Europäer zerstreuten sich und gingen in ihre Häuser, während vier Unberührbare mit *Mamooties* die graue, zementharte Erde wieder in das Grab schaufelten und es grob zu einem Grabhügel formten.

Nach dem Frühstück ging Ellis, den Stock in der Hand, in sein Büro. Es war blendend heiß. Er hatte gebadet und wieder Hemd und Shorts angezogen, aber auch nur eine Stunde in einem dicken Anzug hatte scheußliche Hitzpickel hervorgerufen. Westfield war schon in seinem Motorboot weggefahren, zusammen mit einem Inspektor und einem halben Dutzend Männern, um die Mörder zu verhaften. Er hatte Verrall befohlen, ihn zu begleiten - nicht daß Verrall nötig gewesen wäre, aber wie Westfield sagte, würde es dem jungen Dummkopf guttun, mal ein bißchen Arbeit zu haben.

Ellis zappelte mit den Schultern - die Hitzpickel waren fast nicht zu ertragen. Der Zorn schmorte in ihm wie ein bitterer Saft. Er hatte die ganze Nacht nachgegrübelt. Sie hatten einen weißen Mann getötet, *einen weißen Mann* getötet, die verfluchten Saukerle, die hinterhältigen, feigen Hunde! Oh, diese Schweine, diese Schweine, wie man sie dafür leiden machen sollte! Warum haben wir diese verfluchten Glacehandschuh-Gesetze geschaffen? Warum haben wir das alles widerspruchslos hingenommen? Wenn das nun vor dem Krieg in einer deutschen Kolonie passiert wäre! Die guten alten Deutschen! Sie wußten, wie man Nigger behandelt. Vergeltungsmaßnahmen! Peitschen aus Nashornleder! Ihre Dörfer zerstören, ihr Vieh umbringen, ihre Ernte verbrennen, sie dezimieren, mit den Gewehren abknallen.

Ellis starrte in die furchtbaren Lichtkaskaden, die durch die Lücken zwischen den Bäumen strömten. Seine grünlichen Augen waren groß und voller Trauer. Ein sanfter Burmane mittleren Alters kam vorüber mit einem großen Bambusstamm, den er grunzend von einer Schulter auf die andere balancierte, als er an Ellis vorbeikam. Ellis faßte seinen Stock fester. Wenn

dieses Schwein einen jetzt nur angreifen würde! Oder auch nur beleidigen - irgend etwas, damit man das Recht hätte, ihn zusammenzuschlagen! Wenn diese feigen Hunde nur einmal auf irgendeine Weise kampflustig wären! Statt an einem vorüberzuschleichen, sich immer an das Gesetz zu halten, so daß man nie die Möglichkeit hatte, zurückzuschlagen. Ah, ein richtiger Aufstand - den Ausnahmezustand erklären und keinen Pardon geben! Liebliche, blutdürstige Bilder gingen ihm durch den Kopf. Schreiende Berge von Eingeborenen, die von Soldaten abgeschlachtet wurden. Erschießt sie, reitet sie nieder, laßt ihre Gedärme von Pferdehufen zertrampeln, ihre Gesichter von Peitschenhieben in Scheiben zerschneiden!

Fünf High-School-Jungen kamen nebeneinander die Straße entlang. Ellis sah sie kommen, eine Reihe von gelben, gehässigen Gesichtern - geschlechtslose Gesichter, abscheulich glatt und jung, die ihn mit bewußter Unverschämtheit angrinsten. Sie hatten im Sinn, ihn zu verspotten, als weißen Mann. Wahrscheinlich hatten sie von dem Mord gehört und betrachteten ihn - da sie wie alle Schuljungen Nationalisten waren, als einen Sieg. Sie grinsten Ellis offen ins Gesicht, als sie an ihm vorüberkamen. Sie versuchten unverhohlen, ihn zu provozieren, und wußten, daß das Gesetz auf ihrer Seite war. Ellis fühlte seine Brust schwellen. Der Anblick ihrer Gesichter, die ihn höhnisch ansahen wie eine Reihe gelber Götzenbilder, war zum Wahnsinnigwerden. Er blieb abrupt stehen.

»Hier! Worüber lacht ihr, ihr kleinen Flöhe?«

Die Jungen wandten sich um.

»Ich habe gefragt, worüber zum Teufel ihr lacht?«

Einer der Jungen antwortete - unverschämt, aber vielleicht ließ sein schlechtes Englisch es unverschämter erscheinen, als er beabsichtigte.

»Nicht Ihre Sache.«

Etwa eine Sekunde lang wußte Ellis nicht, was er tat. In dieser

Sekunde hatte er mit aller Kraft zugeschlagen, und sein Stock landete, krach! direkt auf den Augen des Jungen. Der Junge wich schreiend zurück, und im selben Augenblick hatten die anderen vier sich auf Ellis gestürzt. Aber er war zu stark für sie. Er schleuderte sie beiseite und sprang zurück, und dabei hieb er mit seinem Stock so wütend um sich, daß keiner von ihnen ihm nahezukommen wagte.

»Bleibt, wo ihr hingehört, ihr -! Bleibt weg, oder bei Gott ich schlage noch einen von euch zusammen!«

Obgleich sie vier gegen einen waren, war er so furchterregend, daß sie verängstigt zurückwichen. Der Junge war verletzt, die Arme vor dem Gesicht, auf die Knie gefallen und kreischte: »Ich bin blind! Ich bin blind!« Plötzlich machten die anderen vier kehrt und stürzten zu einem zwanzig Meter entfernten Haufen Laterit, der für Straßenarbeiten verwendet wurde. Einer von Ellis' Angestellten war auf der Veranda seines Büros erschienen und sprang aufgeregt auf und nieder.

»Kommen Sie herauf, Sir, kommen Sie sofort herauf! Die werden Sie ermorden!«

Ellis verschmähte es zu rennen, aber er ging auf die Verandastufen zu. Ein Brocken Laterit kam durch die Luft geflogen und zerschellte an einem Pfeiler, woraufhin der Angestellte ins Haus flitzte. Aber Ellis drehte sich auf der Veranda zu den Jungen um, die unten standen, jeder mit einem Armvoll Laterit. Er gackerte vor Entzücken.

»Ihr verdammten, dreckigen kleinen Nigger!« rief er zu ihnen hinunter. »Das war eine Überraschung diesmal, nicht wahr? Kommt doch auf die Veranda und kämpft mit mir, alle vier! Ihr traut euch nicht. Vier gegen einen, und ihr traut euch nicht, mir entgegenzutreten! Ihr wollt Männer sein? Ihr heimtückischen, räudigen kleinen Ratten!«

Er ging zum Burmanischen über und nannte sie eine inzüchtige Schweinebrut. Die ganze Zeit bombardierten sie ihn

mit Lateritbrocken, aber ihre Arme waren schwach und ihre Würfe ungeschickt. Er wich den Steinen aus, und bei jedem, der ihn verfehlte, gackerte er triumphierend. Bald erschollen Rufe auf der Straße, denn man hatte auf der Polizeiwache den Lärm gehört, und ein paar Polizisten kamen heraus, um sich umzusehen. Die Jungen bekamen es mit der Angst und rissen aus; Ellis blieb als absoluter Sieger zurück.

Ellis hatte den Krawall von Herzen genossen, aber sobald er vorüber war, war er wütend und zornig. Er schrieb ein paar scharfe Zeilen an Mr. Macgregor, daß er böswillig überfallen worden sei und Rache verlange. Zwei Beamte, die die Szene mit angesehen hatten, und ein *Chaprassi* wurden in Mr. Macgregors Büro beordert, um den Hergang zu bestätigen. Sie logen in vollkommener Einmütigkeit. »Die Jungen hatten Mr. Ellis ohne jede Provokation angegriffen, er hatte sich zur Wehr gesetzt« usw. usw. Ellis - um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen hielt dies wohl für eine wahre Version des Hergangs. Mr. Macgregor war etwas verwirrt und befahl der Polizei, die vier Schuljungen zu suchen und zu vernehmen. Die Jungen hatten jedoch etwas derartiges geahnt und hielten sich versteckt; die Polizei durchsuchte einen ganzen Tag den Basar, ohne Erfolg.

Gegen Abend wurde der verletzte Junge zu einem burmanischen Arzt gebracht, der sein linkes Auge mit einem giftigen Gebräu aus zerstampften Blättern behandelte, so daß der Junge dann wirklich blind wurde.

Die Europäer trafen sich an diesem Abend wie üblich im Club bis auf Westfield und Verrall, die noch nicht zurückgekehrt waren. Alle waren schlechter Laune. Der auf den Mord folgende unprovizierte Überfall auf Ellis (das war die allgemein anerkannte Beschreibung) hatte sie ängstlich wie auch wütend gemacht. Mrs. Lackersteen zirpte zur Melodie von »Wir werden alle noch im Bett umgebracht werden«. Mr. Macgregor beruhigte sie, daß im Fall eines Aufruhrs die europäischen Damen immer ins Gefängnis gesperrt würden, bis alles vorüber

war; aber das schien sie nicht sehr zu trösten. Ellis beschimpfte Flory, und Elizabeth schnitt ihn fast ganz. Er war in der irren Hoffnung, sich zu versöhnen, in den Club gekommen, und ihr Benehmen machte ihn so elend, daß er den größten Teil des Abends schmollend in der Bibliothek saß. Erst um acht Uhr, als alle eine Anzahl von Drinks zu sich genommen hatten, wurde die Atmosphäre ein bißchen freundlicher, und Ellis sagte:

»Wie wär's, wenn wir ein paar *Chokras* zu uns nach Hause schickten und uns unser Essen herbringen ließen? Wir könnten auch ein paar Robber Bridge spielen. Besser als zu Hause herumzusitzen.«

Mrs. Lackersteen, die sich vor dem Nachhausegehen fürchtete, griff diesen Vorschlag sofort auf. Die Europäer aßen hin und wieder im Club, wenn sie lange zu bleiben gedachten. Zwei *Chokras* wurden weggeschickt und brachen, als man ihnen ihren Auftrag mitteilte, unverzüglich in Tränen aus. Es stellte sich heraus, daß sie auf dem Weg den Hügel hinauf bestimmt Maxwells Geist begegnen würden. An ihrer Stelle wurde der *Mali* geschickt. Als der Mann ging, bemerkte Flory, daß es wieder eine Vollmondnacht war - vier Wochen auf den Tag genau seit jenem unsäglich fernen Abend, an dem er Elizabeth unter dem Jasminbaum geküßt hatte.

Sie hatten sich gerade an den Bridgetisch gesetzt, und Mrs. Lackersteen hatte sich aus reiner Nervosität entschlossen, nicht zu bedienen, als etwas Schweres aufs Dach plumpste. Alle schreckten zusammen und blickten auf.

»Da ist eine Kokosnuß heruntergefallen!« sagte Mr. Macgregor.

»Hier gibt es gar keine Kokosnußbäume«, sagte Ellis.

Im nächsten Augenblick geschahen mehrere Dinge gleichzeitig. Es gab einen zweiten, viel lauterer Bums, eine der Petroleumlampen fiel von ihrem Haken und zerschellte am Fußboden, knapp an Mr. Lackersteen vorbei, der mit einem

Kreischen beiseite sprang, Mrs. Lackersteen begann zu schreien und der Butler kam barhäuptig ins Zimmer gestürzt, sein Gesicht hatte die Farbe von schlechtem Kaffee.

»Sir! Sir! Schlechte Menschen kommen! Werden uns alle ermorden, Sir!«

»Was? Schlechte Menschen? Was meinst du?«

»Sir, alle Dorfbewohner sind draußen! Großen Stock und *Dah* in den Händen, und alle tanzen herum! Wollen Masters Hals durchschneiden, Sir!«

Mrs. Lackersteen warf sich rückwärts in ihren Sessel. Sie stimmte ein solches Geschrei an, daß es die Stimme des Butlers übertönte.

»Ach, seien Sie still!« sagte Ellis scharf, sich zu ihr wendend.
»Hört alle zu! Hört euch das an!«

Draußen war ein tiefes, gefährliches Gemurmel zu hören, wie das Brummen eines wütenden Riesen. Mr. Macgregor, der aufgestanden war, wurde steif, und rückte streitsüchtig die Brille auf seiner Nase zurecht.

»Das scheint so etwas wie ein Tumult zu sein! Butler, heb diese Lampe auf. Miss Lackersteen, kümmern Sie sich um Ihre Tante. Sehen Sie, ob sie verletzt ist. Ihr anderen kommt mit mir!«

Alle begaben sich zu der Vordertür, die jemand, vermutlich der Butler, geschlossen hatte. Ein Hagel von kleinen Steinen prasselte dagegen. Mr. Lackersteen wankte bei dem Geräusch und zog sich hinter die anderen zurück.

»Verdammt noch mal, kann denn nicht jemand die blöde Tür verriegeln!« sagte er.

»Nein, nein!« sagte Mr. Macgregor. »Wir müssen hinausgehen. Es ist lebensgefährlich, ihnen nicht entgegenzutreten!«

Er öffnete die Tür und trat kühn auf die oberste Stufe. Etwa

zwanzig Burmanen mit *Dabs* oder Knüppeln in der Hand standen auf dem Weg. Außerhalb des Zaunes auf der Straße standen in beiden Richtungen bis weit über den Platz enorme Menschenmengen. Es war wie ein Menschenmeer, mindestens zweitausend, eine schwarzweiße Masse im Mondschein, in dem hier und da ein krummer *Dab* glitzerte. Ellis hatte sich, die Hände in den Taschen, kühl neben Mr. Macgregor gestellt. Mr. Lackersteen war verschwunden.

Mr. Macgregor hob Ruhe gebietend die Hand. »Was soll das bedeuten?« rief er streng.

Rufe wurden laut, und ein paar Lateritbrocken von der Größe eines Kricketballs kamen von der Straße her geflogen, trafen aber zum Glück niemanden. Einer der Männer auf dem Weg wandte sich um, winkte den anderen und rief, sie sollten noch nicht mit Werfen anfangen. Dann trat er vor, um zu den Europäern zu reden. Er war ein kräftiger, munterer Mann von etwa dreißig Jahren mit einem nach unten gebogenen Schnurrbart und einem Unterhemd und trug seinen *Longyi* bis zu den Knien aufgeschürzt.

»Was soll das bedeuten?« wiederholte Mr. Macgregor.

Fröhlich grinsend und nicht sehr unverschämt ergriff der Mann das Wort.

»Wir haben keinen Streit mit Ihnen, *Min gyi*. Wir suchen den Holzkaufmann, Ellis.« (Er sprach es Ellit aus.) »Der Junge, den er heute morgen geschlagen hat, ist blind geworden. Ihr müßt Ellis zu uns hier herausschicken, so daß wir ihn bestrafen können. Den anderen von Euch wird nichts geschehen.«

»Merk dir nur das Gesicht von dem Kerl«, sagte Ellis über die Schulter zu Flory. »Wir werden ihm später hierfür sieben Jahre verpassen.«

Mr. Macgregor war vorübergehend purpurrot angelaufen. Sein Zorn war so groß, daß er ihn fast erstickte. Ein paar Sekunden lang konnte er nicht sprechen, und als er dann die

Sprache wiederfand, war es Englisch.

»Was glaubt hr, wen ihr hier vor euch habt? Seit zwanzig Jahren habe ich keine solche Unverschämtheit gehört. Macht augenblicklich, daß ihr wegkommt, sonst rufe ich die Militärpolizei.«

»Machen Sie lieber schnell, *Min gyi*. Wir wissen, daß es in Euern Gerichten für uns keine Gerechtigkeit gibt, also müssen wir Ellis selbst bestrafen. Schicken Sie ihn uns her. Sonst werdet ihr es alle bereuen.«

Mr. Macgregor machte eine wütende Bewegung mit der Faust, als schläge er einen Nagel ein. »Mach, daß du wegkommst, Hundesohn!« schrie er, mit seinem ersten Schimpfwort nach vielen Jahren.

Auf der Straße erhob sich ein donnerndes Gebrüll und ein so dichter Hagel von Steinen, so daß alle etwas abbekamen, auch die Burmanen auf dem Weg. Ein Stein traf Mr. Macgregor mitten ins Gesicht und warf ihn fast um. Die Europäer flüchteten hastig ums Haus und verbarrikadierten die Tür. Mr. Macgregors Brille war zerbrochen, und aus seiner Nase strömte das Blut. Sie gingen in den Salon zurück, wo sie Mrs. Lackersteen fanden, die sich auf einem Liegestuhl wand wie eine hysterische Schlange, während Mr. Lackersteen unentschlossen mit einer leeren Flasche in der Hand mitten im Raum stand; der Butler lag, sich bekreuzigend, in einer Ecke auf den Knien (er war katholisch), die *Chokras* heulten, und nur Elizabeth war ruhig, wenn auch sehr blaß.

»Was ist geschehen?« rief sie.

»Wir sitzen in der Tinte, das ist geschehen!« sagte Ellis ärgerlich und tastete seinen Nacken ab, wo ihn ein Stein getroffen hatte. »Wir sind von den Burmanen eingeschlossen, sie schmeißen mit Steinen. Aber nur die Ruhe bewahren! Sie haben nicht den Schneid, die Türen einzuschlagen.«

»Ruf sofort die Polizei!« sagte Mr. Macgregor etwas

undeutlich, denn er stillte seine blutende Nase mit dem Taschentuch.

»Können wir nicht!« sagte Ellis. »Ich hab mich umgesehen, während du zu denen gesprochen hast. Sie haben uns abgeschnitten, diese beschissenen Seelen! Niemand kann zur Polizei durch, es ist unmöglich. Veraswamis Grundstück ist voll von Männern.«

»Dann müssen wir warten. Wir können uns darauf verlassen, daß sie von selbst abrücken. Beruhigen Sie sich, meine liebe Mrs. Lackersteen, *bitte*, beruhigen Sie sich! Die Gefahr ist gering.«

Aber sie klang nicht gering. Das Gebrüll ging ununterbrochen weiter, und die Burmanen schienen zu Hunderten auf das Grundstück zu strömen. Der Lärm schwoll plötzlich so hoch an, daß man sich nur schreiend verständigen konnte. Alle Fenster im Salon waren geschlossen worden, und die perforierten Zinkläden im Innern, die gelegentlich als Schutz gegen Insekten dienten, waren ebenfalls geschlossen und verriegelt. Unter einem Hagel von Steinwürfen zerbrachen die Fenster, dann setzte ein unaufhörliches Trommeln von Steinen von allen Seiten ein, das die dünnen Holzwände erschütterte und sie jeden Augenblick spalten konnte. Ellis öffnete einen Fensterladen und schleuderte böse eine Flasche in die Menge, aber ein Dutzend Steine kam hereingesaust, und er mußte den Laden schleunigst schließen. Die Burmanen schienen außer Steinwürfen, Gebrüll und Behämmern der Wände nichts vorzuhaben, aber allein der lautstarke Lärm war entnervend. Die Europäer waren davon zunächst halb benommen. Keiner von ihnen dachte daran, Ellis Vorwürfe zu machen, der alles verursacht hatte; die gemeinsame Gefahr schien sie sogar eine Zeitlang einander näherzubringen. Mr. Macgregor, ohne Brille halb blind, stand verwirrt mitten im Zimmer; er hatte seine rechte Hand Mrs. Lackersteen überlassen, die sie streichelte, während sich ein weinender *Chokra* an sein linkes Bein klammerte. Mr. Lackersteen war

wieder verschwunden. Ellis stapfte wütend auf und ab und schüttelte die Faust in Richtung Polizeiwache.

»Wo ist die Polizei, diese feige Blase?« schrie er ohne Rücksicht auf die Damen. »Warum kommen sie nicht? Mein Gott, so eine Gelegenheit kriegen wir nicht wieder in hundert Jahren! Wenn wir nur zehn Gewehre hier hätten, wir könnten diese Schweine zu Brei schießen!«

»Sie werden gleich hier sein!« rief Mr. Macgregor zurück. »Sie werden ein paar Minuten brauchen, um durch diese Menge durchzukommen. «

»Aber warum gebrauchen sie ihre Gewehre nicht, die elenden Hundesöhne? Sie könnten sie zu blutigen Haufen abschlachten, wenn sie nur das Feuer eröffnen würden. O Gott, zu denken, daß man so eine Gelegenheit versäumt!«

Ein Stein zerschlug einen der Zinkfensterläden. Ein zweiter folgte ihm durch das entstandene Loch, flog in ein ›Bonzo‹-Bild, prallte zurück, traf Elizabeths Ellbogen und landete schließlich auf dem Tisch. Von draußen erscholl Triumphgeheul, dann eine Reihe überlauter dumpfer Schläge auf das Dach. Ein paar Kinder waren auf Bäume geklettert und amüsierten sich jetzt köstlich damit, auf dem Hintern das Dach hinunterzurutschen. Mrs. Lackersteen übertraf alle ihre bisherigen Bemühungen durch einen Aufschrei, der den Lärm draußen mühelos übertönte.

»Stopft dieser verdammten Hexe das Maul!« schrie Ellis.

»Jemand könnte denken, hier wird ein Schwein geschlachtet. Wir müssen was tun. Flory, Macgregor, kommt her! Fällt denn niemandem was ein, wie wir aus diesem Schlamassel herauskommen?«

Elizabeth hatte plötzlich die Nerven verloren und begann zu weinen. Der Steinwurf hatte sie verletzt. Zu Florys Erstaunen klammerte sie sich plötzlich fest an seinen Arm. Selbst in diesem Augenblick drehte es ihm das Herz um. Er hatte die

Szene fast gleichgültig beobachtet - zwar benommen von dem Lärm, aber nicht sehr erschrocken. Er fand es immer schwer zu glauben, daß Orientalen wirklich gefährlich werden könnten. Erst als er Elizabeths Hand auf seinem Arm fühlte, begriff er den Ernst der Situation.

»Ach, Mr. Flory, bitte, bitte, fällt Ihnen denn nichts ein? Sicher, sicher! Alles lieber, als diese furchtbaren Menschen hier hereinlassen!«

»Wenn nur einer von uns zur Polizei gelangen könnte!« stöhnte Mr. Macgregor. »Ein britischer Offizier, der sie führt! Schlimmstenfalls muß ich eben selbst versuchen, durchzukommen.«

»Sei doch kein Idiot! Kriegst nur den Hals durchgeschnitten!« schrie Ellis. »*Ich werde gehen*, wenn es wirklich so aussieht, als ob sie hier eindringen. Aber ach, von solchen Schweinen getötet zu werden! Wie wütend würde mich das machen! Und zu denken, daß wir die ganze verdammte Menge abmurksen könnten, wenn wir nur die Polizei hier hätten!«

»Könnte nicht jemand am Flußufer entlanggehen?« rief Flory in Verzweiflung.

»Hoffnungslos! Sie rennen zu Hunderten hin und her. Wir sind abgeschnitten - auf drei Seiten die Burmanen und auf der vierten der Fluß!«

»Der Fluß!«

Eine dieser verblüffenden Ideen, die man einfach übersieht, weil sie so naheliegend sind, war ihm aufgeblitzt.

»Der Fluß! Natürlich! Wir können zur Polizei durchkommen - nichts leichter als das! Versteht ihr nicht?«

»Wie?«

»Nun, den Fluß hinunter - im Wasser! Schwimmen!«

»Mann, du bist gut!« rief Ellis und gab Flory einen Schlag auf die Schulter. Elizabeth drückte seinen Arm und tanzte

tatsächlich ein paar Schritte vor Freude. »Ich tu's, wenn ihr wollt«, rief Ellis, aber Flory schüttelte den Kopf. Er hatte schon angefangen, die Schuhe auszuziehen. Offenbar war keine Zeit zu verlieren. Die Burmanen hatten sich bisher wie Narren benommen, aber niemand konnte sagen, was geschehen würde, wenn es ihnen gelang, hier einzubrechen. Der Butler, der seinen ersten Schreck überwunden hatte, schickte sich an, das zum Rasen hinausgehende Fenster aufzumachen, und blickte verstohlen hinaus. Kaum zwanzig Burmanen waren auf dem Rasen. Sie hatten die Rückseite des Clubs unbewacht gelassen, in der Annahme, der Fluß würde jeden Rückzug abschneiden.

»Den Rasen runter, so schnell du kannst!« schrie Ellis Flory ins Ohr. »Sie werden sich schon zerstreuen, wenn sie dich sehen.«

»Die Polizei soll sofort das Feuer eröffnen!« rief Mr. Macgregor von der anderen Seite. »Du hast meine Vollmacht.«

»Und sag ihnen, sie sollen tief halten. Nicht über die Köpfe weg feuern! Tödliche Schüsse! Am besten in den Bauch!«

Flory sprang von der Veranda, verletzte sich die Füße auf dem harten Boden und war mit sechs Sätzen am Flußufer. Wie Ellis gesagt hatte, wichen die Burmanen für einen Augenblick zurück, als sie ihn herunterspringen sahen. Ein paar Steine wurden ihm nachgeworfen, aber keiner verfolgte ihn - sie glaubten zweifellos, daß er nur zu fliehen versuche, und in dem klaren Mondlicht konnten sie sehen, daß es nicht Ellis war. Im nächsten Moment hatte er sich durchs Gebüsch geschlagen und war im Wasser.

Er sank tief unter, und der gräßliche Flußschlamm nahm ihn auf und sog ihn knietief ein, so daß er mehrere Sekunden brauchte, um sich zu befreien. Als er hochkam, schwappte ihm ein lauwärmer Schaum wie der Schaum auf Bier um die Lippen, und irgend etwas Schwammiges war ihm in den Hals gekommen und drohte ihn zu ersticken. Es war ein Zweig von einer

Wasserhyazinthe. Er vermochte ihn auszuspucken und sah, daß die starke Strömung ihn schon zwanzig Meter weit getragen hatte. Burmanen rannten schreiend ziemlich ziellos am Ufer auf und ab. Mit seinen Augen auf der Höhe des Wasserspiegels konnte Flory die den Club belagernde Menge nicht sehen; aber er konnte ihr tiefes, teuflisches Gebrüll hören, das hier noch lauter klang als an Land. Als er auf der Höhe der Militärpolizei war, war kaum noch jemand am Ufer zu sehen. Er brachte es fertig, sich aus der Strömung herauszukämpfen und durch den Schlamm zu tapfen, der ihm seinen linken Strumpf vom Fuß sog. Ein Stückchen uferabwärts saßen zwei alte Männer an einem Zaun und spitzten Zaunpfähle an, als hätte im Umkreis von hundert Meilen kein einziger Aufstand getobt. Flory kroch an Land, kletterte über den Zaun und lief mit hängenden nassen Hosen schwerfällig über den mondhellen Exerzierplatz. Soweit er bei dem Lärm unterscheiden konnte, waren die Baracken ganz leer. In einigen Boxen zur Rechten stampften Verralls Pferde in panischer Angst. Flory rannte auf die Straße und sah, was geschehen war.

Die ganze Polizeitruppe, Militär und Zivil, insgesamt etwa hundertfünfzig Mann, hatte, nur mit Knüppel bewaffnet, die Menge von hinten angegriffen. Sie waren völlig untergegangen. Die Menge war dicht, wie ein riesiger gärender rotierender Bienenschwarm, und überall waren Polizisten zu sehen, die hilflos zwischen burmanischen Horden eingekellt waren und wütend, aber nutzlos kämpften, zu sehr eingepfercht, um ihre Knüppel auch nur zu heben. Menschenhaufen waren Laokoonartig in die Falten aufgerollter *Pagris* verwickelt. Fluchendes Gebrüll in drei oder vier Sprachen, Staubwolken und ein erstickender Gestank nach Schweiß und Ringelblumen - aber niemand schien ernstlich verletzt zu sein. Wahrscheinlich hatten die Burmanen keinen Gebrauch von ihren *Dahs* gemacht aus Angst, damit Gewehrfeuer zu provozieren. Flory drängte sich in die Menge hinein und wurde sofort wie die anderen

verschlungen. Ein Meer von Körpern umdrängte ihn und warf ihn von einer Seite zur anderen, stieß ihn in die Rippen und drohte ihn mit seiner animalischen Hitze zu ersticken. Er kämpfte weiter mit dem Gefühl zu träumen, so absurd und unwirklich war die Situation. Der ganze Aufstand war von Anfang an lächerlich gewesen, und das Lächerlichste von allem war, daß die Burmanen, die ihn hätten töten können, nicht wußten, was sie mit ihm anfangen sollten, jetzt, wo er mitten unter ihnen war. Manche schrien ihm Beleidigungen ins Gesicht, manche beutelten ihn und traten ihm auf die Füße, manche versuchten sogar, ihm, dem weißen Mann, Platz zu machen. Er wußte nicht genau, ob er um sein Leben kämpfte oder sich nur den Weg durch die Menge bahnte. Eine ganze Zeitlang war er eingequetscht, hilflos, seine Arme an die Seiten gepreßt, dann wieder rang er mit einem gedrungenen Burmanen, der viel stärker war, dann wälzte sich ein Dutzend Männer wie eine Woge ihm entgegen und drängte ihn tiefer ins Herz der Menge. Plötzlich fühlte er einen qualvollen Schmerz in seinem rechten großen Zeh - jemand in Stiefeln war darauf getreten. Es war der *Subahdar* der Militärpolizei, ein *Rajput*, sehr dick, mit Schnurrbart und ohne *Pagri*. Er packte einen Burmanen bei der Kehle und versuchte ihm das Gesicht zu zerschlagen, während der Schweiß von seinem bloßen, kahlen Kopf rollte. Flory warf den Arm um den Hals des Subahdars, und es gelang ihm, ihn von seinem Gegner wegzureißen und ihm ins Ohr zu brüllen. Sein Urdu ließ ihn im Stich, und er brüllte auf burmanisch:

»Warum gebt ihr nicht Feuer?«

Eine lange Weile konnte er die Antwort des Mannes nicht hören. Dann verstand er ihn:

»*Hukm ne aya*« - »Ich habe keinen Befehl.«

»Idiot!«

In diesem Augenblick wurde ein anderer Haufen Männer ihnen entgegengetrieben, und für ein paar Minuten waren sie

eingeklemmt und unfähig, sich zu bewegen. Flory merkte, daß der Subahdar eine Pfeife in der Tasche hatte und sie herauszuholen versuchte. Schließlich bekam er sie zu fassen und stieß ein Dutzend durchdringende Pfiffe aus, aber es war nicht zu hoffen, daß er Männer zusammentrommeln konnte, solange sie nicht einen freien Platz fanden. Es war eine fürchterliche Anstrengung, sich aus der Menge herauszukämpfen - es war, als ob man bis zum Hals durch ein zähflüssiges Meer waten müsse. Zeitweise waren Florys Glieder so erschöpft, daß er untätig stehenblieb, sich von der Menge halten und sogar zurücktreiben ließ. Schließlich, mehr durch das natürliche Wirbeln der Menge als durch eigene Unternehmung, fand er sich ins Freie hinausgeschleudert. Auch der Subahdar war herausgekommen, ferner zehn bis fünfzehn Sepoys und ein burmanischer Polizeiinspektor. Die meisten Sepoys fielen vor Müdigkeit beinahe um, ließen sich aufs Gesäß nieder oder hinkten, weil man ihnen auf die Füße getreten hatte.

»Kommt, aufstehen! Rennt, so schnell ihr könnt, zu den Baracken. Holt euch Gewehre und jeder einen Streifen Munition.«

Er war zu überwältigt, um auch nur burmanisch zu sprechen, aber die Männer verstanden ihn und latschten schwerfällig zu den Polizeibaracken. Flory folgte ihnen, um sich von der Menge zu entfernen, bevor sie sich wieder gegen ihn wandte. Als er an das Tor kam, kehrten die Sepoys mit ihren Gewehren zurück und schickten sich gerade an, Feuer zu geben.

»Der Sahib wird den Befehl geben!« keuchte der Subahdar.

»Hier, du!« rief Flory dem Inspektor zu. »Kannst du Hindostani sprechen?«

»Ja, Sir.«

»Dann sag ihnen, sie sollen hoch schießen, gerade über die Köpfe der Leute weg. Und vor allem sollen sie alle zugleich schießen. Sieh zu, daß sie das verstehen.«

Der dicke Inspektor, dessen Hindustani noch schlechter war als Florys, erklärte das Verlangte, hauptsächlich durch Auf- und Abspringen und Gestikulieren. Die Sepoys legten ihre Gewehre an, es gab ein Dröhnen und von den Hügeln her ein donnerndes Echo. Einen Augenblick glaubte Flory, sie hätten seinem Befehl zuwidergehandelt, denn fast der ganze Teil der Menge, der ihnen am nächsten stand, war wie ein Schwaden Heu umgefallen. Sie hatte sich jedoch nur in Panik hingeworfen. Die Sepoys schossen eine zweite Salve, aber sie war nicht notwendig. Die Menge hatte sofort begonnen, von dem Club wegzuströmen wie ein Fluß, der seinen Lauf ändert. Sie strömten die Straße herunter, sahen die bewaffneten Männer, die ihnen den Weg versperrten, und versuchten sich zurückzuziehen, woraufhin ein neuer Kampf zwischen den vorderen und den hinteren Reihen entbrannte; schließlich quoll die ganze Menge auseinander und begann sich langsam über den Platz zu wälzen. Flory und die Sepoys bewegten sich langsam, der zurückflutenden Menge auf den Fersen, auf den Club zu. Die in der Menge untergegangenen Polizisten kehrten nun einzeln und zu zweien versprengt zurück. Ihre *Pagris* waren weg, und ihre Wickelgamaschen schleiften meterweise hinter ihnen her, aber sie hatten keinen schlimmeren Schaden davongetragen als blaue Flecke. Die Zivilpolizisten schleppten ein paar Gefangene mit. Als sie an das Clubgelände kamen, strömten die Burmanen noch immer heraus, eine endlose Kette von jungen Leuten, die anmutig wie ein Zug von Gazellen durch eine Lücke in der Hecke sprangen. Flory schien es dunkel zu werden. Eine kleine, weißgekleidete Gestalt löste sich von den letzten Reihen der Menge und taumelte schlaff in Florys Arme. Es war Dr. Veraswami mit abgerissenem Schlips und wunderbarerweise unzerbrochener Brille.

»Doktor!«

»Ach, mein Freund! Ach, ich bin ja so erschöpft!«

»Was tun Sie hier? Waren Sie mitten in der Menge?«

»Ich habe versucht, sie zurückzuhalten, mein Freund. Es war hoffnungslos, bis Sie kamen. Aber wenigstens ein Mann trägt ein Zeichen davon, glaube ich!«

Er streckte seine kleine Faust aus, damit Flory die verletzten Knöchel sehen konnte. Aber nun war es wirklich ganz dunkel. Im selben Augenblick hörte Flory hinter sich eine nasale Stimme.

»Nun, Mr. Flory, ist also alles schon vorbei. Nur ein Schlag ins Wasser wie üblich. Sie und ich zusammen waren ein bißchen zuviel für sie - haha.«

Es war U Po Kyin. Er kam in kriegerischer Aufmachung auf sie zu, in der Hand einen riesigen Knüppel und einen Revolver in seinem Gürtel. Seine Kleidung war ein sorgfältig ausgedachtes *négligé* - Unterhemd und Shan-Hosen -, als wäre er Hals über Kopf aus seinem Hause gestürzt. Er hatte sich verkrochen, bis die Gefahr vorüber war, und beeilte sich nun, an der Ehre teilzuhaben, die es allenfalls zu erlangen gab.

»Ein kluges Stück Arbeit, Sir!« sagte er begeistert. »Sehen Sie nur, wie sie den Abhang hinauf fliehen! Wir haben sie äußerst befriedigend vertrieben.«

»*Wir!*« keuchte der Doktor entrüstet.

»Ach, mein lieber Doktor! Ich habe gar nicht bemerkt, daß Sie hier sind! Ist es möglich, daß auch *Sie* an dem Kampf beteiligt waren? *Sie* haben Ihr kostbares Leben aufs Spiel gesetzt! Wer hätte das geglaubt?«

»Sie selber haben sich Zeit gelassen, hierher zu kommen!« sagte Flory wütend.

»Nun ja, Sir, es genügt, daß wir sie zerstreut haben. Obgleich«, fügte er mit einem Unterton von Befriedigung hinzu, denn Florys Ton war ihm nicht entgangen, »obgleich sie in Richtung der europäischen Häuser gehen, wie Sie bemerken werden. Ich stelle mir vor, daß sie auf den Gedanken kommen werden, unterwegs ein bißchen zu plündern.«

Man mußte die Unverschämtheit des Mannes bewundern. Er nahm seinen großen Knüttel unter den Arm und schlenderte in fast gönnerhafter Art neben Flory her, während der Doktor, wider Willen gedemütigt, zurückblieb. Am Clubtor blieben alle drei stehen. Es war jetzt außerordentlich dunkel, der Mond hatte sich verzogen. Dicht über ihnen, gerade sichtbar, wälzten sich schwarze Wolken wie eine Hundemeute ostwärts. Ein fast kalter Wind wehte vom Abhang herunter und trieb eine Staubwolke und feinen Wasserdampf vor sich her. Plötzlich roch es intensiv nach Feuchtigkeit. Der Wind belebte sich, die Bäume rauschten, begannen wütend aneinanderzuschlagen, und der große Jasminbaum am Tennisplatz ließ einen Nebel von undeutlich sichtbaren Blüten regnen. Alle drei Männer wandten sich um und eilten, ein Obdach zu suchen, die Orientalen in ihre Häuser, Flory in den Club. Der Regen hatte eingesetzt.

XXIII

Am nächsten Tag war die Stadt stiller als ein Bischofssitz am Montag morgen, wie gewöhnlich nach einem Aufstand. Bis auf die Handvoll Gefangene hatte jeder, der möglicherweise mit dem Sturm auf den Club etwas zu tun haben konnte, ein hieb- und stichfestes Alibi. Der Clubgarten sah so aus, als wäre eine Büffelherde darüber gestampft, doch die Häuser waren nicht geplündert worden, und unter den Europäern waren keine neuen Verluste zu verzeichnen, außer daß Mr. Lackersteen, nachdem alles vorüber war, stockbetrunken unter dem Billardtisch gefunden worden war, wohin er sich mit einer Flasche Whisky zurückgezogen hatte. Westfield und Verrall kamen frühmorgens zurück und brachten Maxwells Mörder als Häftlinge mit; jedenfalls brachten sie zwei Leute, die alsbald für den Mord an Maxwell gehängt würden. Als Westfield vom Aufstand hörte, war er düster, aber resigniert. Wiederum war es so gekommen ein waschechter Aufstand, und er nicht dabei, um ihn zu unterdrücken! Das Schicksal schien zu wollen, daß er nie zum

Töten kam. Deprimierend, deprimierend. Verralls einziger Kommentar war, daß es »verdammt frech« von Flory, einem Zivilisten, gewesen sei, der Militärpolizei Befehle zu erteilen.

Inzwischen regnete es fast ohne Unterlaß. Sobald er aufwachte und den Regen aufs Dach prasseln hörte, zog sich Flory an und eilte hinaus, Flo hinter ihm her. Als er von den Häusern nicht mehr zu sehen war, zog er sich aus und ließ den Regen seinen nackten Körper herunterströmen. Zu seiner Überraschung entdeckte er, daß er vom gestrigen Abend mit blauen Flecken bedeckt war; aber der Regen hatte innerhalb von drei Minuten jede Spur von Hitzepickeln abgewaschen. Die heilende Kraft des Regenwassers ist etwas Wundervolles. Flory ging zu Dr. Veraswamis Haus, in seinen Schuhen gluckste das Wasser, und von der Krempe seines Teraz'-Hutes flossen ihm Wasserströme den Hals herunter. Der Himmel war bleiern, und unzählige Sturmwirbel jagten einander auf dem Platz wie Kavallerieschwadronen. Burmanen kamen vorüber, trotz ihrer großen hölzernen Hüte strömten ihre Körper von Wasser wie die bronzenen Götter in den Brunnen. Ein Netzwerk von Bächen hatte bereits die Steine der Straße blankgewaschen. Der Doktor war gerade nach Hause gekommen, als Flory ankam, und schüttelte einen nassen Schirm über der Verandabrüstung aus. Er begrüßte Flory aufgeregt.

»Kommen Sie herauf, Mr. Flory, kommen Sie sofort herauf! Sie kommen gerade richtig. Ich wollte gerade eine Flasche Old Tommy Gin aufmachen. Kommen Sie rauf und lassen Sie mich auf Ihre Gesundheit trinken, auf den Retter von Kyauktada!«

Sie hatten ein langes Gespräch. Der Doktor war in Triumphstimmung. Anscheinend waren auch die Geschehnisse der letzten Nacht, seine Schwierigkeiten auf fast wunderbare Weise gelöst. U Po Kyins Ränke waren zunichte gemacht. Der Doktor war ihm nicht mehr auf Gnade und Ungnade ausgeliefert - es war sogar umgekehrt. Der Doktor setzte es auseinander:

»Sehen Sie, mein Freund, dieser Aufruhr - oder vielmehr Ihr

tapferes Vorgehen - war in U Po Kyins Programm überhaupt nicht vorgesehen. Er hatte die *sogenannte* Rebellion angezettelt und hatte den Ruhm, sie zu unterdrücken, und seiner Berechnung nach mußte ihm jeder weitere Ausbruch nur noch mehr zugute kommen. Ich habe gehört, daß er bei der Nachricht von Mr. Maxwells Tod eine Freude an den Tag legte, die geradezu -« der Doktor legte Daumen und Zeigefinger zusammen - »wie heißt das Wort, das ich suche?«

»Obszön?«

»Ja, obszön. Es heißt, daß er tatsächlich zu tanzen versuchte - können Sie sich so ein widerliches Schauspiel vorstellen? - und ausgerufen hat: ›Jetzt werden sie wenigstens meine Rebellion ernst nehmen!‹ Das ist seine Achtung vor einem Menschenleben. Aber jetzt ist es mit seinem Triumph zu Ende. Der Aufstand hat ihm ein Bein gestellt.«

»Wie denn?«

»Weil, verstehen Sie denn nicht, die Ehre für den Aufstand nicht mehr die seine ist, sondern Ihre! Und man weiß, daß ich Ihr Freund bin. Ich stehe sozusagen im Abglanz Ihres Ruhmes. Sind Sie nicht der Held der Stunde? Haben Ihre europäischen Freunde Sie nicht mit offenen Armen empfangen, als Sie gestern abend in den Klub zurückkamen?«

»Das haben sie, ich muß es zugeben. Es war eine ganz neue Erfahrung. Mrs. Lackersteen hat mich umwedelt. *Lieber* Mr. Flory«, nennt sie mich jetzt. Und Ellis muß jetzt wirklich bluten. Sie hat nicht vergessen, daß er sie eine verdammte Hexe genannt und gesagt hat, sie solle aufhören wie ein Schwein zu quieken.«

»Ach, Mr. Ellis ist manchmal überdeutlich in seinen Ausdrücken. Es ist mir aufgefallen.«

»Das einzige Haar in der Suppe ist, daß ich der Polizei gesagt habe, sie solle über die Köpfe der Menge wegschießen und nicht direkt auf sie. Das scheint gegen alle Regierungsvorschriften zu sein. Ellis war ein bißchen verärgert darüber. ›Warum haben Sie

nicht ein paar von den Schweinen umgelegt, bei *der* Gelegenheit?« sagte er. Ich gab an, daß damit auch die Polizei mitten in der Menge getroffen worden wäre, aber wie er sagte, die waren auch nur Nigger. Doch alle meine Sünden sind mir vergeben. Und Macgregor hat etwas Lateinisches zitiert - Horaz, glaube ich.«

Eine halbe Stunde später ging Flory hinüber in den Club. Er hatte versprochen, Mr. Macgregor zu treffen und die Angelegenheit mit der Wahl des Doktors zu regeln. Aber das würde jetzt keine Schwierigkeiten machen. Die anderen würden ihm aus der Hand essen, bis der alberne Aufstand vergessen war; er hätte in den Club gehen und eine Rede auf Lenin halten können, und sie hätten es sich gefallen lassen. Der schöne Regen strömte herab, durchnäßte ihn von Kopf bis Fuß und füllte seine Nüstern mit dem Duft der Erde, den man in den bitteren Monaten der Dürre vergessen hatte. Er ging durch den zertrampelten Garten, wo der *Mali*, auf dessen gebeugten nackten Rücken der Regen planschte, Löcher für Zinnien schaufelte. Fast alle Blumen waren zertrampelt. Elizabeth war auf der Seitenveranda, fast als hätte sie auf ihn gewartet. Er nahm seinen Hut ab und schüttete eine Pfütze Wasser von der Krempe, dann ging er zu ihr.

»Guten Morgen!« sagte er und mußte wegen des Regens, der laut auf das niedrige Dach trommelte, die Stimme erheben.

»Guten Morgen! Wie das gießt! Wie mit Kübeln!«

»Oh, das ist noch kein richtiger Regen. Warten Sie bis Juli. Die ganze Bucht von Bengalen ergießt sich dann ratenweise über uns.«

Sie schienen nie zusammenkommen zu können, ohne über das Wetter zu reden. Dennoch sagte ihr Gesicht etwas ganz anderes als die Banalitäten. Ihr Benehmen hatte sich seit gestern abend völlig geändert. Er faßte Mut.

»Wo hat Sie dieser Stein getroffen?«

Sie hielt ihm den Arm hin, und er durfte ihn nehmen. Ihre Miene war sanft, sogar unterwürfig. Er merkte, daß seine Großtat von gestern abend ihn in ihren Augen fast zu einem Helden gemacht hatte. Sie konnte nicht wissen, wie gering die Gefahr in Wirklichkeit gewesen war, und sie vergab ihm alles, sogar Ma Hla May, weil er im richtigen Augenblick Mut gezeigt hatte. Es war wieder wie mit dem Büffel und dem Leoparden. Das Herz klopfte ihm in der Brust. Er ließ die Hand über ihren Arm heruntergleiten und nahm ihre Finger in die seinen.

»Elizabeth ...«

»Jemand könnte uns sehen!« sagte sie und entzog ihm ihre Hand, aber nicht böse.

»Elizabeth, ich möchte Ihnen etwas sagen. Erinnern Sie sich an einen Brief, den ich Ihnen aus dem Dschungel geschrieben habe nach unserem - vor ein paar Wochen?«

»Ja.«

»Erinnern Sie sich, was ich darin geschrieben habe?«

»Ja. Entschuldigen Sie, daß ich ihn nicht beantwortet habe. Nur ...«

»Ich konnte damals keine Antwort erwarten. Aber ich wollte Sie nur daran erinnern, was ich geschrieben habe.«

In dem Brief hatte er natürlich nur geschrieben, daß er sie liebe, und das ziemlich matt gesagt - daß er sie immer lieben werde, was auch immer geschähe. Sie standen einander gegenüber, sehr dicht zusammen. Ganz impulsiv - und so schnell, daß es ihm hinterher schwerfiel, daran zu glauben - nahm er sie in die Arme und zog sie an sich. Einen Augenblick gab sie nach und ließ ihn ihr Gesicht aufheben und sie küssen; dann plötzlich schreckte sie zurück und schüttelte den Kopf. Vielleicht fürchtete sie, gesehen zu werden, vielleicht lag es nur daran, daß sein Schnurrbart vom Regen so naß war. Ohne noch etwas zu sagen, machte sie sich frei und eilte fort, in den Club. Ihr Gesicht hatte einen Ausdruck von Kummer und Reue; aber

sie schien nicht böse zu sein.

Er folgte ihr langsamer in den Club und traf auf Mr. Macgregor in offenbar sehr guter Laune. Sobald er Flory sah, dröhnte er jovial: »Aha! Da kommt ja der bezwingende Held!« und dann entbot er in ernsterem Ton noch einmal seinen Glückwunsch. Flory benutzte die Gelegenheit, indem er ein paar Worte für den Doktor anbrachte. Er malte ein recht lebendiges Bild vom Heroismus des Doktors bei dem Aufstand. »Er war mittendrin in der Menge und kämpfte wie ein Tiger«, usw. usw. Es war nicht allzu stark übertrieben - denn der Doktor hatte bestimmt sein Leben aufs Spiel gesetzt. Mr. Macgregor war beeindruckt, und die anderen ebenfalls. Zu allen Zeiten hat das Zeugnis eines Europäers einem Orientalen mehr gegolten als von tausend seiner Landsleute ; und in diesem Augenblick hatte Florys Meinung Gewicht. Der gute Name des Doktors war so gut wie wiederhergestellt. Seine Wahl in den Club konnte als gesichert gelten.

Sie war jedoch noch nicht endgültig beschlossen, weil Flory ins Lager zurück mußte. Er brach am selben Abend auf, ohne Elizabeth nochmals zu sehen, und marschierte die Nacht durch. Es war jetzt ganz sicher, durch den Dschungel zu gehen, denn der Aufstand war offensichtlich fehlgeschlagen. Wenn der Regen einmal eingesetzt hat, wird selten von Rebellion gesprochen - die Burmanen sind zu sehr mit dem Pflügen beschäftigt, und zudem sind die durchtränkten Felder für größere Truppen unpassierbar.

Flory sollte in zehn Tagen wieder in Kyauktada sein, wenn der sechswöchentliche Besuch des Padres fällig war. In Wahrheit lag ihm nichts daran, gleichzeitig mit Elizabeth und Verrall in Kyauktada zu sein. Und doch war jetzt seltsamerweise alle Bitterkeit fort - all der obszöne, kriechende Neid, der ihn vorher gequält hatte -, da er wußte, daß sie ihm verziehen hatte. Nur Verrall stand noch zwischen ihnen. Und selbst die Vorstellung von Elizabeth in Verralls Armen konnte ihn kaum

rühren, denn auch im schlimmsten Fall mußte die Affäre ein Ende haben. Verrall, das war ganz sicher, würde Elizabeth nie heiraten; junge Männer von Verralls Schlag heiraten keine mittellosen Mädchen, die ihnen in obskuren indischen Stationen über den Weg laufen. Er amüsierte sich nur. Bald würde er sie im Stich lassen, und sie würde zu ihm zurückkehren - zu Flory. Es war genug, weit besser, als er gehofft hatte. Echte Liebe hat eine Demut, die auf manche Weise ziemlich gräßlich ist.

U Po Kyin kochte vor Wut. Der elende Aufstand hatte ihn überrascht, soweit ihn überhaupt etwas überraschen konnte, und es war, als hätte man eine Handvoll Kies ins Räderwerk seiner Pläne geworfen. Die Verleumdung des Doktors mußte wieder ganz von vorn angegangen werden. Angegangen wurde sie natürlich, mit einer solchen Flut von anonymen Briefen, daß Hla Pe zwei ganze Tage nicht ins Büro kommen konnte (diesmal war es Bronchitis), um sie zu schreiben. Der Doktor wurde jedes Verbrechens beschuldigt von Päderastie bis zum Diebstahl von Regierungspostmarken. Der Gefängniswärter, der Nga Shwe O hatte entkommen lassen, wurde nun vor Gericht gebracht. Er wurde triumphierend freigesprochen, da U Po Kyin zweihundert Rupien für Zeugen ausgelegt hatte. Mr. Macgregor wurde mit weiteren Briefen überschüttet, mit detaillierten Beweisen, daß Dr. Veraswami, der eigentliche Urheber der Flucht, versucht hatte, die Schuld auf einen hilflosen Unterbeamten zu schieben. Der Ertrag war gleichwohl enttäuschend. Macgregors vertraulicher Brief über den Aufstand an den Kommissar wurde mit Dampf geöffnet, und sein Ton war so beunruhigend - der Doktor habe sich am Abend des Aufstandes »höchst ehrenhaft benommen« -, daß U Po Kyin einen Kriegeerrat einberief.

»Die Zeit für einen energischen Schritt ist gekommen«, sagte er zu den anderen - sie hatten eine geheime Sitzung auf der Vorderveranda, vor dem Frühstück. Ma Kin war dabei und Ba Sein und Hla Pe - der letztere ein vielversprechender Junge von achtzehn Jahren mit keckem Gesicht und der Art eines Jungen,

der es bestimmt zu etwas bringen wird.

»Wir hämmern gegen eine Steinmauer«, fuhr U Po Kyin fort, »und diese Mauer ist Flory. Wer konnte voraussehen, daß dieser elende Feigling zu seinem Freund stehen würde? Aber es ist nun so. Solange Veraswami ihn hat, sind wir hilflos.«

»Ich habe mit dem Club-Butler gesprochen, Sir«, sagte Ba Sein. »Wie er sagt, wollen Mr. Ellis und Mr. Westfield noch immer nicht, daß der Doktor in den Club gewählt wird. Glauben Sie nicht, daß sie wieder mit Flory streiten werden, sobald der Aufstand vergessen ist?«

»Natürlich werden sie streiten, sie streiten immer. Aber in der Zwischenzeit ist der Schaden geschehen. Stellt euch nur vor, dieser Mann *würde* gewählt! Ich glaube, ich würde vor Wut sterben, wenn das passierte! Nein, es gibt nur noch eine Möglichkeit. Wir müssen Flory selbst treffen!«

»Flory, Sir! Aber er ist ein weißer Mann!«

»Was kümmert mich das? Ich habe schon vorher weiße Männer erledigt. Wenn er einmal in Ungnade fällt, ist es aus mit dem Doktor. Und er wird in Ungnade fallen! Ich werde ihm solche Schande machen, daß er nie wieder wagt, sein Gesicht in diesem Club zu zeigen!«

»Aber Sir! Ein Weißer! Wessen sollen wir ihn beschuldigen? Wer würde etwas gegen einen weißen Mann glauben?«

»Du verstehst nichts von Strategie, Ko Ba Sein. Man beschuldigt einen weißen Mann nicht, man muß ihn erwischen, öffentliche Schande, *in flagrante delicto*. Ich werde auf etwas kommen. Nun seid still, damit ich denken kann.«

Eine Pause trat ein. U Po Kyin stand und starrte in den Regen hinaus, die kleinen Hände auf dem Rücken gefaltet, auf dem natürlichen Plateau seines Hinterteils ruhend. Die anderen drei beobachteten ihn vom Ende der Veranda aus, fast erschrocken über dieses Gerede vom Angriff auf einen Weißen; sie warteten auf ein Glanzstück, das eine Situation außerhalb ihrer

Reichweite meistern würde. Es war ein bißchen wie das bekannte Bild (ist es von Meissonier?) von Napoleon in Moskau, der über seinen Landkarten brütet, während seine Marschälle, den Dreispitz in der Hand, schweigend warten. Aber natürlich war U Po Kyin der Situation besser gewachsen als Napoleon. Sein Plan war binnen zwei Minuten gereift. Als er sich umdrehte, war sein breites Gesicht von höchster Freude übergossen. Der Doktor hatte sich geirrt, als er beschrieb, U Po Kyin hätte zu tanzen versucht; U Po Kyins Gestalt war nicht zum Tanzen bestimmt; aber wäre sie dafür bestimmt, so hätte er in diesem Augenblick getanzt. Er winkte Ba Sein und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

»Ist das nicht der richtige Schritt?« schloß er.

Ein breites, widerwilliges, ungläubiges Grinsen stahl sich langsam über Ba Seins Gesicht.

»Fünfzig Rupien dürften alle Ausgaben decken«, setzte U Po Kyin strahlend hinzu.

Der Plan wurde im einzelnen enthüllt. Und als die anderen ihn begriffen hatten, brachen alle, sogar Ba Sein, der selten lachte, sogar Ma Kin, die den Plan aus tiefstem Herzen mißbilligte, in ununterdrückbares Gelächter aus. Der Plan war wirklich unwiderstehlich gut. Er war genial.

Derweil regnete es unaufhörlich. Am Tag nach dem Flory ins Lager zurückgekehrt war, regnete es achtundvierzig Stunden hintereinander, manchmal langsamer, wie englischer Regen, manchmal in solchen Wasserfällen, daß man glaubte, der ganze Ozean müßte mittlerweile von den Wolken aufgesogen worden sein. Das Prasseln auf dem Dach war nach ein paar Stunden kaum auszuhalten. In den Pausen zwischen den Regengüssen strahlte die Sonne so grell wie immer, der Schlamm begann dann rissig zu werden und zu dampfen, und Flecken von Hitzepickeln schossen einem am ganzen Körper heraus. Horden von fliegenden Käfern waren aus ihren Puppen geschlüpft,

sobald der Regen einsetzte; es gab eine Plage von ekelhaften Viechern, Stinkwanzen genannt, die die Häuser in unglaublicher Zahl überfielen, sich über den Eßtisch verstreuten und das Essen ungenießbar machten. Verrall und Elizabeth ritten immer noch spätnachmittags aus, wenn der Regen nicht zu heftig war. Für Verrall war jedes Klima gleich, aber er sah es nicht gern, wenn seine Ponies mit Dreck verklebt waren. Fast eine Woche verging. Nichts hatte sich zwischen ihnen verändert - sie waren einander weder näher noch weniger nah als vorher. Der Heiratsantrag, immer noch mit Zuversicht erwartet, war immer noch nicht geäußert worden. Dann geschah etwas Alarmierendes. Die Nachricht sickerte durch zum Club, durch Mr. Macgregor, daß Verrall Kyauktada verlassen wollte; die Militärpolizei sollte zwar in Kyauktada bleiben, doch an Stelle von Verrall sollte ein anderer Offizier kommen, keiner wußte genau, wann. Elizabeth bangte in schrecklicher Ungewißheit. Wenn er wegging, mußte er doch sicherlich bald etwas Endgültiges sagen? Sie konnte ihn nicht fragen - wagte nicht einmal, ihn zu fragen, ob er wirklich ginge; sie konnte nur darauf warten, daß er sich mitteilte. Er sagte nichts. Dann, eines Abends, ohne Warnung, unterließ er es, im Club zu erscheinen. Und zwei volle Tage vergingen, während denen Elizabeth ihn überhaupt nicht sah.

Es war fürchterlich, aber es gab nichts, was getan werden konnte. Verrall und Elizabeth waren wochenlang unzertrennlich gewesen, und doch in gewisser Weise fast Fremde. Er hatte sich von ihnen allen derart ferngehalten - hatte nie auch nur das Lackersteensche Haus von innen gesehen. Sie kannten ihn nicht gut genug, um ihn in der Poststation aufzusuchen oder ihm zu schreiben, und er erschien auch nicht wieder bei der Morgenparade auf dem Marktplatz. Man konnte nichts tun als warten, bis er sich wieder zu zeigen geruhte. Und wenn er sich wieder zeigte, würde er sie dann um ihre Hand bitten? Bestimmt, bestimmt, er mußte einfach: Sowohl Elizabeth als

auch ihre Tante (aber keine von beiden hatte je offen darüber geredet) hielten es für einen Glaubensartikel, daß er sie fragen mußte. Elizabeth sah ihrer nächsten Begegnung mit einer Hoffnung entgegen, die fast schmerzlich war. Möge Gott, daß es mindestens noch eine Woche dauerte, bis er ging! Wenn sie mit ihm noch viermal ausritt, oder dreimal - sogar wenn es nur zweimal war, könnte alles noch gut werden. Möge Gott, daß er bald zu ihr zurückkam! Es war undenkbar, daß er nur deshalb käme, um ihr auf Wiedersehn zu sagen! Die beiden Frauen gingen jeden Abend zum Club und saßen dort bis ziemlich spät abends, nach Verralls Schritten lauschend, während sie scheinbar nicht lauschten, aber er erschien nie. Ellis, der die Situation vollkommen erfaßte, beobachtete Elizabeth mit schadenfrohem Vergnügen. Am schlimmsten war, daß Mr. Lackersteen jetzt Elizabeth unaufhörlich belästigte. Er war ziemlich verwegen geworden. Beinahe unter den Augen der Dienerschaft pflegte er ihr aufzulauern, kriegte sie zu fassen und begann sie auf äußerst widerliche Art zu kneifen und betatschen. Ihr einziger Schutz war die Drohung, daß sie es ihrer Tante erzählen würde, glücklicherweise war er zu dumm, um zu merken, daß sie das nie wagte.

Am dritten Morgen gelangten Elizabeth und ihre Tante gerade rechtzeitig vor einem heftigen Regensturm zum Club. Sie waren einige Minuten lang in der Lounge gewesen, als sie hörten, wie jemand sich im Gang das Wasser von den Schuhen abstampfte. Beide Frauen erstarrten, dies konnte Verrall sein. Dann trat ein junger Mann, seinen langen Regenmantel aufknöpfend, herein. Er war ein stämmiger, übermütiger, läppischer junger Mann von etwa fünfundzwanzig, mit feisten frischen Wangen, butterfarbenem Haar, ohne Stirn, und, wie sich herausstellte, einem ohrenbetäubenden Lachen.

Mrs. Lackersteen gab ein unverständliches Geräusch von sich - es wurde vor Enttäuschung aus ihr herausgeschleudert. Der junge Mann begrüßte sie jedoch gleich mit Jovialität, da er zu

denen gehörte, die vom Augenblick der ersten Begegnung an mit jedermann auf vertraulichem Fuße stehen.

»Hallo, hallo!« sagte er. »Herein tritt der Märchenprinz. Hoffentlich störe ich nicht? Ich platze doch nicht etwa mitten in eine Familienzusammenkunft oder so was?«

»Keineswegs!« erwiderte Mrs. Lackersteen überrascht.

»Was ich sagen wollte - dachte, ich könnte mal schnell im Club reinschauen und mich umsehen, nicht wahr. Nur um mich an die örtliche Whiskymarke zu akklimatisieren. Ich bin erst gestern abend hier angekommen.«

»Sind Sie hier *stationiert*?« fragte Mrs. Lackersteen, verwirrt, denn man hatte keine Neuankömmlinge erwartet.

»Allerdings. Ist mir ein Vergnügen.«

»Aber wir hatten nicht gehört ... Oh, natürlich! Ich nehme an, Sie sind von der Forstabteilung? Anstelle vom armen Mr. Maxwell?«

»Was? Forstabteilung? Keine Bange! Ich bin der neue Bursche von der Militärpolizei, müssen Sie wissen.«

»Der was?«

»Neue Bursche von der Militärpolizei. Übernehme die Stelle vom lieben ollen Verrall. Der liebe alte Knabe hat Anweisungen erhalten, zu seinem Regiment zurückzukehren. Zieht in schrecklicher Eile ab. Und er hat auch alles in schöner Unordnung zurückgelassen.«

Der Militärpolizist war zwar ein klotziger junger Mann, aber sogar er bemerkte, daß Elizabeths Gesicht plötzlich blaß wurde. Sie sah sich völlig außerstande, etwas herauszubringen. Mehrere Sekunden verstrichen, bevor es Mrs. Lackersteen fertigbrachte, auszurufen:

»Mr. Verrall - geht? Aber sicherlich doch nicht *jetzt* schon?«

»Geht? Er ist schon gegangen!«

»Gegangen?«

»Na ja, ich meine - der Zug fährt ungefähr in einer halben Stunde ab. Er wird wohl jetzt am Bahnhof sein. Ich habe ihm ein Arbeitskommando zur Unterstützung geschickt. Muß seine Ponies in den Zug schaffen und so weiter.«

Wahrscheinlich gab er noch weitere Erklärungen ab, aber weder Elizabeth noch ihre Tante hörten ein Wort davon. Auf jeden Fall waren sie, ohne ein Wort des Abschieds an den Militärpolizisten, innerhalb von fünfzehn Sekunden draußen auf der Eingangstreppe. Mrs. Lackersteen rief mit durchdringender Stimme nach dem Butler.

»Butler! Schicken Sie meine Rikscha sofort nach vorne! Zum Bahnhof, *Jaldi!*« fügte sie hinzu, als der Rikscha-Mann erschien, und stieß ihn, nachdem sie sich in der Rikscha niedergelassen hatte, mit der Zwinge ihres Regenschirms in den Rücken zwecks größerer Eile.

Elizabeth hatte ihren Regenmantel angezogen und Mrs. Lackersteen verkroch sich in der Rikscha hinter ihrem Regenschirm, aber das alles nützte gegen den Regen nicht viel. Er kam in solchen Strömen gegen sie angebraust, daß Elizabeths Kleid durchnäßt war, bevor sie das Tor erreicht hatten, und die Rikscha im Wind fast umkippte. Der Rikscha-*wallah* senkte den Kopf und mühte sich stöhnend ab. Elizabeth erlitt Höllenqualen. Es war ein Irrtum, es mußte ein Irrtum sein. Er hatte ihr geschrieben, und der Brief war verlorengegangen. Das war es, daß mußte es sein! Es durfte nicht sein, daß er sie hatte verlassen wollen, ohne sich auch nur zu verabschieden! Und wenn es so wäre - nein, nicht einmal dann würde sie die Hoffnung aufgeben! Wenn er sie, zum letzten Male, auf dem Bahnsteig sah, konnte er nicht so brutal sein, sie im Stich zu lassen! Als sie sich dem Bahnhof näherten, blieb sie hinter der Rikscha zurück und kniff sich in die Wangen, um sie zu durchbluten. Eine Gruppe von Sepoys der Militärpolizei, ihre dünne Uniformen zu Lumpen aufgeweicht, schlurfte hastig vorbei und zog gemeinsam einen Handkarren. Das mußte Verralls

Arbeitskommando sein. Gott sei Dank war noch eine Viertelstunde Zeit. Der Zug sollte in einer Viertelstunde abfahren. Gott sei Dank, zumindest für diese letzte Gelegenheit!

Sie kamen gerade rechtzeitig an, um den Zug aus dem Bahnhof abdampfen und sich mit einem betäubenden Schnauben beschleunigen zu sehen. Der Stationsvorsteher, ein kleiner rundlicher, schwarzer Mann, stand auf dem Gleis mit wehmütigem Blick auf den Zug und hielt seinen wasserdichten Topi mit einer Hand auf seinen Kopf, während er mit der anderen zwei tobende Inder abwehrte, die nach ihm schnappten und seine Aufmerksamkeit zu erzwingen suchten. Mrs. Lackersteen beugte sich aus der Rikscha und rief aufgeregt durch den Regen.

»Herr Stationsvorsteher!«

»Madam!«

»Welcher Zug ist das?«

»Der Zug nach Mandalay, Madam.«

»Der Zug nach Mandalay! Das kann nicht sein!«

»Aber ich versichere Ihnen, Madam! Genau der Zug ist es.«
Er kam auf sie zu und nahm seinen Topi ab.

»Aber Mr. Verrall - der Polizeibeamte? Er ist doch bestimmt nicht in dem Zug?«

»Doch, Madam, er ist abgereist.« Er winkte in Richtung des Zuges, der jetzt rasch in einer Wolke von Regen und Dampf entschwand.

»Aber der Zug sollte doch noch gar nicht abfahren!«

»Nein, Madam. Erst in zehn Minuten.«

»Warum ist er dann weg?«

Der Stationsvorsteher schwenkte seinen Topi entschuldigend hin und her. Sein dunkles, plumpes Gesicht sah ziemlich bekümmert aus.

»Ich weiß, Madam, ich weiß! *Äußerst* unerhört! Aber der junge Herr Militärpolizist hat mir ausdrücklich *befohlen*, den Zug abfahren zu lassen! Er verkündet, daß alles fertig ist, und er wünscht nicht, warten gelassen zu werden. Ich weise auf die Vorschriftswidrigkeit hin. Er sagt, Vorschriftswidrigkeit kümmert ihn nicht. Ich protestiere. Er insistiert. Und kurz -«

Er machte noch eine Gebärde, daß Verrall der Typ Mann war, der seinen Willen durchsetzte, auch wenn es darum ging, einen Zug zehn Minuten zu früh abfahren zu lassen. Es entstand eine Pause. Die beiden Inder, die jetzt ihre Gelegenheit sahen, stürzten plötzlich nach vorn, jammernd, und boten Mrs. Lackersteen einige schmierige Notizbücher zur Überprüfung an.

»Was wollen denn diese Männer?« schrie Mrs. Lackersteen außer sich.

»Es sind *Gras-Wallahs*, Madam. Sie sagen, daß Leutnant Verrall abgereist ist, ohne ihnen die großen Geldsummen bezahlt zu haben, die er ihnen schuldet. Dem einen für Heu, dem anderen für Getreide. Mich geht das nichts an.«

Aus der Ferne kam das Tuten des Zuges. Er wälzte sich um die Kurve, wie eine Raupe mit schwarzem Hintern, die beim Kriechen über die Schultern blickt, und verschwand. Die nassen weißen Hosen des Stationsvorstehers klatschten ihm hoffnungslos um die Beine. Ob Verrall den Zug hatte zu früh abfahren lassen, um Elizabeth oder um den *Gras-Wallahs* zu entkommen, war eine interessante Frage, die nie geklärt wurde.

Sie begaben sich zurück zur Straße und kämpften sich dann in einem solchen Wind den Hügel hinauf, daß sie manchmal mehrere Schritte rückwärts getrieben wurden. Als sie die Veranda erreichten, waren sie ganz außer Atem. Die Dienstboten nahmen ihre triefenden Regenmäntel, und Elizabeth schüttelte einen Teil des Wassers von ihrem Haar. Mrs. Lackersteen unterbrach zum ersten Mal ihr Schweigen:

»Also: Eine solche Ungezogenheit - eine einfach *abscheuliche*

...!«

Elizabeth sah blaß und kränklich aus, trotz des Regens und des Windes, die ihr ins Gesicht peitschten. Aber sie würde nichts verraten.

»Ich finde, er hätte uns auf Wiedersehen sagen können«, meinte sie kühl.

»Auf mein Wort, meine Liebe, den bist du gründlich los! ... Wie ich von Anfang an sagte, ein äußerst *ekelhafter* junger Mann!«

Etwas später, als sie sich zum Frühstück setzten, nachdem sie gebadet und trockene Kleider angezogen hatten und sich besser fühlten, bemerkte sie:

»Warte mal, was ist heute für ein Tag?«

»Samstag, Tante.«

»Ah, Samstag. Dann wird der liebe Padre heute abend eintreffen. Wie viele werden wir denn morgen am Gottesdienst sein? Ja, ich glaube wir werden *alle* da sein! Wie schön! Mr. Flory wird auch hier sein. Ich glaube er sagte, daß er morgen aus dem Dschungel zurückkehrt.« Sie fügte beinahe liebevoll hinzu: »*Lieber* Mr. Flory!«

XXIV

Es war fast sechs Uhr abends, und die alberne Glocke im sechs Fuß hohen Zinnturm der Kirche machte klirrkling, klirrkling!, während der alte Mattu drinnen am Seil zog. Die Strahlen der untergehenden Sonne, gebrochen durch ferne Regenfälle, überfluteten den Platz mit einem wunderbaren, düsterroten Licht. Es hatte früher am Tag geregnet und würde wieder regnen. Die christliche Gemeinde von Kyauktada, fünfzehn an der Zahl, versammelte sich bei der Kirchentür für den Abendgottesdienst. Flory war schon da, und Mr. Macgregor, mit grauem Topi und allem, und Mr. Francis und Mr. Samuel, in frischgewaschenen Drillichanzügen herumphüpfend - denn der

Gottesdienst, der alle sechs Wochen stattfand, war das große gesellschaftliche Ereignis ihres Lebens. Der Padre, ein hochgewachsener Mann mit grauem Haar und einem vornehmen, blassen Gesicht, der einen Kneifer trug, stand auf den Stufen der Kirche in seiner Soutane und seinem Chorrock, die er in Mr. Macgregors Haus angezogen hatte. Er lächelte in einer liebenswürdigen, aber ziemlich hilflosen Art den vier rosawangigen karenischen Christen zu, die an ihn herangetreten waren, um sich vorzustellen, denn er sprach kein Wort ihrer Sprache und sie keines von seiner. Da war ein weiterer orientalischer Christ, ein trauriger dunkler Inder unbestimmter Herkunft, der demütig im Hintergrund stand. Er wohnte den Gottesdiensten immer bei, aber keiner wußte, wer er war oder warum er ein Christ war. Zweifellos war er gefangengenommen und in früher Kindheit von den Missionaren getauft worden, denn Inder, die als Erwachsene bekehrt werden, fallen fast immer ab.

Flory konnte sehen, wie Elizabeth, lilafarben gekleidet, mit ihrer Tante und ihrem Onkel den Hügel hinunterkam. Er hatte sie an diesem Morgen im Club gesehen - sie hatten bloß eine Minute für sich allein gehabt, bevor die anderen hereinkamen. Er hatte ihr nur eine Frage gestellt.

»Ist Verrall gegangen - für immer?«

»Ja.«

Es war nicht nötig gewesen, mehr zu sagen. Er hatte sie einfach an den Armen gefaßt und sie an sich gezogen. Sie kam bereitwillig, ja sogar gern - dort im hellen Tageslicht, das unbarmherzig gegenüber seinem entstellten Gesicht war. Einen Augenblick lang hatte sie sich fast wie ein Kind an ihn geklammert. Es war, als habe er sie vor etwas gerettet oder beschützt. Er hob ihr Gesicht, um sie zu küssen, und entdeckte mit Erstaunen, daß sie weinte. Sie hatten dann keine Zeit gehabt zu reden, nicht einmal, um zu sagen: »Willst du mich heiraten?« Das machte nichts, nach dem Gottesdienst würden sie genug

Zeit haben. Vielleicht würde der Padre sie bei seinem nächsten Besuch, schon in sechs Wochen, vermählen.

Ellis und Westfield und der neue Militärpolizist nahten vom Club heran, wo sie noch schnell vor dem Gottesdienst ein paar gekippt hatten. Der Forstbeamte, der anstelle von Maxwell geschickt worden war, ein bläßlicher, großer Mann, der, abgesehen von zwei barthaarähnlichen Büscheln vor den Ohren völlig kahl war, folgte ihnen. Flory hatte gerade Zeit genug, Elizabeth »Guten Abend« zu wünschen, als sie eintraf. Als Mattu sah, daß alle anwesend waren, hörte er auf, die Glocke zu läuten, und der Geistliche führte sie hinein, gefolgt von Mr. Macgregor, mit seinem Topi an seinem Bauch, und den Lackersteens und den einheimischen Christen. Ellis zwickte Flory in den Ellbogen und flüsterte ihm benebelt ins Ohr:

»Los, Antreten zur Schnief-Parade. Vorwärts, marsch!«

Er und der Militärpolizist gingen hinter den anderen her, Arm in Arm, im Tanzschritt - und der Polizist wippte mit seinem fetten Hintern, eine *Pwe-Tänzerin* nachahmend, bis sie drinnen angekommen waren. Flory setzte sich in die gleiche Bank wie diese beiden, gegenüber Elizabeth, zu ihrer Rechten. Es war das erste Mal, daß er es je gewagt hatte, mit seinem Muttermal ihr zugewandt zu sitzen. »Schließ die Augen und zähle bis fünfundzwanzig«, flüsterte Ellis, als sie sich setzten, was dem Polizisten ein Kichern entlockte. Mrs. Lackersteen hatte bereits ihren Platz am Harmonium eingenommen, das nicht größer als ein Schreibtisch war. Mattu postierte sich bei der Tür und begann, den *Punkah* zu ziehen - er war so angeordnet, daß er nur über den vorderen Bankreihen flatterte, wo die Europäer saßen. Flo kam den Gang heraufgeschnüffelt, fand Florys Bank und ließ sich unter ihr nieder. Der Gottesdienst begann.

Flory war nur zeitweise mit seinen Gedanken dabei. Er war sich dunkel bewußt, daß er aufstand und kniete und »Amen« zu endlosen Gebeten murmelte und daß Ellis ihn leise anstieß und hinter seinem Gesangbuch Blasphemien flüsterte. Aber er war

zu glücklich, um seine Gedanken zu sammeln. Die Hölle gab Eurydike frei. Das gelbe Licht strömte durch die offene Tür herein und vergoldete den breiten Rücken von Mr. Macgregors Seidenmantel. Elizabeth, auf der anderen Seite des schmalen Gangs, war Flory so nahe, daß er jedes Rascheln ihres Kleides hören und, wie ihm schien, die Wärme ihres Körpers spüren konnte, dennoch schaute er sie nicht ein einziges Mal an, aus Furcht, daß die anderen es bemerken könnten. Das Harmonium trillerte bronchitisch, während Mrs. Lackersteen sich abmühte, mit dem einzigen funktionierenden Pedal genügend Luft hineinzupumpen. Der Gesang war ein seltsames, holpriges Geräusch ein inbrünstiges Brummen von Mr. Macgregor, eine Art verschämtes Murmeln von den anderen Europäern, und von hinten ein lautes, wortloses Muhen, da die karenischen Christen die Melodie der Lieder, nicht aber die Worte kannten.

Sie knieten wieder nieder. »Noch mehr von den verdammten Knieübungen«, flüsterte Ellis. Die Luft verdunkelte sich, und man hörte ein leichtes Regenprasseln auf dem Dach; draußen rauschten die Bäume, und eine Wolke von gelben Blättern wirbelte am Fenster vorbei. Flory beobachtete sie durch die Ritzen seiner Finger. Vor zwanzig Jahren, an Wintersonntagen in seiner Bank in der Pfarrkirche daheim, pflegte er die gelben Blätter zu beobachten, genau wie in diesem Augenblick, wie sie gegen den bleigrauen Himmel getrieben wurden und flatterten. War es nicht möglich, jetzt, ganz von vorne anzufangen, so als hätten diese schmutzigen Jahre ihn nie berührt? Durch seine Finger blickte er rasch zu Elizabeth hinüber, die mit gebeugtem Kopf und das Gesicht in ihren jugendlichen, gesprenkelten Händen versteckt, dakniete. Wenn sie verheiratet waren, wenn sie verheiratet waren! Wie sie sich dann in diesem fremden und doch liebenswürdigen Land zusammen amüsieren würden! Er sah Elizabeth in seinem Lager, wie sie ihn begrüßte, wenn er müde von der Arbeit heimkehrte, und Ko S'la mit einer Flasche Bier vom Zelt wegeilen, er sah sie im Wald mit ihm spazieren,

die Hornvögel in den heiligen Feigenbäumen beobachtend und unbekannte Blumen pflückend, und im sumpfigen Weidegrund durch den Kaltwetter-Nebel hinter Schnepfen und Krickenten herstapfen. Er sah sein Heim, wie sie es neu einrichten würde. Er sah seinen Salon, nicht länger schlampig und Junggesellenhaft, mit neuen Möbeln aus Rangun und einer Schüssel von rosaroten Bobaumzweigen wie Rosenknospen auf dem Tisch, und Büchern und Aquarellen und einem schwarzen Klavier. Vor allem das Klavier! Seine Gedanken verweilten beim Klavier - Symbol, vielleicht weil er selber unmusikalisch war, für ein kultiviertes und gesetztes Leben. Er war für immer vom Unterleben des letzten Jahrzehnts erlöst - von all den Ausschweifungen, den Lügen, dem Schmerz des Exils und der Einsamkeit, von dem Umgang mit Huren und Geldverleihern und Pukkasahibs.

Der Geistliche schritt zum schmalen Leseputz aus Holz, das auch als Kanzel diente, streifte das Band von einer Rolle Predigt Papier ab, hustete und verlas einen Text. »Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.«

»Mach's kurz, um Himmels willen«, murmelte Ellis.

Flory bemerkte nicht, wie viele Minuten vergingen. Die Worte der Predigt flossen friedlich durch seinen Kopf, ein undeutliches plapperndes Geräusch, beinahe nicht zu hören. Wenn sie verheiratet waren, dachte er immer noch, wenn sie verheiratet waren Nanu! Was war denn los?

Der Geistliche hatte in der Mitte eines Wortes abgebrochen. Er hatte seinen Kneifer abgenommen und drohte damit mit einer bekümmerten Miene jemandem im Eingang. Ein fürchterliches, rauhes Gekreische ertönte.

»Pikesan paylike! Pikesan paylike!«

Alle schreckten von ihren Sitzen hoch und drehten sich um. Es war Ma Hla May. Als sie sich umdrehten, trat sie in die Kirche ein und schob den alten Mattu gewaltsam beiseite. Sie

drohte Flory mit der Faust.

»*Pikesan paylike! Pikesan paylike!* Ja, *das* ist der, den ich meine - Flory, Flory! (Sie sprach es Porley aus.) Der, der dort vorne sitzt, mit den schwarzen Haaren! Dreh dich um und sieh mich an, du Feigling! Wo ist das Geld, das du mir versprochen hast?«

Sie kreischte wie eine Wahnsinnige. Die Leute gafften sie an, zu erstaunt, um sich zu bewegen oder zu sprechen. Ihr Gesicht war grau vor Puder, ihre fettigen Haare purzelten herunter, ihr *Longyi* war unten ausgefranst, sie sah aus wie eine Hexe vom Bazar. Florys Eingeweide schienen sich in Eis verwandelt zu haben. O Gott, Gott! Mußten sie wissen - mußte Elizabeth wissen - daß *das* die Frau war, die seine Geliebte gewesen war? Aber es gab keine Hoffnung, nicht die geringste Spur einer Hoffnung, eines Irrtums. Sie hatte seinen Namen immer wieder geschrien. Flo wand sich unter der Bank hervor, als er die vertraute Stimme hörte, lief den Gang hinunter und wedelte Ma Hla May mit dem Schwanz an. Die niederträchtige Frau schrie einen ausführlichen Bericht darüber, was Flory ihr angetan hatte.

»Schaut mich an, ihr weißen Männer, und auch ihr Frauen, schaut mich an! Seht, wie er mich ruiniert hat! Seht diese Lumpen, die ich trage! Und er sitzt da, der Lügner, der Feigling, und tut so, als ob er mich nicht sähe! Er würde mich an seinem Tor verhungern lassen wie einen Pariahund. Ha, aber ich werde Schande über dich bringen! Dreh dich um und schau mich an! Schau diesen Körper an, den du tausendmal geküßt hast - schau -«

Sie begann sogar ihre Kleider aufzureißen - die letzte Beleidigung einer burmanischen Frau von niedriger Geburt. Das Harmonium quiekte, als Mrs. Lackersteen eine krampfhafteste Bewegung machte. Die Leute hatten endlich ihre Fassung wiedergewonnen und begannen sich zu rühren. Der Geistliche, der erfolglos geblökt hatte, fand seine Stimme wieder. »Schafft

diese Frau raus!« sagte er scharf.

Florys Gesicht war leichenblaß. Nach dem ersten Augenblick hatte er sein Gesicht von der Türe abgewandt und seine Zähne zusammengebissen, verzweifelt darum bemüht, unbeteiligt auszusehen. Aber es war nutzlos, völlig nutzlos. Sein Gesicht war so gelb wie Knochen, und der Schweiß glänzte auf seiner Stirn. Francis und Samuel vollbrachten vielleicht die erste nützliche Tat ihres Lebens, indem sie plötzlich von ihrer Bank aufsprangen, Ma Hla May an den Armen packten und sie hinausbeförderten, immer noch kreischend.

Es schien sehr still in der Kirche zu sein, als sie sie endlich außer Hörweite geschleppt hatten. Die Szene war so heftig gewesen, so erbärmlich, daß sie alle aus der Fassung gebracht hatte. Selbst Ellis sah angewidert aus. Flory konnte weder sprechen noch sich rühren. Er saß da und starrte unverwandt den Altar an, sein Gesicht war starr und so blutleer, daß das Muttermal wie ein Streifen blauer Farbe darauf zu leuchten schien. Elizabeth sah flüchtig von der anderen Seite des Gangs zu ihm herüber, und ihr wurde fast übel von ihrem Abscheu. Sie hatte zwar kein Wort von dem verstanden, was Ma Hla May sagte, doch die Bedeutung der Szene war völlig klar. Der Gedanke, daß er der Liebhaber von dieser irren Kreatur mit grauem Gesicht gewesen war, ließ sie in ihren Knochen erbeben. Aber schlimmer noch, schlimmer als alles andere war seine Häßlichkeit in diesem Augenblick. Sein Gesicht entsetzte sie, es war so gräßlich, starr und alt. Es war wie ein Totenschädel. Nur sein Muttermal schien darin noch am Leben. Sie haßte ihn jetzt wegen seines Muttermales. Sie hatte bis zu diesem Augenblick nicht gewußt, wie entehrend es war, wie unverzeihlich.

Wie das Krokodil hatte U Po Kyin am schwächsten Punkt zugeschlagen. Selbstverständlich war diese Szene U Po Kyins Werk. Er hatte, wie üblich, seine Chance gesehen und Ma Hla May mit erheblicher Sorgfalt abgerichtet. Der Geistliche schloß seine Predigt fast unverzüglich. Sobald sie zu Ende war, eilte

Flory hinaus, ohne einen der andern anzuschauen. Es wurde langsam dunkel, Gott sei Dank. Fünfzig Meter von der Kirche entfernt machte er halt und beobachtete, wie die anderen in Paaren sich zum Club begaben. Es schien ihm, daß sie sich beeilten. Ja, natürlich! Jetzt hatten sie heute abend im Club etwas zu besprechen! Flo wälzte sich bauchaufwärts gegen seine Knöchel, zu einem Spiel einladend. »Scher dich weg, du verdammtes Vieh!« sagte er, und trat sie. Elizabeth war bei der Kirchentür stehengeblieben. Mr. Macgregor, welch glücklicher Zufall, schien sie dem Geistlichen vorzustellen. Sogleich gingen die beiden Männer in Richtung von Mr. Macgregors Haus weiter, wo der Geistliche die Nacht verbringen sollte, und Elizabeth folgte den anderen, dreißig Meter hinter ihnen. Flory lief ihr nach und holte sie kurz vor dem Clubtor ein. »Elizabeth!«

Sie sah sich um, erblickte ihn, erbleichte, und wäre ohne ein Wort weitergeeilt. Aber seine Besorgnis war zu groß, und er packte sie am Handgelenk.

»Elizabeth! Ich muß - ich muß mit Ihnen reden!«

»Bitte lassen Sie mich los!«

Sie begannen zu ringen und hörten dann abrupt auf. Zwei der Karenen, die aus der Kirche herausgekommen waren, standen fünfzig Meter entfernt und starrten sie durch das Halbdunkel mit großem Interesse an. Flory begann mit leiserer Stimme:

»Elizabeth, ich weiß, ich habe kein Recht, Sie so aufzuhalten. Aber ich muß mit Ihnen reden, ich muß! Bitte hören Sie sich an, was ich zu sagen habe. Bitte rennen Sie nicht vor mir davon!«

»Was tun Sie? Warum halten Sie meinen Arm fest? Lassen Sie mich sofort los!«

»Ich lasse Sie gleich los - da, sehen Sie! Aber hören Sie mir doch zu, bitte! Beantworten Sie mir diese eine Frage. Nach dem, was geschehen ist, können Sie mir je verzeihen?«

»Verzeihen? Was soll das heißen, Ihnen *verzeihen*?«

»Ich weiß, daß ich in Ungnade gefallen bin. Es war das Schändlichste, was passieren konnte! Bloß, in einem gewissen Sinne war es nicht meine Schuld. Sie werden's sehen, wenn Sie ruhiger geworden sind. Glauben Sie - nicht jetzt, es war zu schlimm, aber später - glauben Sie, daß Sie es vergessen können?«

»Ich weiß wirklich nicht, wovon sie sprechen. Vergessen? Was hat das mit *mir* zu tun? Ich fand es sehr widerlich, aber es ist nicht *meine* Sache. Ich kann mir nicht vorstellen, warum Sie mich überhaupt so ausfragen.«

Er verzweifelte fast dabei. Ihr Ton und sogar ihre Worte waren genau dieselben, die sie in jenem früheren Streit benutzt hatte. Es war wieder der gleiche Zug. Statt ihn bis zum Ende anzuhören, würde sie ihm ausweichen und sich vor ihm drücken - ihn kurz abfertigen, indem sie so tat, als hätte er keinen Anspruch auf sie.

»Elizabeth! Bitte antworten Sie mir. Bitte seien Sie aufrichtig zu mir! Dieses Mal ist's ernst. Ich erwarte nicht, daß Sie mich mit einem Male zurücknehmen. Das könnten Sie nicht, da ich so öffentlich in Ungnade gefallen bin. Aber schließlich haben Sie mir praktisch versprochen, mich zu heiraten -«

»Was! Versprochen, Sie zu heiraten? *Wann* habe ich versprochen, Sie zu heiraten?«

»Nicht in Worten, ich weiß. Aber es war zwischen uns abgemacht.«

»Nichts dergleichen war zwischen uns abgemacht! Ich finde, Sie benehmen sich äußerst widerlich. Ich gehe sofort zum Club rüber. Guten Abend!«

»Elizabeth! Elizabeth! Hören Sie. Es ist nicht fair, mich zu verdammen, ohne mich angehört zu haben. Sie wußten vorher schon, was ich getan hatte, und Sie wußten, daß ich ein anderes Leben geführt hatte, seit ich Ihnen begegnete. Was heute abend geschah, war nur ein unglücklicher Zufall. Diese niederträgliche

Frau, die, zugegeben, einmal meine - nun -«

»Ich will nichts hören, ich will solche Dinge nicht anhören! Ich gehe!«

Er packte sie wieder an den Handgelenken und hielt sie dieses Mal. Die Karenen waren glücklicherweise verschwunden.

»Nein, nein, Sie werden mich anhören! Ich würde Sie lieber zutiefst beleidigen, als diese Ungewißheit zu dulden. Woche für Woche, Monat für Monat hat sich das hingezogen, und nicht ein einziges Mal konnte ich offen mit Ihnen reden. Sie scheinen nicht zu wissen oder sich darum zu kümmern, wie sehr Sie mich leiden machen. Aber dieses eine Mal müssen Sie mir einfach antworten.«

Sie wand sich in seinem Griff und war dabei erstaunlich stark. Ihr Gesicht war auf härtere Weise böse, als er es je gesehen oder sich vorgestellt hatte. Sie haßte ihn, so daß sie ihn geschlagen hätte, wenn ihre Hände frei gewesen wären.

»Lassen Sie mich los! Oh, Sie Rohling, Sie Rohling, lassen Sie mich los!«

»Mein Gott, mein Gott, daß wir so kämpfen würden! Aber was kann ich sonst tun? Ich kann Sie nicht gehen lassen, ohne daß Sie mich überhaupt angehört haben. Elizabeth, Sie *müssen* mir zuhören!«

»Das werde ich nicht! Ich will nicht darüber diskutieren! Welches Recht haben Sie, mich auszufragen? Lassen Sie mich los!«

»Verzeihen Sie mir, verzeihen Sie mir! Diese eine Frage. Werden Sie mich - nicht jetzt, aber später, wenn diese schändliche Angelegenheit vergessen ist -, werden Sie mich heiraten?«

»Nein, niemals, niemals!«

»Sagen Sie es nicht so! Nicht so endgültig. Sagen Sie vorläufig nein, wenn Sie wollen - aber in einem Monat, einem

Jahr, fünf Jahren -«

»Ich habe doch nein gesagt! Warum müssen Sie ständig weitermachen?«

»Elizabeth, hören Sie zu. Ich habe immer wieder versucht Ihnen zu sagen, was Sie mir bedeuten - ach, es ist so zwecklos, darüber zu reden! Aber versuchen Sie doch zu verstehen. Habe ich Ihnen nicht vom Leben, das wir hier führen, erzählt? Der Art von schrecklichem Tod-im-Leben? Vom Verfall, der Einsamkeit, dem Selbstmitleid? Versuchen Sie doch zu begreifen, was das heißt, und daß Sie der einzige Mensch auf Erden sind, der mich davor bewahren könnte.«

»Wollen Sie mich loslassen? Warum müssen Sie diese gräßliche Szene machen?«

»Bedeutet es Ihnen denn nichts, wenn ich sage, daß ich Sie liebe? Ich glaube nicht, daß Sie je begriffen haben, was es ist, das ich von Ihnen will. Wenn Sie wollen, heirate ich Sie und verspreche Ihnen, Sie nie auch nur mit einem Finger zu berühren. Selbst das würde mir nichts ausmachen, solange Sie bei mir wären. Aber ich kann nicht mit meinem Leben allein fortfahren, immer allein. Können Sie sich nicht dazu überwinden, mir je zu verzeihen?«

»Niemals, niemals! Ich würde Sie nicht einmal heiraten, wenn Sie der letzte Mann auf Erden wären. Ich könnte ebensogut den Latrinenputzer heiraten!«

Sie hatte jetzt zu weinen begonnen. Er sah, daß sie es ernst meinte. Die Tränen traten auch ihm in die Augen. Er sagte wieder:

»Zum letzten Mal. Denken Sie daran, daß es viel wert ist, einen Menschen auf der Welt zu haben, der Sie liebt. Denken Sie daran, daß Sie zwar Männer finden werden, die reicher und jünger und in jeder Hinsicht besser sind als ich, daß Sie aber niemals einen finden werden, der Sie so gern hat. Und obwohl ich nicht reich bin, könnte ich Ihnen doch zumindest ein Heim

bieten. Es gibt eine Art zu leben - zivilisiert, anständig -«

»Haben wir nicht schon genug gesagt?« sagte sie ruhiger.
»Wollen Sie mich bitte gehen lassen, bevor jemand kommt!«

Er lockerte seinen Griff um ihre Handgelenke. Er hatte sie verloren, das war sicher. Wie eine Halluzination, schmerzlich klar, sah er wieder ihr Heim, wie er es sich vorgestellt hatte, er sah ihren Garten, und sah Elizabeth Nero füttern und die Tauben in der Auffahrt bei den schwefelgelben Phloxen, die so hoch wie ihre Schultern wuchsen, und den Salon mit den Aquarellen an den Wänden und den Bobaumzweigen in der Porzellanschale, die sich im Tisch spiegelten, und die Bücherregale und das schwarze Klavier. Das unmögliche, sagenhafte Klavier - Symbol für alles, was jener nichtige Vorfall zerstört hatte!

»Sie sollten ein Klavier haben«, sagte er verzweifelt.

»Ich spiele nicht Klavier.«

Er ließ sie los. Es hatte keinen Sinn. Kaum war sie von ihm befreit, als sie auch schon Fersengeld gab und tatsächlich in den Clubgarten rannte, so verhaßt war ihr seine Gegenwart. Zwischen den Bäumen blieb sie stehen, um ihre Brille abzunehmen und die Spuren von Tränen von ihrem Gesicht zu entfernen. Oh, der Rohling, der Rohling! Er hatte ihre Handgelenke auf abscheuliche Weise verletzt. Oh, was für ein unbeschreiblicher Rohling er war! Wenn sie an sein Gesicht dachte, wie es in der Kirche ausgesehen hatte, gelb und glänzend mit dem gräßlichen Muttermal, wünschte sie, er wäre tot. Es war nicht, was er getan hatte, das sie mit Abscheu erfüllte. Er hätte tausend Gemeinheiten begehen können, und sie hätte ihm vergeben. Aber nicht nach jener schmachvollen erbärmlichen Szene und nach der teuflischen Häßlichkeit seines entstellten Gesichtes in jenem Augenblick. Es war am Ende das Muttermal, das ihn verdamnte.

Ihre Tante würde wütend darüber sein, daß sie Flory abgewiesen hatte. Und dann gab es ihren Onkel mit seiner

Beinkneiferei zwischen den beiden würde das Leben hier unerträglich werden. Vielleicht mußte sie doch unverheiratet heimkehren. Schwarze Käfer! Einerlei. Alles - Altjüngferlichkeit, Plackerei, irgend etwas - nur nicht diese Alternative. Niemals, niemals würde sie sich einem Mann hingeben, der so in Ungnade gefallen war! Lieber sterben, viel lieber. Wenn sie im Geiste gewinnsüchtige Gedanken vor einer Stunde gehegt hatte, so hatte sie sie jetzt vergessen. Sie erinnerte sich nicht einmal daran, daß Verrall sie sitzengelassen hatte und daß sie ihr Gesicht gewahrt hätte, wenn sie Flory geheiratet hätte. Sie wußte nur, daß er entehrt und weniger als ein Mann war und daß sie ihn haßte, wie sie einen Aussätzigen oder einen Wahnsinnigen gehaßt hätte. Der Instinkt war stärker als der Verstand oder sogar das eigene Interesse, und sie konnte dem ebenso wenig nicht gehorchen, wie sie hätte aufhören können zu atmen.

Flory rannte nicht, als er den Hügel hinaufbog, ging aber so schnell, wie er konnte. Was er zu tun hatte, mußte rasch erledigt werden. Es war schon sehr dunkel. Die elende Flo, die nicht einmal begriffen hatte, daß etwas Ernsthaftes los war, trabte ihm dicht auf den Fersen hinterher und winselte in einer selbstmitleidigen Art, um ihn wegen seines Fußtritts zu rügen. Als er den Weg hinaufschritt, blies ein Windstoß durch die Pisangbäume, wirbelte die abgerissenen Blätter auf und brachte einen Geruch von Feuchtigkeit. Es würde wieder regnen. Ko S'la hatte den Eßtisch gedeckt und war gerade dabei, einige fliegende Käfer zu entfernen, die an der Öllampe Selbstmord begangen hatten. Er hatte offensichtlich noch nicht von der Szene in der Kirche gehört.

»Des Heiligen Abendessen ist fertig. Wird der Heilige jetzt speisen?«

»Nein, noch nicht. Gib mir die Lampe.«

Er nahm die Lampe, ging ins Schlafzimmer und schloß die Tür. Der abgestandene Geruch von Staub und Zigarettenrauch

kam ihm entgegen, und in dem weißen, unbeständigen Glanz der Lampe konnte er die moderigen Bücher und die Eidechsen auf der Wand sehen. Er war also wieder hier - bei diesem alten, geheimen Leben - nach allem, zurück, wo er vorher gewesen war.

War es nicht möglich, es zu ertragen? Er hatte es vorher auch ertragen. Es gab Linderungsmittel - Bücher, sein Garten, Alkohol, Arbeit, Huren, Jagen, Gespräche mit dem Doktor.

Nein, es war nicht länger erträglich. Seit Elizabeths Ankunft war die Kraft, zu leiden und vor allem zu hoffen, die er in sich tot geglaubt hatte, zu neuem Leben erwacht. Die halbbequeme Lethargie von vorher war gebrochen. Und wenn er jetzt litt, dann erwartete ihn noch viel Schlimmeres. Bald würde jemand anders sie heiraten. Wie er es sich vorstellen konnte - den Augenblick, wo er die Nachricht hörte! - »Haben Sie gehört, daß die kleine Lackerstein endlich Feuer gefangen hat? Armer alter Soundso - wird zum Altar getrieben, Gott steh ihm bei«, usw. usw. Und die beiläufige Frage - »Ach, wirklich? Wann soll's denn sein?« - mit starrem Gesicht, so als sei man gleichgültig. Und dann würde ihr Hochzeitstag herannahen, ihre Hochzeitsnacht - ach, nein, das nicht! Obszön, obszön. Behalte das im Auge. Obszön. Er zerrte seinen Uniform-Koffer aus Blech unter dem Bett hervor, nahm seine Selbstlade-Pistole heraus, schob einen Ladestreifen Patronen in das Magazin, und zog eine in den Verschuß.

Ko S'la wurde in seinem Testament bedacht. Blieb noch Flo. Er legte seine Pistole auf den Tisch und ging hinaus. Flo spielte mit Ba Shin, Ko S'las jüngstem Sohn, im Schütze des Küchengebäudes, wo die Dienerschaft die Überreste eines Holzfeuers zurückgelassen hatte. Sie tanzte, die kleinen Zähne entblößt, um ihn herum, und tat so, als beiße sie ihn, während der winzige Junge, dessen Bauch rot in der Glut der noch glühenden Asche schien, schwach nach ihr schlug, lachend und doch halb ängstlich.

»Flo! Komm her, Flo!«

Sie hörte ihn und kam unterwürfig und hielt dann jäh an der Schlafzimmertür. Sie schien erfaßt zu haben, daß etwas nicht stimmte. Sie bewegte sich etwas zurück und stand, ängstlich zu ihm hinaufblickend, da und wollte nicht das Schlafzimmer betreten.

»Komm hier rein!«

Sie wedelte mit dem Schwanz, rührte sich aber nicht.

»Los, Flo! Gute alte Flo! Los!«

Flo wurde plötzlich von Panik ergriffen. Sie winselte, ihr Schwanz senkte sich, und sie schreckte zurück. »Komm her, zum Teufel!« schrie er, und er nahm sie am Halsband, schleuderte sie ins Zimmer und schloß die Tür hinter ihr. Er ging zum Tisch, um die Pistole zu holen.

»Nun komm hierher! Tu, was man dir sagt!«

Sie duckte sich und winselte um Vergebung. Es schmerzte ihn, es zu hören. »Los, altes Mädel! Liebe alte Flo! Herrchen tut dir doch nichts. Komm her!« Sie kroch sehr langsam auf seine Füße zu, flach auf dem Bauch, winselnd, mit gesenktem Kopf, als fürchte sie, ihn anzuschauen. Als sie einen Meter von ihm entfernt war, schoß er, und sprengte ihren Schädel in Stücke.

Ihr zerschmettertes Gehirn sah aus wie roter Samt. Würde er so aussehen? Das Herz, also, nicht den Kopf. Er konnte hören, wie die Diener aus ihren Quartieren rannten und schrien - sie mußten das Geräusch des Schusses gehört haben. Hastig riß er seine Jacke auf und drückte die Mündung der Pistole gegen sein Hemd. Eine winzige Eidechse, durchsichtig wie ein Wesen aus Gelatine, verfolgte einen weißen Käfer an der Tischkante entlang. Flory drückte mit seinem Daumen ab.

Als Ko S'la ins Zimmer stürzte, sah er einen Moment lang nichts als den Leichnam des Hundes. Dann sah er die Füße seines Herrn, die Fersen nach oben, hinter dem Bett

hervorragend. Er brüllte den anderen zu, die Kinder nicht ins Zimmer hereinzulassen, und alle drängten mit Schreien vom Eingang zurück. Ko S'la fiel hinter Florys Körper auf die Knie, im gleichen Augenblick, als Ba Pe durch die Veranda gerannt kam.

»Hat er sich erschossen?«

»Ich glaube, ja. Dreh ihn auf den Rücken. Oh, schau dir das an! Lauf und hol den indischen Arzt! Lauf um dein Leben!«

Da war ein sauberes Loch, nicht größer als das von einem Bleistift durch ein Blatt Löschpapier, in Florys Hemd. Er war offensichtlich völlig tot. Mit großer Mühe schaffte ihn Ko S'la aufs Bett, denn die anderen Diener weigerten sich, die Leiche zu berühren. Schon nach zwanzig Minuten kam der Arzt. Er hatte nur einen vagen Bericht gehört, daß Flory verletzt war, und war mit Höchstgeschwindigkeit durch einen Regenschauer den Hügel hinaufgeradelt. Er warf sein Fahrrad in das Blumenbeet und eilte durch die Veranda herein. Er war außer Atem und konnte durch seine Brille nichts sehen. Er zog sie aus und spähte kurzsichtig nach dem Bett. »Was ist los, mein Freund?« fragte er besorgt. »Wo sind Sie verletzt?« Dann, als er näher kam, sah er, was auf dem Bett lag, und stieß einen grellen Laut aus.

»Ach, was soll das? Was ist mit ihm passiert?«

»Er hat sich erschossen, Sir.«

Der Arzt fiel auf die Knie, riß Florys Hemd auf und legte das Ohr an seine Brust. Ein Ausdruck der Pein trat auf sein Gesicht, und er ergriff den toten Mann an den Schultern und schüttelte ihn, als könnte ihn bloße Gewalt zum Leben erwecken. Ein Arm fiel schlaff über den Betrand. Der Arzt hob ihn wieder auf und brach dann, mit der toten Hand zwischen seinen eigenen, in Tränen aus. Ko S'la stand am Fuß des Bettes, sein braunes Gesicht war voller Falten. Der Arzt erhob sich und lehnte sich, einen Augenblick lang ohne Selbstbeherrschung, gegen den Bettpfosten und weinte geräuschvoll und lächerlich, seinen

Rücken Ko S'la zugewandt. Seine dicken Schultern bebten. Sogleich faßte er sich und drehte sich wieder um.

»Wie ist das passiert?«

»Wir hörten zwei Schüsse. Er hat's selbst getan, das steht fest. Ich weiß nicht, warum.«

»Wie weißt du, daß er das absichtlich getan hat? Wie willst du wissen, daß es kein Unfall war?«

Als Antwort deutete Ko S'la schweigend auf Flos Leichnam. Der Arzt dachte einen Augenblick nach und hüllte dann mit sanften geübten Händen den toten Mann in das Laken und knotete es an Fuß und Kopf. Mit dem Tod war das Muttermal sofort verblaßt, kaum mehr als ein matter Fleck.

»Begrabe sofort den Hund. Ich werde Mr. Macgregor sagen, daß dies aus Versehen passiert ist, während er seinen Revolver reinigte. Vergiß nicht, den Hund zu begraben. Dein Herr war mein Freund. Es soll nicht auf seinem Grabstein stehen, daß er Selbstmord begangen hat.«

XXV

Glücklicherweise war der Padre noch in Kyauktada, denn er war in der Lage, bevor er am nächsten Abend den Zug erwischte, die Trauerfeier ordnungsgemäß vorzunehmen und sogar eine kurze Ansprache über die Tugenden des Verstorbenen zu halten. Alle Engländer sind tugendhaft, wenn sie tot sind. »Tod durch Unfall« war das offizielle Verdikt (Dr. Veraswami hatte mit seiner ganzen medizinisch-rechtlichen Kenntnis bewiesen, daß die Umstände auf Unfall hindeuteten), und es wurde vorschriftsmäßig auf dem Grabstein angebracht. Nicht daß irgend jemand es geglaubt hätte. Florys wirkliches Epitaph war die sehr selten geäußerte Bemerkung - denn ein Engländer, der in Burma stirbt, wird sehr schnell vergessen -: »Flory? Ach ja, er war ein dunkler Kerl mit einem Muttermal. Er erschoss sich in Kyauktada im Jahre 1926. Wegen eines

Mädchens, hieß es. Verdammter Dummkopf.« Wahrscheinlich war niemand außer Elizabeth über das, was geschah, sehr erstaunt. Es gibt eine ziemlich große Anzahl von Selbstmorden unter den Europäern in Burma, und sie kommen wenig überraschend.

Florys Tod hatte mehrere Folgen. Die erste und wichtigste war, daß Dr. Veraswami erledigt war, genau wie er es vorausgesehen hatte. Die Ehre, der Freund eines Weißen zu sein - das eine, was ihn vorher gerettet hatte -, war verschwunden. Florys Ansehen bei den anderen Europäern war zwar nie gut gewesen, aber schließlich war er ein Weißer, und die Freundschaft zu ihm verlieh ein gewisses Prestige. Sobald er tot war, war der Untergang des Doktors gesichert. U Po Kyin wartete so lange wie nötig und schlug dann wieder zu, härter denn je. Knapp drei Monate waren vergangen, bevor er jedem Europäer in Kyauktada in den Kopf gesetzt hatte, daß der Doktor durch und durch ein Schuft war. Keine öffentliche Beschuldigung wurde je gegen ihn erhoben - U Po Kyin hütete sich davor. Selbst Ellis hätte es Kopfzerbrechen bereitet, genau zu sagen, welcher Gemeinheit sich der Doktor schuldig gemacht hatte, und doch war man sich einig, daß er ein Schuft war. Nach und nach kristallisierte sich das allgemeine Mißtrauen gegen ihn in einer einzigen burmanischen Wendung - ›*shok de*‹. Veraswami, hieß es, sei auf seine Art ein ziemlich gescheiter Kerl - ein ziemlich guter Arzt für einen Eingeborenen aber er sei *vollkommen shok de*. *Shok de* bedeutet, annähernd, nicht vertrauenswürdig, und sobald ein ›eingeborener‹ Beamter im Rufe steht, *shok de* zu sein, ist es aus mit ihm.

Der gefürchtete Wink wurde irgendwo an hoher Stelle erteilt, und der Doktor wurde zum Rang des Operationsassistenten zurückversetzt und zum Allgemeinen Krankenhaus von Mandalay verlegt. Er ist immer noch dort und wird wahrscheinlich bleiben. Mandalay ist eine ziemlich unangenehme Stadt - staubig, und unerträglich heiß, und es

heißt, sie habe vier Hauptprodukte, die alle mit P beginnen, nämlich Pagoden, Parias, Priester und Prostituierte -, und die Routinearbeit des Krankenhauses ist trostlos. Der Doktor lebt gerade außerhalb der Krankenhausanlagen in einem kleinen Backhaus von einem Bungalow, dessen winziges Grundstück mit Wellblech umzäunt ist, und abends betreibt er eine Privatklinik, um sein herabgesetztes Gehalt aufzustocken. Er ist Mitglied eines zweitklassigen Clubs geworden, der von indischen Anwälten frequentiert wird. Sein Hauptstolz ist ein einziges europäisches Mitglied - ein Elektriker aus Glasgow namens Macdougall, der wegen Trunkenheit von der Irrawaddy Flotilla Company an die Luft gesetzt wurde und sich jetzt einen unsicheren Lebensunterhalt durch eine Garage verdient. Macdougall ist ein schwerfälliger Tölpel, der sich nur für Whisky und Magnetzünder interessiert. Der Doktor, der nie glauben will, daß ein Weißer ein Dummkopf sein kann, versucht fast jeden Abend, ihn in ein »kultiviertes Gespräch« zu verwickeln, aber die Ergebnisse sind sehr unbefriedigend.

Ko S'la erbte vierhundert Rupien gemäß Florys Testament und gründete mit seiner Familie ein kleines Teerestaurant im Bazar. Aber das Geschäft ging ein, was mit den zwei Frauen, die ständig darin kämpften, unvermeidlich war, und Ko S'la und Ba Pe sahen sich gezwungen, wieder eine Stellung anzunehmen. Ko S'la war ein vollendeter Diener. Er beherrschte die nützlichen Künste, verstand sich darauf, zu kuppeln, mit Geldverleihern umzugehen, den Herrn, wenn betrunken, zu Bett zu tragen und am nächsten Morgen eine Stärkung zu fabrizieren, die man Prärieauster nennt, dazu konnte er nähen, stopfen, Patronen nachfüllen, sich um ein Pferd kümmern, einen Anzug bügeln und einen Eßtisch mit wunderbaren ausgeklügelten Mustern aus zerhackten Blättern und gefärbten Reiskörnern schmücken. Er war fünfzig Rupien im Monat wert. Aber er und Ba Pe waren in Florys Dienst bequem geworden, und sie wurden von einer Stelle nach der anderen entlassen. Sie verbrachten ein schlechtes

Jahr in Armut; der kleine Ba Shin zog sich einen Husten zu und hustete sich schließlich in einer stickigen Heißwetter-Nacht zu Tode. Ko S'la ist jetzt zweiter Diener bei einem Reismakler aus Rangun und seiner neurotischen Frau, die ständig feilscht, und Ba Pe ist *Paniwallah* im gleichen Haus für sechzehn Rupien im Monat. Ma Hla May ist in einem Bordell in Mandalay. Ihre Schönheit ist fast völlig dahin, ihre Kunden zahlen ihr nur vier Annas und treten und schlagen sie manchmal. Vielleicht noch bitterer als alle anderen trauert sie der guten Zeit nach, als Flory noch lebte und sie nicht die Klugheit besaß, etwas vom Geld, das sie ihm entlockte, auf die Seite zu legen.

U Po Kyin verwirklichte alle seine Träume bis auf einen. Nach der Schande des Doktors war es unvermeidlich, daß U Po Kyin in den Club aufgenommen würde, und das wurde er auch, trotz heftiger Proteste von Ellis. Am Ende waren die anderen Europäer recht froh darüber, daß sie ihn gewählt hatten, denn er war ein erträglicher Zuwachs. Er kam nicht zu oft, hatte eine einnehmende Art, spendierte großzügig Drinks und entwickelte sich fast schlagartig zu einem brillanten Bridgespieler. Ein paar Monate später wurde er von Kyauktada versetzt und befördert. Ein ganzes Jahr lang vor seiner Pensionierung amtierte er als stellvertretender Distriktchef, und allein während dieses Jahres machte er zwanzigtausend Rupien mit Bestechungsgeldern. Einen Monat nach seinem Rücktritt wurde er zu einem Durbar in Rangun geladen, um den Orden, der ihm von der indischen Regierung zuerkannt worden war, in Empfang zu nehmen.

Es war eine eindrucksvolle Szene, jener Durbar. Auf der Bühne, die mit Fahnen und Blumen behangen war, saß der Gouverneur im Gehrock, auf einer Art von Thron, mit einer Schar von Flügeladjutanten und Ministern hinter ihm. Überall um den Saal herum standen die großen, bärtigen indischen Kavalleristen der Leibwache des Gouverneurs wie glanzvolle Wachsfiguren, mit bewimpelten Lanzen in der Hand. Draußen schmetterte ab und zu eine Kapelle. Die Galerie leuchtete von

den weißen *Ingvis* und den rosaroten Tüchern der burmanischen Damen, und im Zentrum der Halle warteten hundert Männer oder mehr darauf, ihren Orden zu erhalten. Da waren burmanische Beamte in grellen *Pasos* aus Mandalay, und Inder in goldfarbigen *Pagris*, und britische Offiziere in Galauniform mit klirrenden Schwertscheiden und alte *Thugvis*, deren graues Haar im Nacken geknotet war und von deren Schultern *Dahs* mit silbernem Griff herabhingen. In einer hohen, klaren Stimme verlas ein Minister die Liste der Auszeichnungen, die vom C.I.E. bis zur Ehrenurkunde im geprägtem Silberetui reichten. Bald war U Po Kyin an der Reihe, und der Minister las von seiner Schriftrolle vor: »An U Po Kyin, Stellvertretender Hilfs-Distriktschef, im Ruhestand, für lange und treue Dienste und besonders für seine rechtzeitige Hilfe beim Unterdrücken einer äußerst gefährlichen Rebellion im Kyauktada-Bezirk« - und so weiter und so fort.

Dann hieften zwei Gefolgsleute, die zu diesem Zweck dort postiert worden waren, U Po Kyin aufrecht, und er watschelte zur Bühne, verbeugte sich so tief, wie es ihm sein Bauch gestattete, und wurde ordnungsgemäß ausgezeichnet und beglückwünscht, während Ma Kin und andere Anhängerinnen wild klatschten und ihre Schals von der Galerie schwenkten.

U Po Kyin hatte alles getan, was ein Sterblicher tun konnte. Nun war es an der Zeit, sich auf die nächste Welt vorzubereiten, mit dem Bau von Pagoden zu beginnen. Aber unglücklicherweise gingen genau an diesem Punkt seine Pläne schief. Nur drei Tage nach dem Galaempfang des Gouverneurs, bevor auch nur ein Ziegelstein jener Pagoden der Versöhnung gelegt worden war, wurde U Po Kyin vom Schlage getroffen und starb, ohne wieder zu reden. Es gibt keinen Schutz gegen das Schicksal. Ma Kin war ob des Unglücks ganz gebrochen. Auch wenn sie selbst die Pagoden gebaut hätte, wäre es U Po Kyin nicht zugute gekommen, man kann kein Verdienst erwerben außer durch eine eigene Tat. Sie leidet sehr, wenn sie

daran denkt, wo U Po Kyin jetzt sein muß - in Gott weiß was für einer schrecklichen unterirdischen Hölle von Feuer und Finsternis und Schlangen und Dämonen wandernd. Oder selbst wenn er dem Schlimmsten entronnen wäre, ist seine andere Befürchtung Wirklichkeit geworden, und er ist in der Form einer Ratte oder eines Frosches auf die Erde zurückgekehrt. Vielleicht ist er gerade in diesem Augenblick dabei, von einer Schlange verschlungen zu werden.

Für Elizabeth nun fügte sich alles besser, als sie erwartet hatte. Nach Florys Tod sagte Mrs. Lackersteen, einmal alle Masken fallenlassend, offen, daß es keine Männer in diesem schrecklichen Ort gebe und die einzige Hoffnung darin bestünde, mehrere Monate in Rangun oder Maymyo zu leben. Aber sie konnte Elizabeth nicht sehr gut allein nach Rangun oder Maymyo schicken, und selber mit ihr gehen bedeutete praktisch, Mr. Lackersteen zum Tod durch Delirium tremens zu verurteilen. Monate vergingen, und die Regenfälle erreichten ihren Höhepunkt, und Elizabeth war gerade zu der Überzeugung gelangt, daß sie doch heimkehren mußte, ohne einen Pfennig und unverheiratet, als ausgerechnet Mr. Macgregor um ihre Hand anhielt. Er hatte es schon lange im Sinn gehabt, tatsächlich hatte er nach Florys Tod nur eine schickliche Zeitspanne abgewartet. Elizabeth nahm ihn mit Freuden an. Er war zwar ziemlich alt, aber ein stellvertretender Distriktchef ist nicht zu verachten - bestimmt eine viel bessere Partie als Flory. Sie sind sehr glücklich. Mr. Macgregor war immer schon ein gutmütiger Mann, aber seit seiner Heirat ist er menschlicher und liebenswerter geworden. Seine Stimme dröhnt weniger, und er hat seine Morgenübungen aufgegeben. Elizabeth ist erstaunlich rasch reif geworden, und eine gewisse Härte im Auftreten, die ihr immer zu eigen war, hat sich verstärkt. Ihre Diener leben in Schrecken vor ihr, obwohl sie kein Wort Burmanisch redet. Sie hat eine erschöpfende Kenntnis der Zivilliste, gibt reizende kleine Abendgesellschaften und weiß die Gattinnen von

untergeordneten Beamten in ihre Schranken zu weisen, erfüllt also mit totalem Erfolg die Stellung, für die sie von Anfang an bestimmt war, die einer Burra Memsahib.

Kleines Glossar von Namen und Wörtern (meist burmanisch oder indisch), soweit sie nicht aus dem Zusammenhang verständlich sind

Amritsar: Stadt in Indien, wo 1919 ein Aufstand brutal niedergeschlagen wurde

Anna: Münze im Wert von Vu Rupie

Arlen, Michael: Verfasser witziger Romane und Kurzgeschichten. *These Charming People* erschien 1920.

Bahinchut: ein Fluch (wörtlich: »Fick deine Schwester!«)

Babu: eingeborener Angestellter; auch Inder mit oberflächlicher englischer Bildung

Belial: Name eines Teufels in John Miltons *Paradise Lost*

Burra Sahib: (*burra* ~ groß), wichtiger, ranghöherer Mann

Burra Memsahib: Frau von Bedeutung

Chalo!: Zuruf an ein Pferd: »hopp, los!«

Chaprassi: Bote

Charpoy: leichtes Bettgestell

Chetty: Geldwechsler

Chokra: eingeborener Junge

C. I. E.: Ehrentitel: Companion of the Order of the British Empire

Cook, A. J.: englischer Sozialistenführer

Cruft's: alljährliche internationale Hundeschau in London

Culpeper, Nicholas: englischer Mediziner und Verfasser von Büchern über Hebammenkunst

Dah: langes Messer

Dahl: Linsen

Dak: Post

Dak-Bungalow: staatliche Poststation

Debrett: Verzeichnis des großbritannischen Adels

Dirzi: Schneider

Dodo: ausgestorbener Vogel

Durbar: Galaempfang

Durwan: Pförtner, Türhüter

Dyer, Reginald Edward Harry, englischer General, der einen Aufstand in Amritsar niederschlug, indem er auf eine Menge Eingeborener schießen ließ

Gaungbaung: burmanische seidene Kopfbedeckung

Gharry: von Pferden gezogene Kutsche

Gilben, Sir William Schwenk, Verfasser der Libretti für die äußerst populären komischen Opern von Gilben und (Sir Arthur) Sullivan

Graswallah: Händler mit Heu und Gras. S.

Waliah Gurkha: Soldat einer nepalesischen Elitetruppe

Gyi: eine Art Reh

Havildar: eingeborener Soldat

High Anglicanism: dem Katholizismus nahe und vornehme Art des Anglikanismus

Ingyi: kurze Jacke

Jaldi: Zuruf: »Schnell!«

Jorrocks: sportliebender Gemüsehändler in den komischen Romanen von Robert Smith Sunees

Karene, karenisch: Die Karenen sind ein südburmanischer Bergstamm

Kukri: Waffe der Gurkhas: gebogenes, sich nach vorn verbreiterndes Messer

Longyi: bis zum Knöchel reichendes Kleid

Machan: Hochsitz bei der Tigerjagd

Mahseer: indische Barbe

Maidan: offener Platz, besonders für Drill und Paraden

Mali: Gärtner
Mamootie: eine Art Hacke
Memsahib: fern, von *Sahib*, eine europäische Frau
Mug: Angehöriger eines Stammes. Die Mugs galten als die besten Köche.
Pagri: leichter Turban aus Seide oder Baumwolle
Paso: eine Art Sarong für Männer
Pice: Kupfermünze, im Wert eines *Anna*
Prinjal: eine Art Aubergine
Pukka Sahib: »wirklicher« Herr, Gentleman
Pukka Memsahib: weibliche Entsprechung dazu; von den Eingeborenen übliche Bezeichnung für eine europäische Frau
Punkah: Federfächer
Raj: Herrschaft
Rajput: vornehme kriegerische Kaste in Indien
Robbah: Robber im Kartenspiel
Sahib: »Herr«, Anrede an Europäer
Sahiblog: die Europäer
Sambhur: kleines bis mittleres Wild
Sampan: chinesisches Hausboot
Selam: Salaam, orientalischer Gruß
Sepoy: einheimischer indischer Soldat in britischen Diensten
Shabash!: »Gut gemacht! Bravo!«
Shan: ein Volk Burmas
Shiko: Fußfall mit gefalteten Händen; Ehrenbezeugung vor Höhergestellten
Sikh: britischindischer Soldat
Subahdar: Statthalter, Vizekönig
Talah: Gehalt, Salär

Tent-Pegging: Kavallerieübung; im vollen Galopp sind Pflöcke mit der Lanze aus dem Boden zu holen

Terai: breitkrepiger Filzhut mit Luftlöchern

Thakin: Meister, Herr.

Thakinma: Herrin, Meisterin Thibaw: der letzte König von Burma (1878-85)

Thugyi: Dorfvorsteher

Thugyimin: Anrede

Todd, Sweny: Barbier, der seine Kunden zu Schweinepasteten verarbeitete, Figur in einem Melodrama

Toddy: Palmsaft

Topi: Tropenhelm

Tuktoo: Eidechse

Washington, Booker T.: amerikanischer Negerführer, der sich für die Besserstellung und Erziehung der Schwarzen einsetzte

Weiksa: Zauberer

Witterley, Mrs. Julia: komische Figur aus *Nicholas Nickleby* von Charles Dickens

wallah: (in Wortzusammensetzungen): Person; jemand, der mit dem im vorangehenden Wort enthaltenen Begriff zu tun hat